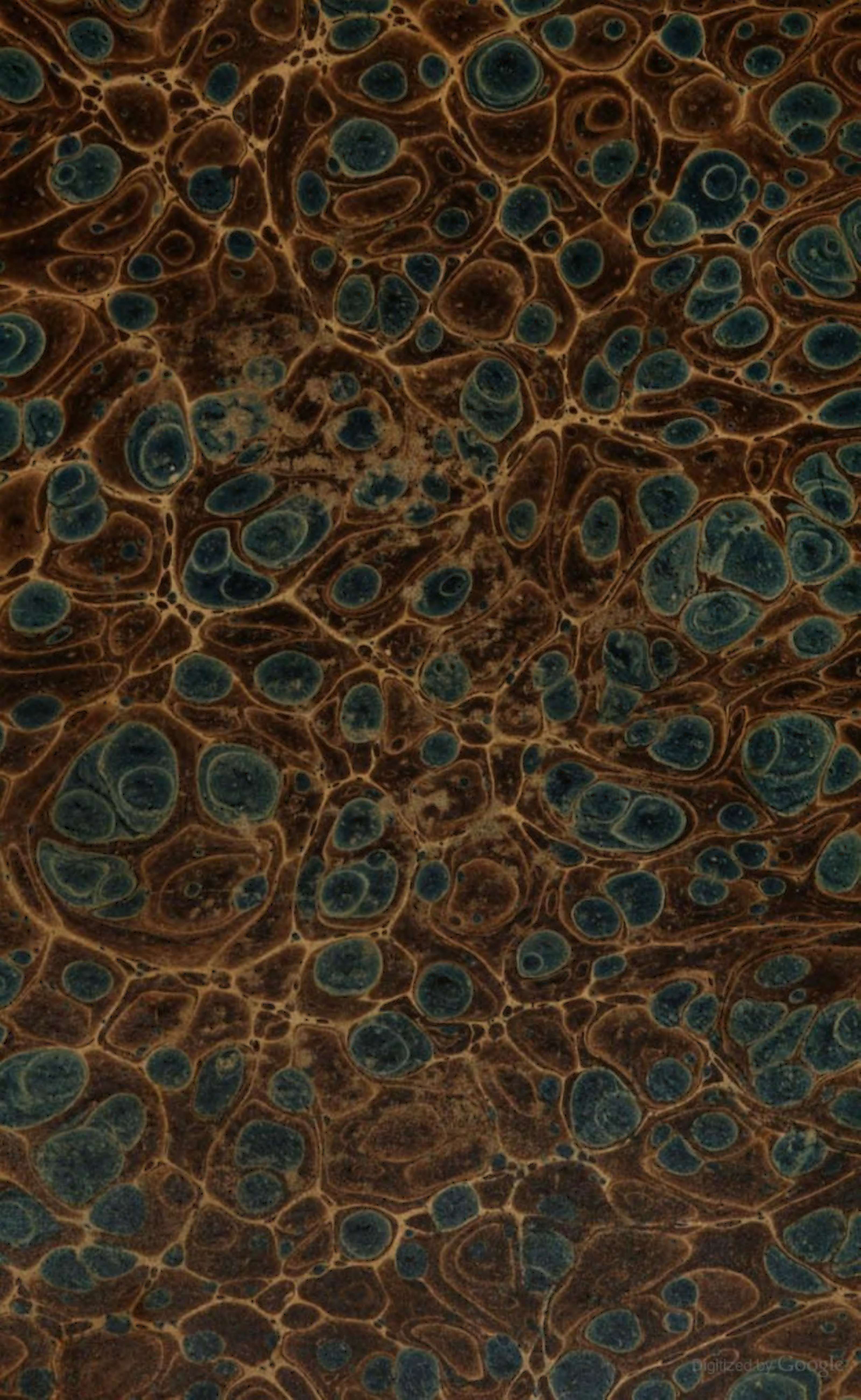




Was ich erlebte.

Fünfter Band.



Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Fünfter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1842.



Kopenhagen 1802 — 1804.

Reise nach Halle 1804.

Halle 1804—1806. — Emigration.

Lübeck. Winter 1808.

Kopenhagen.

1802 — 1804.

Wenige Menschen haben eine glücklichere Jugend gehabt als ich. Ich war jetzt in meinem dreißigsten Jahre, und wenn ich die zwei trüben Jahre ausnehme, waren die übrigen gewiß auf eine im Menschenleben seltene heitere Weise verflossen. Ich erinnere mich, in dieser ganzen Zeit, selbst in der traurigen, niemals oder doch nur vorübergehend die Zukunft dunkel gesehen zu haben. Die Gegenwart bot mir die reichsten Genüsse dar, und ich verschmähte sie nicht. Ich war unabhängig im vollsten Maaße; Jedermann, mit dem ich in Berührung kam, trat mir wohlwollend entgegen, denn ich stand Niemand im Wege, und so glücklich ich war, fanden doch nur Wenige Veranlassung, mich zu beneiden.

Es war billig, daß ich das allgemeine Loos der Sterblichen theilen mußte; aber wenn auch die Ver-

hältnisse, die mich zuletzt dazu trieben, mein Vaterland zu verlassen, schon bei meiner Zurückkunft mir drohend entgegentraten, so entwickelten sie sich doch langsam und störten mich in meiner fortdauernden glücklichen Lage nicht sehr.

Schon während meines Aufenthaltes in Freiberg ward mein Geist durch ein bedeutendes geschichtliches Ereigniß gewaltsam in mein Vaterland zurückversetzt. Im April 1801 wurde Kopenhagen bekanntlich von den Engländern bombardirt. Es waren Tage des unvergeßlichen Ruhms für die ganze Stadt, und insbesondere für die dänische Marine. Keiner der Einwohner kannte den Krieg; kriegerische Gefahren klangen wie alte Erinnerungen, aus der früheren Geschichte des Landes; denn auch den vorhergehenden Geschlechtern waren sie unbekannt. Aus dem ruhigen klaren Himmel des langen Friedens trat plötzlich der drohende Anfall hervor; aber die alte nordische Tapferkeit hatte sich seit mehr als 150 Jahren frisch erhalten. Nur flammende Begeisterung, keine Furcht ergriff alle Einwohner. Wer durch seinen Beruf, auf den Block-Schiffen dem Tode jubelnd entgegen ging, ward beneidet, keiner beklagt. Freunde hatten an dem Kampfe

theilgenommen, besonders ward ein junger Offizier genannt, sein Name war Villemoos. Das Außerordentlichste ward von seiner Tapferkeit erzählt. Er trat in früher Jugend in die Reihe der alten Seehelden. Sein Tod erregte Theilnahme und Trauer: aber jubelnd begrüßte man die lebendig gewordene Erinnerung an den alten dänischen Muth, der jetzt wieder hervortrat. Unter den ungünstigsten Umständen bot man dem überlegenen Feinde Trotz; wenn er glaubte gesiegt zu haben, erneuerte sich der Angriff der Dänen immer heftiger, und als die Mittel der Vertheidigung fast erschöpft waren, ward die große Flotte unter Hyde Parker (einem zweiten Nelson), genöthigt, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der den Frieden herbeiführte.

In meine Studien vertieft, war ich wenig mit den politischen Ereignissen bekannt. Dänemark glaubte ich im tiefsten Frieden, als Zeitungen und Briefe mir das fast Unglaubliche berichteten. Als die Ueberraschung vorüber war, lebte ich ganz in der Erinnerung an die Stadt meiner Jugend. Die Freunde umgaben mich, alle früheren Ereignisse, innere wie äußere, lebten auf, ich war für einige Zeit meiner Umgebung,

ja meinen Studien entrückt. Ich hörte die Bomben sausen, ich stand mit den vielen Tausenden in dem gedrängten Haufen an der Zollbude; ich sah, wie die Todten und Verwundeten an das Land gebracht wurden, und wie die Ersatzmänner diesen vorüber eilten, jauchzend in die Bote stürzten, einem ähnlichen Schicksale entgegen. Der alte dänische Ruhm ergriff mich, und ich pries mich glücklich, eine Däne zu sein. Wie beneidete ich meine Freunde, die das alles, was mich in der Vorstellung so heftig ergriff, wirklich erlebt hatten.

Als ich nun nach Kopenhagen zurückkam, ja noch ehe ich die Stadt betrat, als ich die Seebatterien, die den Eingang des Hafens decken, und hinter diesen die Thürme der Stadt erblickte, erwachten alle Erinnerungen an diese Zeit. Mehrere Tage hindurch ließ ich kein anderes Gespräch aufkommen. Zwei Seeoffiziere, die an dem Gefechte theilgenommen hatten, mußten alle Details desselben, meine übrigen Freunde die herrschende Stimmung in der Stadt, und alle kleinen Züge der Begeisterung mir mittheilen. Ich glaubte mich als einen Vielerfahrenen unter meine Freunde stellen zu können, die ihr Vaterland nicht verlassen

oder auf kurzen Reisen nichts Bedeutendes erlebt hatten. Jetzt schien mir Alles, was ich erlebt hatte, gegen die Erfahrungen meiner Freunde in dieser Zeit, nichtig; ihnen war die Geschichte selbst, in ihrer größeren Gestalt, wie sie Völker in Bewegung setzt, entgegengetreten, und alles Erlebte schien mir, mit diesem großen Momente verglichen, armselig.

Aber auch Ereignisse aus meinem Leben in Deutschland äußerten ihren Einfluß auf meine Stellung in Dänemark. Graf Schimmelmann empfing mich mit derselben ausgezeichneten Güte, die mich vor meiner Abreise beglückte. Er war höchst begierig, von den Bewegungen in der Philosophie und Poesie, die in der deutschen Literatur so heftig hervortraten, genauer unterrichtet zu werden. Viele der neueren Schriften waren ihm bekannt, aber die Speculation schien ihm doch fremd zu bleiben. Ich bewahre einen Aufsatz von ihm, der gleichsam eine Grundlage für unsere Gespräche bilden sollte; er drehte sich noch um den Humeschen Skeptizismus, und konnte von der Ansicht nicht loskommen, daß wir von einer Kraft nichts wis-

sen und nur ihre Wirkungen in der Erscheinung erkennen können. Es war seltsam, wie er, nachdem er dieses alles entwickelt hatte, doch suchte, diese engen Schranken der Sinnlichkeit zu durchbrechen. Ich, der ich für die rein geistige Wahrheit auf immer gewonnen war, sprach lebhaft, sicher und mit Bestimmtheit; er horchte aufmerksam zu, er ward gewonnen; er hoffte von mir und meiner Thätigkeit in Dänemark viel, und die entschiedene Gunst eines so hochgestellten Mannes, der über die Finanzen des Landes zu gebieten hatte, schien mir eine wünschenswerthe Existenz für die Zukunft zu versprechen. Er benutzte meinen früher erwähnten Ruf nach England, mir vorläufig eine Pension auszuzahlen, die, so lange ich nicht verheirathet war, völlig hinreichte, mir ein sorgenloses, ja angenehmes Leben zu bereiten. Ich selbst sollte meinen Wirkungskreis bestimmen.

Der Entwurf für meine zukünftige Thätigkeit, den ich dem mir freundlich gesinnten Grafen überreichte, war folgender: Als Promovirter auf einer einheimischen Universität hatte ich statutenmäßig das Recht, Vorträge zu halten. Ich wollte nun theils über Philosophie, theils über Geognosie lesen. Meine Absicht

war, das Studium so anziehend wie möglich zu machen, und meine Zuhörer für dieses zu gewinnen; besonders wollte ich diejenigen an mich zu ziehen suchen, die bestimmt waren, ein einsames Leben in den norwegischen Gebirgen als Prediger oder Beamte zu verleben. Diese jungen Männer würden, glaubte ich, wenn auch nicht alle, erfreut sein, wenn sie Interesse gewonnen hätten für einen Gegenstand, der ihnen in der tiefen Einsamkeit eine angenehme Beschäftigung verschaffte. Die norwegischen Gebirge waren bis dahin in geognostischer Rücksicht völlig unbekannt. Esmark, jener damals berühmte Schüler Werners, war durch sein Amt zu sehr an Kongsberg gekettet. Mein Vorschlag war nun: alle Sommer geognostische Reisen nach Norwegen zu machen. Nach einigen Jahren würden dort hoffentlich Schüler von mir hier und da angestellt sein; die Zahl dieser würde mit der Zeit wachsen, und ich könnte, wenn ich sie besuchte, ihnen bestimmte Aufgaben geben.

Der Plan gefiel dem Grafen, der besonders seine Einfachheit lobte. Mein Verhältniß zu ihm ward immer inniger, und hätte meine ganze Thätigkeit von ihm abgehangen, so würde meine Lage in Dänemark

eine beneidenswerthe gewesen sein. Die geistreiche Gräfin, die selten oder nie das Haus verließ, wohl aber häufig Gesellschaft in ihrem Hause sah, schien mir gewogen; sie war eine vollendete Dame der großen Welt, und es war schon eine größere Aufmerksamkeit nothwendig, so wie ein vorsichtiges Betragen, wenn man sich ihre Gunst erhalten wollte.

Im Schimmelmannschen Hause lernte ich nun einen jungen Mann kennen, der schnell mein Freund ward. Er war durch Herkunft so wie durch Tüchtigkeit der Gesinnung für eine bedeutende Stellung bestimmt, jetzt Privatsecretair des Grafen Schimmelmann. Es war der Graf Hermann Wedel-Jarlsberg, der vor Kurzem als Statthalter von Norwegen, in Ems starb. Der junge Mann hatte schon frühzeitig Erfahrungen ungewöhnlicher Art gemacht; er war unter Verhältnissen, die ihm Ehre machten, in London, wo sein Vater dänischer Gesandter war, mit seinem jüngeren Bruder aus dem väterlichen Hause entflohen. Beide waren unter mancherlei Abenteuern durch England und Schottland gewandert, und fanden in Kopenhagen Schutz. Dieser junge Mann, einige Jahre jünger als ich, schloß sich von ganzem Herzen an

mich an. Alles geistig Bedeutende zog ihn an; er faßte für die Zukunft große Entschlüsse, und ich glaubte einen Jüngling vor mir zu sehen, der berufen war, eine bedeutende Stelle einzunehmen. Seine Freundschaft, ja Anhänglichkeit verband mich nun genauer mit dem gräflich Schimmelmannschen Hause.

War nun mein Verhältniß zum Grafen Schimmelmann ein höchst angenehmes und günstiges, so ward ich auch durch einen mir wichtigen Brief von Goethe an meine literärische Lage in Deutschland auf eine höchst ermuthigende Weise erinnert. Die Stellung der, wenn auch nicht innerlich, so doch äußerlich Verbündeten, die einen neuen und tieferen Geist in allen Richtungen der Wissenschaften zu erwecken bemüht waren, gegen die damalige allgemeine Literaturzeitung, ist schon besprochen. Als sie sich von diesem kritischen Blatte nicht allein völlig getrennt hatten, sondern ihm auch entschieden feindlich gegenüber standen, mußten sie natürlich darauf bedacht sein, ein eigenes kritisches Institut zu bilden. Ein solches trat

dann auch zuerst in Erlangen hervor, vom Professor Mehmel redigirt, aber es konnte sich nicht erhalten. Der Ort war zu ungünstig, die Mittel für eine große allseitige Anlage fehlten, und es ging schnell wieder ein. Es ist merkwürdig, wie man fast immer, wenn ein solches Blatt sich nicht zu halten vermag, auf das geringe Interesse des Publikums schließt. Dieser Schluß ist gewöhnlich ein völlig falscher. Diejenigen, die sich in der That lebhaft für ein kritisches Institut interessiren, bilden eine solche Minorität, daß sie es niemals aufrecht zu erhalten vermögen. Es kömmt darauf an, solche Mitarbeiter des Institutes zu gewinnen, die ein großes bürgerliches Ansehen genießen, und zwar in den verschiedensten Provinzen, und in großer Anzahl. Sind diese gewonnen, so bilden sie an den vielen zerstreuten Localitäten eben so viele feste Punkte, die ganz isolirt wirken, aber dem Institute eine gewisse Stabilität mittheilen. Ist ein Institut auf diese Weise mehrere Jahre hindurch thätig gewesen, hat es über die Geldmittel zu gebieten, die nothwendig sind, um die erste schwankende Zeit zu überleben: dann mag ein tieferer Geist siegreich die Zeit in Bewegung setzen, er wird sich dennoch verge-

bens gegen das bestehende Institut erklären; dieses lebt fort und erhält sich, selbst wenn es alles Interesse einer bedeutenden heranstrebenden Zeit verloren hat. Kurz, selbst das Höchste muß sich mit dem Geringsten und Gemeinsten verbrüdern (Freundschaft schließen mit dem ungerechten Mammon) wenn es einen materiellen Bestand erlangen will. Man mochte dieses einsehen. Goethe begünstigte die Anlage einer Literaturzeitung in Jena im großen Stil, der älteren gegenüber. Wie die alte allgemeine Literaturzeitung einen eigenthümlichen Charakter und ein eigenes allgemeines Interesse dadurch hervorrief, daß Kants Kritik als das Fundament der in ihr herrschenden philosophischen Ansichten betrachtet wurde: so sollte dieses neue kritische Blatt auf die Schellingsche Ansicht basirt sein. Man glaubte, daß diese in allen Richtungen der Wissenschaften schon so mächtig geworden wäre, daß für den Anfang ein hinlängliches Publikum die Unternehmung unterstützen würde, umsomehr, da Goethe's Name, wenn er auch nicht thätig als Mitarbeiter hervortrat, die Celebrität Tieck's, Schlegels und Schleiermachers, die täglich wuchs, sich an die neuere Philosophie natürlich anschloß. Es war viel von dieser

Unternehmung die Rede während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Deutschland, jetzt erhielt ich nun durch einen Brief von Goethe eine genauere Nachricht von diesem Institute, und ward, was mich nicht wenig überraschte, aufgefordert, eine ausführliche Kritik der Schelling'schen Philosophie für die ersten Blätter zu liefern. Ich gestehe, eine solche Auszeichnung, und zwar durch Goethe, überraschte mich. Diese Einladung war ohne Zweifel durch Schelling veranlaßt. Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die zur festeren Begründung der Natur-Philosophie nothwendig waren, schien mein gütiger Freund vorzüglich bei mir vorauszusetzen.

Ich war jetzt von Deutschland entfernt, lebte mit Freunden, von welchen ich seit sechs Jahren einer fast gewaltsamen geistigen Entwickelung getrennt war. Die großen Bewegungen in Deutschland traten mir, wie in früheren Zeiten, als ein mächtiges Ganzes entgegen. Es war mir manchmal seltsam, daß ich mir sagen mußte: ich wäre in dieser mir imponirenden Welt selbst heimisch geworden, ja habe zu ihrer Ausbildung thätig mitgewirkt. Ich nahm mir vor, etwas durchaus Gründliches und Bedeutendes zu liefern.

Aber hier trat nun die eigensinnige und halsstarrige Eigenthümlichkeit meiner Natur mir hemmend entgegen. In den letzten Monaten in Deutschland, auf meiner Reise nach Kopenhagen, in dieser Stadt, während des ganzen Sommers, beschäftigten mich meine Vorträge, die im Spätherbst anfangen sollten, ganz und gar. Das war meine eigene Aufgabe. Es war mir unmöglich, eine andere, eine fremde zu lösen. Die Philosophie, die mein geworden war, für theilnehmende Zuhörer wieder zu erzeugen, war eine so durchaus von einer kritischen Behandlung derselben verschiedene Arbeit, daß Beide nebeneinander nicht bestehen konnten. Diese Wiedererzeugung durch Mittheilung war eine neue Epoche in meiner Entwickelung. Sie mußte eine gewisse Reife, Sicherheit, Festigkeit in sich selber erlangt haben, ehe ich an etwas so Bedenkliches, wie eine kritische Behandlung des reichen Gegenstandes, denken konnte. Als ich die erste Kritik der Schelling'schen Schriften schrieb, hatte der Gegenstand noch nicht für mich den Reichthum und die innere Fülle erlangt, die mich jetzt ergriffen hatten, ja mich zu überwältigen drohten; und so geschah es denn, daß ich einen Auftrag, der mir so ehrenvoll war, nicht erfüllte.

Erst ein Paar Jahre später erschien in der Jenaer Literaturzeitung eine Rezension, die so unangemessen weitläuftig angelegt war, daß sie abgebrochen werden mußte, ohne daß der Hauptgegenstand auch nur berührt war. Wie sehr aber dieser Brief dazu diente, meinen Ruf unter meinen Landsleuten zu vergrößern, läßt sich denken.

So günstig nun meine Stellung war, indem die Gunst eines mächtigen Mannes und der Ruf, den ich erhalten hatte, alle meine Absichten zu fördern schienen: so traten doch bedeutende Hindernisse schon von Anfang mir entgegen, die theils aus den vorhandenen Verhältnissen, theils aus meinem eigenen rücksichtslosen Benehmen entsprangen. An der Spitze des Unterrichtswesens stand der Herzog von Augustenburg, der Schwager des Königs. Er war ein höchst wohlwollender und sehr unterrichteter Herr. Ohne allen Zweifel wollte er das Beste. Seine Absicht war besonders, Universität und Schulwesen aus dem tiefen Schlaf, in welchem beide versunken waren, aufzurütteln. Es erging ein Ruf an Wolf in Halle, und als dieser ihn

ausschlug, freilich auch an Böttcher, damals in Weimar. Die Schulen sollten neu organisirt werden. Es war ein Glück, daß die Genannten nicht kamen, denn so groß und bewunderungswürdig Wolfs Genie war, so war er so wenig wie Böttcher berufen, Schulen zu organisiren oder zu bessern, und als alleroberster Schulmeister im Lande würde der eine sowohl als der andere eine seltsame Rolle gespielt haben. Die Professoren bei der Universität, besonders diejenigen, die ein „corpus" besaßen, und mit diesem geistig sanft einschlummerten, waren, wie alle Welt, mit dem Herzog unzufrieden. Dieser war ein Gönner vom Professor Platner in Leipzig, und stand mit ihm in einem sehr genauen Verhältniß. Daß die wissenschaftlich gährende Richtung, die bis jetzt die Ruhe der Literatur, wie sie in ihrer hergebrachten Gestalt sich langsam und ungestört bewegte, gewaltsam zu stören suchte, unangenehm war, mußte ich erwarten. Und ob nicht das Misfallen eines so mächtigen Mannes alle Schritte hemmen würde, die der wohlwollende Graf für mich zu thun geneigt war, blieb wenigstens seh zweifelhaft. Auch war mein Benehmen wenig geeignet, die Gunst des Herzogs zu erwerben, oder ihn

irgendwie zu gewinnen. Ich muß leider mir selbst vorwerfen, daß ich mit einem unbesonnenen Trotze, der die Vorurtheile, die der Herzog gefaßt hatte, nicht zu überwinden geeignet war, hervortrat. Meine Stellung machte es nothwendig, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich ward, wie ich es erwarten konnte, kalt und mit Zurückhaltung empfangen. Der Herzog wollte zwar meinen Vorträgen kein Hinderniß in den Weg legen, aber es war klar, daß er meine zukünftige Thätigkeit weder fördern, noch unterstützen würde. Er äußerte seine Unzufriedenheit mit der Richtung, welche die Literatur in Deutschland genommen hatte, unverholen, und meine Theilnahme an dieser tadelte er entschieden. „Sie sind," sagte er darauf „von Nikolai sehr heftig angegriffen." — „Verzeihen Ihro Durchlaucht!" erwiderte ich, „ich besinne mich vergebens auf einen Philosophen oder Naturforscher dieses Namens, ich muß mit Beschämung gestehen, daß ein solcher mir völlig unbekannt ist." — „Ich meine," sagte der Herzog verdrüßlich, „den Buchhändler Nikolai." „Ja," sagte ich achselzuckend, „Ihro Durchlaucht! seine Angriffe mußten mir freilich unbekannt bleiben, denn was der schreibt, das lese ich nicht." Der Herzog schien

erzürnt, und er entließ mich. So war nun meine Stellung in meinem Vaterlande von vorn herein bedenklich, und leider machte ich's dem Grafen sehr schwer, mich zu beschützen. Man konnte dem Herzog, vielleicht nicht ohne Grund, vorwerfen, daß er sich zu sehr von dem Professor Moldenhauer leiten ließ. Dieser hatte als Ober-Bibliothekar der großen Königlichen Bibliothek entschiedene Verdienste; auch war die Liberalität, mit der er alle Gelehrte als Bibliothekar behandelte, lobenswerth, und so wenig ich seine Gunst besaß, so freundlich und willig zeigte er sich, wenn ich die Bibliothek benutzen wollte. Aber er war in sich verschlossen, hatte wenig Freunde und galt für intriguant. Ich vernachlässigte ihn ganz.

Von meinen Freunden erfuhr ich nun, wie es sich mit dem Angriff des Nikolai verhielt. Der gute alte Mann schien sich in der That verpflichtet zu fühlen, den schädlichen Einfluß, den ich auf die dänische Jugend ausüben konnte, auf jede mögliche Weise zu hemmen. Ein Heft der allgemeinen deutschen Bibliothek erschien eben in der Zeit, als ich mich zu meiner Rückreise nach Dänemark vorbereitete. Dieses Heft beschäftigte sich fast durchaus mit mir; ich

ward getadelt, die versuchte Widerlegung mit Geklatsch allerlei Art zusammengerührt, Angriffe auf meine Person, vereinigten sich mit der Darstellung des unendlichen Schadens, der aus einer Philosophie, die lediglich a priori construirend, alle Erfahrung verschmähte, für die Jugend entspringen müßte, mit der klar ausgesprochenen Beschuldigung, daß ich die Summen, die eine wohlwollende Regierung mir auszahlen ließ, um mich zu einem gründlichen und soliden Mineralogen auszubilden, nutzlos verschwendet hätte, indem ich mich den phantastischen Schwärmereien einer unverständlichen Philosophie hingebe. Dieses Heft war dem Herzog von Augustenburg gewidmet, sein Bildniß zierte den Band. Die Absicht war klar, und zum Theil war sie gelungen.

Ich lebte indessen fröhlich und unbefangen, meinen Studien und alten wie neuen Freunden hingegeben. Meine Wohnung hatte etwas Phantastisches. Ueber den reinlichen viereckigen Hof eines schönen stillen Hauses gelangte man durch einen kurzen dunkeln Gang und eine kleine Stube nach einem ziemlich

großen Saal auf ebener Erde. Die Wände von dunklem bemaltem Getäfel waren in Felder getheilt, die Ränder vergoldet; die Möbel von veralteter Form, Tische, Stühle, Schränke und Pult von schwarzem glänzendem Ebenholz; die hohen Fenster mit gelben Gardinen, die in reichen Falten herunterfielen, zeigten nach einem völlig stillen, von hohen Mauern umschlossenen baumreichen Garten. Die Bäume rauschten dicht vor meinem Fenster. Eine wunderbare Stille herrschte in dieser Wohnung, kein Laut ließ sich hören; ich sah in dem vernachlässigten Garten, in welchem das üppige Gras zwischen den Bäumen wucherte, nie einen Menschen; selbst das Wagengerassel tönte nur undeutlich wie aus weiter Ferne, während die dunklen Gestalten der polirten Holzwände (Figuren der heiligen Geschichte,) mich seltsam anblickten. Ein wunderliches Behagen ergriff mich jedesmal, wenn ich in diese reinlich gehaltene, von aller Welt geschiedene Stube hineintrat. Wenn die Sonne nur mäßig leuchtend durch das dichte Laub der Bäume meine Wohnung erhellte, wenn die tiefe Stille um mich herrschte, da war es mir oft, als versammelten sich die Geister, in deren vertrauter Mitte ich jahrelang ge-

lebt hatte, um mich, mich ermunternd und tröstend, als wäre ich noch immer hier von meiner alten Heimath ausgeschlossen, und Kopenhagen, meine früheren Freunde selbst, und das ganze literärische Treiben, in dessen Mitte ich nun lebte, kamen mir wundersam und fremd vor.

Mein Umgang war anfänglich sehr beschränkt. J. P. Münster, mein vertrautester Freund, war nicht mehr in Kopenhagen. Er hatte, nachdem er als Lehrer und Erzieher eines Grafen Moltke einige Jahre zugebracht hatte, seine Laufbahn als Landprediger sieben bis acht Meilen von Kopenhagen, begonnen. Sein Bruder, der Professor war, und die Stelle seines Vaters als erster Arzt am Friedrichs=Hospital bekleidete, zog sich fast ganz von mir zurück. Ich fühlte, daß das Geheimniß meiner früheren Jugend, wie es furchtsam in mir schlummerte, von dem kalten Verstande meiner Freunde beherrscht, besonders von dem älteren Münster, wo es sich äußern wollte, herrisch zurückgewiesen, jetzt ein Organ gefunden hatte, und mächtig geworden war. Auch dem O. H. Münster war es klar, daß er alle Gewalt über mich, die er früher so unbedingt ausübte, verloren hatte; daß seine

frühere Kritik in meinen Augen keinen Werth haben konnte. In dieser Lage nun siegte dennoch meine offene, unbefangene Natur. Ich lebte mit den alten Freunden auf die alte Weise. Unter denen, die mit der herzlichsten Freude mir entgegeneilten, und mich glücklich priesen, daß ich Ruf, Ehre und Ansehen erlangt hätte, war auch der liebenswürdige E. H. (II. Band, Seite 317), der stets mit sich selbst unzufrieden, nur durch das Glück seiner Freunde erheitert wurde. Ihm konnte ich mich nun völlig und unbedingt mittheilen. Wohl war ich innerlich glücklich, selbst der Versuch, was mein ganzes Dasein in Anspruch genommen hatte, für die Mittheilung vorzubereiten, bot mir einen hohen Genuß. E. H. saß halbe Tage in meiner stillen Stube, horchte auf meine Erzählungen, auf meine Darstellungen, erlebte, was ich erlebt hatte, mit einer so innigen Theilnahme, daß ich ganz in der glücklichen Zeit lebte, die nun hinter mir lag, und auch ihn gewaltsam in den Zauber der reichen Vergangenheit hineinzog. Es war mir, als erschiene der keimende Geist der Jugend, der noch bewußtlos zerstreut in den jugendlichen Gemüthern, durch mich erweckt werden sollte, hier zuerst, in einer anmuthigen

Persönlichkeit vereinigt, vor mir; als begrüßte mich in dieser lieblichen Gestalt freundlich die heitere Zukunft. Seine Zuneigung war zu entschieden, seine Liebe zu tief, die Gewalt des Neuen, was er vernahm, überwältigte ihn zu sehr, als daß ich von ihm Einwürfe erwarten konnte. Alles was er hörte, nahm er mit hingebender Begeisterung auf; selbst was er wohl nicht ganz begriff, schien ihm die Liebe klar zu machen. Er schien, durch die Zuneigung gehoben, was er nicht selbständig begriff, unmittelbar durch mich zu fassen, und dieser innige Freund war mit der einsamen Stube wie verwachsen, warf keine zerstörende, vereinzelnde Klarheit in die wunderbare aber glückliche Dämmerung meines damaligen Lebens hinein. C. H. war Rahbecks Schwager. Die Frau des Letzteren Karen Margaretha, gewöhnlich Camma genannt, war eine höchst ausgezeichnete Frau; klein, beweglich, lebhaft; die Gesichtszüge zusammengezogen, große feurige Augen; ein schalkhafter Zug spielte um die Lippen, verbunden mit einer höchst anziehenden Herzensgüte und Milde. Ich hatte sie früher nicht gekannt. Ich freute mich, im Hause meines Lehrers und Freundes eine so angenehme Frau zu finden, und sie zog

mich unwiderstehlich an. Es war eine Neigung ganz eigenthümlicher Art. Ich konnte die Freude nicht unterdrücken, wenn ich sie sah. Sie liebte es, mich und besonders meinen Enthusiasmus zum Gegenstande ihres Scherzes zu machen, aber jederzeit fand ich diesen vielsagend, geistreich, ja treffend. Jene leicht hingeworfenen Einfälle, denen sie keinen Werth zuzuschreiben schien, hatten etwas Fröhliches und Unbefangenes, ja lockten ähnliche hervor. Camma besaß manche den Frauen ungewöhnliche Kenntnisse, z. B. botanische, astronomische. Und obgleich sie fast alle Dichter der neueren Zeit, in allen Sprachen gelesen, und sich die ästhetischen Ansichten ihres Mannes ganz zu eigen gemacht hatte, waren doch reale, sinnlich gegebene Gegenstände des Wissens ihrer Natur angemessener. Ich habe nie eine solche Trockenheit mit so vieler Wärme, eine so kalte Reflexion des Verstandes mit so viel geistreichem Witze verbunden gesehen. Sie schien mir völlig geschlechtslos. Desto lieber und anziehender war mir das rein Menschliche. Rahbecks Haus war mir nun höchst angenehm, und ich freute mich, durch die Frau mit einem Manne inniger verbunden zu sein, der mir von meiner frühesten Kind-

heit an so theuer war; und den ich, so verschieden unsere Ansichten waren, nie aufhörte zu achten. Ja im höchsten Grade liebenswürdig erschien mir die leichte und gutmüthige Art, mit welcher der ältere Mann und frühere Lehrer die entschiedene Opposition seines Schülers duldete. Sie konnte ihm natürlich nicht unbekannt sein, obgleich ich sie in seiner Gegenwart vermied; und eine jede Aeußerung, die zu einer ernsthafteren Discussion führen konnte, durch die Frau mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit ins Scherzhafte hinübergespielt wurde. Die schön gelegene ländliche Wohnung war an heiteren Tagen das beständige Ziel meiner Spaziergänge.

Aber ich sollte jetzt, es war wohl kaum einige Wochen nach meiner Ankunft, die Bekanntschaft eines jungen Mannes machen, die für mich und meine Stellung in meinem Vaterlande sehr entscheidend ward. Es war der als Dichter auch in Deutschland wohl bekannte und geschätzte Adam Oehlenschläger. Er war damals noch nicht drei und zwanzig Jahr alt, ich schon über neun und zwanzig. Ich hatte schon

Manches erlebt, er noch kaum Kopenhagen verlassen. Ueber unsere erste Bekanntschaft und Zusammenleben hat er sich selbst geäußert, und ich wünsche, daß die Leser sich mit diesen Aeußerungen bekannt machen. Man findet in diesen die schöne kindliche Naivetät, die anziehende Einfachheit, die dieser in mancher Rücksicht sehr merkwürdige Mann bis in sein hohes Alter zu bewahren wußte. Er machte, so wie er mir damals an einem öffentlichen Ort durch O. H. Münster vorgestellt wurde, einen großen Eindruck auf mich. Seine höchst angenehmen Gesichtszüge, die Glut aus seinen kleinen schwarzen Augen, die ungeduldige Beweglichkeit in allen seinen Mienen, die wunderbare Mischung von weicher Sehnsucht und trotziger Kühnheit in allen seinen Aeußerungen, ließen mich bald erkennen, daß einer der bedeutendsten Jünglinge meines Vaterlandes vor mir stand. Ich hatte von ihm nichts vernommen; was er bis dahin geschrieben hatte, war mir unbekannt, und was er mir vortrug — Gedichte, mit Leichtigkeit hingeworfen, wie sie in Rahbecks Zuschauer erschienen waren, — schien mir keineswegs bedeutend. Seine reichen kühnen dichterischen Productionen waren noch durch die Schranken der da-

maligen, in Dänemark herrschenden dichterischen Richtung gehemmt.

Noch nie hatte ich einen jungen Mann kennen gelernt, an den ich mich so entschieden, so ganz anschloß, wie an Oehlenschläger; keinen, der sich mir so völlig, so durchaus, ja leidenschaftlich und zugleich activ hingab, wie er; C. H's. Hingabe war durchaus passiv. Der erste positive Versuch, in meinem Vaterlande thätig zu sein, sollte jetzt, ich fühlte es wohl, anfangen, und dieser durfte, weder im eigentlichsten Sinne philosophisch, noch naturwissenschaftlich sein. Aber fast gewaltsam und ohne daß ich zu widerstehen vermochte, wurden meine Vorträge — ich konnte sie wohl Privatissima nennen, — dichterisch. War ich auch selbst kein Dichter, so fühlte ich doch, daß ich es vermochte, einen dichterischen Geist über sich selber aufzuklären, und in lebendige Bewegung zu setzen. Man hat dennoch meinen Einfluß auf ihn überschätzt. Ich gab ihn sich selber, er erkannte den eigenen inneren Reichthum, und ich erschrak fast, als die jugendliche frische Quelle mir gewaltsam entgegenströmte. Er kannte wohl die deutschen Dichter, er verehrte wohl Goethe: aber es ging ihm wie mir in früheren

Zeiten, er wagte es nicht, dem, was ihn innerlich erfüllte, Worte zu geben. Jetzt zerbrachen plötzlich die Fesseln, und er war Dichter. Er fühlte sich befreit, jubelte, und belohnte denjenigen, den er seinen Befreier nannte, mit einer gränzenlosen rührenden Hingebung. Keine Zweifel quälten ihn. Die ungehemmte schöpferische Thätigkeit fand unmittelbar die geeignete Gestaltung. Er hat selbst berichtet, wie er mir eine Erzählung vorlas aus der altnordischen Geschichte, in welche eine nach meiner Ansicht zu tadelnde moderne Sentimentalität eingedrungen war. Mehrere Bogen waren schon gedruckt. Ich schonte ihn nicht, und obgleich er in beschränkten Verhältnissen lebte, vernichtete er das schon Gedruckte; ersetzte seinem Verleger den Verlust, und dachte nie mehr an eine Arbeit, die ihm doch Zeit und Anstrengung gekostet hatte. Was mich in Erstaunen setzte, da ich es unter allen Menschen am unmittelbarsten erlebte, war die Leichtigkeit, mit welcher er seine Muttersprache beherrschte. Eine nie vorher gekannte Anmuth und dichterische Fülle entwickelte sich plötzlich, eine neue Epoche der Sprache, die über ganz Skandinavien — denn auch in Schweden drang sie später ein, und übte ihren

Einfluß auf die ausgezeichnetsten schwedischen Dichter, Tegnér und Atterboom — sich mächtig verbreitete, trat ahnungsvoll und reich unter meinen Augen hervor. Man kennt Oehlenschläger nicht als Dichter, man kann sein jugendliches Verdienst nie gehörig schätzen, wenn man nicht die fast unglaubliche Gewalt erwägt, die er über die Sprache ausübte. Eben so wunderbar und seltsam war die poetische Leichtigkeit, mit welcher er das innere Verständniß der deutschen Sprache sich zu eigen zu machen wußte, obgleich er mit der Grammatik derselben fast völlig unbekannt war. Er vermochte noch gar kein deutsches Gespräch fortzusetzen, als er mir schon deutsche Gedichte brachte, die freilich dem Deutschen seltsam klingen mußten, aber aus welchen dennoch wie durch einen Zauber ein inneres tiefes Verständniß der fremden Sprache hervorblickte, eine bildende Kraft, die schnell assimilirt, was gewöhnlich mühsam, durch äußeres Erlernen erworben werden muß. Ich kannte diesen Weg wohl, denn auch ich habe die deutsche Sprache mehr erlebt als erlernt: aber hier trat dieses innere Verständniß, — die Gabe der Zunge, wie die Apostel sie nennen — plötzlich, wie durch einen Zauber hervor. Mein Bündniß mit

Oehlenschläger ward bald ein Gegenstand des Gespräches in Kopenhagen; und durch ihn ward ich nun auch in einen Kreis versetzt, der mich immermehr anzog, und der durch die Männer, aus welchen er bestand, einen neuen belebenden Mittelpunkt für meine ganze zukünftige Thätigkeit bilden sollte.

Was Oehlenschlägers Schwester ihm gewesen ist, weiß man aus seinem Leben. Sie war an den später in ganz Skandinavien so berühmt gewordenen A. S. Oersted verheirathet, — eine durchaus dichterische Natur. Sie besaß ein Verständniß des Witzes, des Humors, so wie der leisesten Anklänge des Geistigen, wie ich es bisher nicht bei Frauen gekannt hatte. Das tiefe Verständniß, welche Schlegels, später Schellings Frau auszeichnete, war zwar bewundernswürdig, aber es war aus einem sehr bewegten Leben, aus einer vollendeten Bildung hervorgegangen, und äußerte sich auf eine entschiedenere, selbständige Weise: Oehlenschlägers Schwester hatte wie er selbst in engen und beschränkten Verhältnissen gelebt; alles gewichtig Bedeutende, Aeußerungen der warmen aufgeregten Seele traten bewußtloser, unbefangener, natürlicher hervor.

Es gab Augenblicke, wo sie mich im höchsten Grade überraschte.

Aber von einer anderen Seite sollte ich nicht weniger überrascht werden. Wie lieb mir der jüngere H. C. Oersted geworden war, habe ich schon erwähnt. Ich glaubte, der einzige zu sein in meinem Vaterlande, der die neuere Richtung der Philosophie kannte, und fand nun hier einen Mann, der sie zum Gegenstand eines ernsthaften Studiums gemacht hatte. Auch A. S. Oersted war genau bekannt mit allen Fortschritten der neuesten Philosophie; ein wahrhaftes, speculatives Talent unterstützte dieses Studium, und obgleich sein eigentliches Fach, die Jurisprudenz, ihn mehr nach der reingeschichtlichen als naturwissenschaftlichen Richtung der Philosophie hinzog, so darf ich doch voraussetzen, daß er dadurch eine freiere geistige Uebersicht über die Gesetzgebung gewann, und so vorbereitet ward zu der bedeutenden Stelle, die er einnehmen sollte. Er hat eine auffallende Persönlichkeit; er ist still, erscheint weich, nachgiebig, spricht wenig, leise und milde, und erscheint höchst bescheiden; er tritt keinesweges bestimmt hervor, und ein Jeder glaubt, diesen nachgiebigen Mann beherr-

schen zu können. Aber mit Erstaunen nimmt man wahr, wie hinter dieser scheinbaren Unbestimmtheit, eine klare Festigkeit ruht. Ich war zuletzt fast täglich in seinem Hause. Wenn das Gespräch heftig ward, schwieg er; wenn es nach langem Streit unentschieden abschloß, ließ er wohl einige Zeit vergehen, und äußerte sich dann leise, milde, fast furchtsam, aber äußerst treffend, und man mußte gestehen, daß er den Streit entschieden hatte. Auch beherrschte er in der That, ohne daß wir es uns gestanden, uns alle. In diesem Hause hatte ich nun meine eigentliche Heimath gefunden. Für meine Ansichten fand ich ein williges Ohr, und wenn auch mein eigentliches Studium dem Kreise fremd war, so konnte ich doch die großen Resultate desselben mittheilen, und sicher sein, verstanden zu werden.

In diesem Hause fand ich nun aber auch einen, schon seit vielen Jahren in seinem Vaterlande geschätzten, auch in Deutschland berühmten Dichter, Baggesen. Flüchtig hatte ich schon früher in Kiel seine Bekanntschaft gemacht. Ich schätzte zwar sein Talent, besonders wie es sich früher in leichten launigen Erzählungen geäußert hatte, ich bewunderte das

Geschick, mit welchem er die deutsche Sprache metrisch zu beherrschen wußte: aber er gehörte einer Dichterschule zu, die ich bekämpfte, und er blieb mir fremd. Doch hatte er eine gewisse Leichtigkeit, sich neuen Ansichten anzuschließen, und ich erinnere mich nicht, daß er in dem Kreise, in welchem er, fast beständig mit seiner Lage unzufrieden, und von aller Gesellschaft ausgeschlossen, lebte, mir störend entgegen getreten wäre.

Mein Verhältniß zu dem alten wohlwollenden Onkel Bang war das beste, und es war wohl zum Theil die Familienliebe, die ihn abhielt, sich an eine Opposition anzuschließen, die, wie ich später erwähnen werde, immer lauter ward, zum Theil wohl auch die immer ernsthafter werdende religiöse Richtung, die mich zu ergreifen anfing und die ihn ansprechen mußte. Sein Tisch stand mir, wie in früheren Zeiten, immer offen; aber ich erschien selten. In seiner Familie war alles beim Alten. Seine letzte Frau, ihres jetzt höheren Alters ungeachtet, war lustig und guter Dinge, wie immer. Ihr Sohn, der jetzige allgemein geach-

tete und vielbeschäftigte Arzt, Etats=Rath Bang, besuchte noch die Schule. Zwei meiner Brüder lebten in Kopenhagen. Der Aelteste, Artillerie=Hauptmann, Lehrer bei den Kadetten=Akademien, und Aufseher des Artillerie=Laboratoriums, war verheirathet; der Jüngste war von seinem Gefängniß, wie wir es wohl nennen können, in Rendsburg, entlassen. Er genoß hier, wie der Aelteste, einer allgemeinen Achtung. Von den übrigen Gliedern der großen Familie wußte ich wenig. Aber mein Verhältniß zu den Brüdern war ein sehr eigenthümliches. Mit dem Aeltesten war ich ganz Chemiker, mit dem Jüngsten Philosoph und Dichter. Liebe und Neigung hatten uns Drei von der frühesten Jugend an mit einander verbunden, und wir lebten gern in diesen alten, uns theuren Erinnerungen. Alles was mich innerlich beschäftigte, theilte ich mit dem Jüngsten, in dessen Seele eine innere Unruhe sich zu entwickeln anfing. Er sehnte sich nach einem bedeutenderen, bewegteren Leben; die beschränkte Stellung als Offizier in einer Armee, die ihm fast bedeutungslos schien, quälte ihn. Die täglich wiederkehrende einförmige und, wie es ihm schien, nichtige Beschäftigung ängstigte ihn, und speculative Ideen,

die allmälig keimten, so wie die Dichtkunst, die in größeren Formen ihm immer näher trat, drängten ihn entschiedener aus den engen Verhältnissen heraus. Die Feindschaft gegen Frankreich, die er mit mir theilte, erweckte die Lust, an dem Kampfe gegen dieses Volk theilzunehmen, und er schloß sich schon damals leidenschaftlich an England an. Wir lebten, wie in Rendsburg, wieder innerlich verbündet. Mein Umgang war auch der seine. Aber seine ganze Lage machte mich sehr besorgt. Alle äußeren Verhältnisse standen in einem grellen Widerspruche mit seinem inneren Leben, und ich begriff nicht, wie dieser gelöst werden sollte.

In Kopenhagen hatte das gesellige Leben sich sehr eigenthümlich gestaltet. Die Männer vereinigten sich in den Clubs, und es gab eine bedeutende Anzahl derselben. Hier fanden sich Männer aus den verschiedensten Ständen: Gelehrte, Beamte, Kaufleute; und ein jeder Club hatte einen eigenthümlichen Charakter. Man fand wohl auch Männer, die zugleich Mitglieder mehrerer Clubs waren. Diese Vereinigung war nicht allein störend für das Familienleben, sie bildete auch eine stets bewegte öffentliche Meinung, die freilich damals noch

nicht so überwiegend politischer Art war, wie später, aber dennoch einen großen Einfluß ausübte, selbst auf die Literatur, und von Kopenhagen aus mehr oder weniger das ganze Land beherrschte. Unter diesen Vereinen war Dreyers Club der bedeutendste. Er verband die ansehnlichsten literärischen Notabilitäten und die bedeutendsten Beamten. Es war fast eine Nothwendigkeit für mich, Mitglied dieses Clubs zu werden, doch erschien ich da äußerst selten.

Vielmehr interessirte mich ein anderer Verein, obgleich er nur eine Ruine früherer Zeiten war. Es war die sogenannte norwegische Gesellschaft. Schon die Stellung, in welche ich durch die künftigen geologischen Untersuchungen in diesem Lande versetzt zu werden hoffte, mußte ein großes Interesse für diese Gesellschaft bei mir erwecken, wenn auch nicht eine tiefe, von meiner frühesten Kindheit an genährte Neigung zu meinem Geburtslande mich angezogen hätte.

Ein gewisses unbefangenes Jugendleben liebte ich noch immer. Ich mochte mich gern rücksichtslos gehen lassen. So frei man sich auch in Dreyers Club zu äußern pflegte, so war dieser doch zu sehr in alle bürgerlichen wie literärischen Verhältnisse und Vor-

urtheile des Tages verflochten. Jedes scheinbar unbefangene Urtheil, war dennoch an mannigfaltige Rücksichten gebunden. Ich fühlte es wohl, wie fremd ich noch in Kopenhagen stand. Manches, was mir unbedeutend, ja trivial erschien, mußte hier, wo bestimmte Meinungen sich gebildet hatten, paradox erscheinen. Ich fürchtete, daß Mißverständnisse von diesem Mittelpunkte aus sich schnell in alle Kreise verbreiten würden, und konnte, wie die Folge zeigen wird, mit aller Vorsicht dieser Unannehmlichkeit doch nicht entgehen.

Die norwegische Gesellschaft unterschied sich nun auffallend von den übrigen Clubs. Ein zwar großer, aber keinesweges zierlicher Saal war mit alten Tischen und Stühlen besetzt. Eine lustige Magd bediente die Mitglieder der Gesellschaft, die einzeln zu allen Tageszeiten erschienen, in größerer Anzahl des Abends versammelt waren. Die Mahlzeiten waren höchst frugal. Nur ein wohlfeiles Gericht ward des Abends genossen, und Punsch war nach nordischer Sitte das gewöhnliche Getränk. Ich durfte es nicht genießen. Aber dennoch war diese Gesellschaft mir unter allen die angenehmste. Sie lebte ganz in alten vaterländi-

schen Erinnerungen. Ich habe bereits im zweiten Theil dieser Schrift von diesem Verhältniß gesprochen. Obgleich die Unterhaltung in der Gesellschaft höchst unbefangen war, so konnte doch eine jede Veranlassung die verborgene Gesinnung derselben offenbaren. Der stille Wunsch, soviel ich ihn damals kennen lernte, war nun keinesweges eine Trennung von Dänemark, wohl aber eine größere Selbständigkeit. Mit der Administration des Landes war man unzufrieden; besonders wünschte man eine eigene nationale Universität. Obgleich nun diese Gesinnung und die tief wurzelnde Nationalität, die sich in Dänemark fremd fühlte, durchaus vorherrschte, und bei einer jeden Opposition schneidend hervortrat, so war sie doch keinesweges ein Hauptgegenstand der Gespräche. Diese zeichneten sich aber durch eine völlige rücksichtslose Unbefangenheit aus. Die nationalen Verhältnisse traten in der Gesellschaft zurück, die in der Hauptstadt herrschenden imponirten nicht. Und wenn auch mehrere Mitglieder in geselligen Verbindungen lebten, die sonst Schonung erforderten, so verloren dennoch diese hier alles Gewicht. Hier mußte man dulden, daß Verhältnisse hart angegriffen wurden, die man sonst in anderen Umge=

bungen nicht zu verletzen wagte; und der würde für einen Verräther gegolten haben, der, was er hier vernahm, anderswo wiedererzählt hätte.

Man kann sich denken, wie anziehend mir ein solcher Kreis erscheinen mußte. Oft war der Gegenstand der Gespräche sehr ernsthaft. Ich lernte die Lage meines Geburtslandes kennen, die in sich tüchtige Nationalität zog mich an, und die wunderlichen Grillen, die oft ächt humoristische Laune, gewährten mir eine Unterhaltung, wie ich sie sonst nirgend fand. In Walseth und Leith, wo ich die Eigenthümlichkeit dieser Gesellschaft darzustellen suchte, gab ich mich der Erinnerung an sie ganz hin. Einige dort erzählte Ereignisse haben wirklich stattgefunden. Tieck hat mir vorgeworfen, daß ich die Verhältnisse dieser Gesellschaft, die den Deutschen wenig interessiren könnten, zu ausführlich dargestellt habe, und damit dieser Vorwurf mich nicht noch einmal treffe, will ich kurz sein.

Die Gesellschaft bestand zwar meist aus jungen Männern, die ihre amtliche Laufbahn in untergeordneten Stellungen anfingen, aber doch waren einige ältere Mitglieder da, welche noch die Glanzperiode der Gesell-

schaft erlebt hatten, als Wessel noch lebte, und die Eigenthümlichkeit der Gesellschaft in ihrer vollen Blüthe stand. Unter diesen war ein Beamter, Scavenius, ein ruhiger besonnener Mann, der mir das Vorbild des Steenersen in der genannten Novelle ward. Ein merkwürdiger Mann, Prahl war sein Name, war der Greis der Gesellschaft. Er war reich an Erzählungen. Es war ein kleiner freundlicher Mann, immer lächelnd, immer fröhlich gestimmt; er war oft Gegenstand der Scherze, und fand sich auf eine bewundernswürdige Weise darein. Er hatte immer in einer untergeordneten Stellung gelebt. Seine Fähigkeiten und Kenntnisse hatten wohl keinen großen Umfang, aber seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft verschwanden selbst in seinem hohen Alter nicht, und sein jugendlicher Sinn war bewundernswürdig. Prahl hatte einige Jahre hindurch ein kleines Amt in Friedrichsnagor, einer dänischen Besitzung bei Calcutta, bekleidet, und sich früher, abenteuerlich genug, in Amerika und Europa herumgetrieben. In einer eigenen Schrift hatte er die gegenwärtige Lage der nikobarischen Inseln, und die Vortheile, die der dänische Handel aus ihnen ziehen könnte, darzustellen gesucht. Diese

Schrift war verworren, wie er selbst und sein Leben. Er lebte von einer kleinen Summe, die ihm die Regierung als Wartegeld auszahlte, und wenn er hoffte, durch diese Schrift ein Amt zu erhalten, so irrte er sich freilich, wie in allen seinen Entwürfen, sein ganzes Leben hindurch. Seine beschränkte Stellung erlaubte ihm schon nicht, an den bedeutenderen Gesellschaften theilzunehmen. Hier in der norwegischen waren alle Ausgaben geringe, und Alles, was genossen wurde, höchst einfach, wohlfeil, und für die Armut berechnet. Wenn ich dort erschien, fand ich ihn immer, und er mochte wohl den größten Theil seiner Zeit in dieser Gesellschaft zubringen.

Ich hatte die Neujahrsnacht bei meinem Bruder zugebracht, und als ich nach Mitternacht von ihm wegging, kam ich noch an dem Saal der norwegischen Gesellschaft vorbei; er war erleuchtet, die Mitglieder versammelt, und es ging sehr lustig zu. Als ich hereintrat, stürzten die durch den Punsch begeisterten Mitglieder der Gesellschaft auf mich zu, setzten mich mit Gewalt auf einen Stuhl, und hoben mich, so sitzend, auf den Tisch. Ich sollte ihnen eine Rede halten. Ich fand mich, was ich mit einer Art von

Beschämung bekenne, nüchtern wie ich war, durch diese gewaltsame Behandlung so wie durch die Zumuthung beleidigt, sprang herunter, und verließ höchst erzürnt die Gesellschaft. Den Tag darauf erschienen einige Mitglieder des Morgens früh in meiner Wohnung, und es gab da eine lächerliche Scene. Sie gaben mir gewissermaßen Recht, und kamen, um sich zu entschuldigen. Ich hingegen, als ich mich besonnen hatte, fand meine Aufführung höchst thöricht; und nach wechselseitigen Entschuldigungen schloß der Auftritt mit großem Gelächter. Es ward beschlossen, daß ich als der Schuldige den Abend in der Gesellschaft erscheinen sollte. Prahl hielt eine Rede, von der ich freilich nichts mehr weiß als Folgendes, womit er anfing:

„Wir waren, meine Herren!" sagte er, „wie es sich ziemt, als das neue Jahr eben anhub, hinlänglich begeistert. Hatten wir doch für die Masse der Begeisterung des ganzen Jahres zu sorgen. Die Qualität derselben war von der besten Sorte, und die Quantität stand wie gewöhnlich im Verhältniß zu der ansehnlichen Menge Punsch, die wir genossen hatten. Da erschien aus einer spießbürgerlich-dänischen Gesell-

schaft der arme Sünder, der da sitzt, auf eine höchst unschickliche Weise, partout nüchtern, (päre ädrue) und gebärdete sich, wie man erwarten konnte von einem Menschen, der sich, ohne daran zu denken, in welche vornehme Gesellschaft er eintrat, in der Nüchternheit völlig übernommen hatte. Dieser Mann nun hat die Begeisterung der Gesellschaft, die für das ganze Jahr ausreichen sollte, vernichtet, und was jetzt aus uns werden soll, ist gar nicht abzusehen. Er, obschon ein Norweger, ist unter Dänen erzogen; er ist als ein Verräther von unseren Feinden abgeschickt, die große Stunde zu entheiligen, damit wir das ganze Jahr hindurch waffenlos unseren Feinden preisgegeben seien. Ich klage ihn des Hochverraths an."

Nach vielem lächerlichen Hin- und Her-reden ward dann ausgemacht, daß ich das ganze Jahr hindurch die ganze Gesellschaft mit Begeisterung zu versorgen habe. Aller Witz, Laune, Tollheiten, sollten von mir ausgehen u. s. w. In der Stimmung, in welche mich dieser Auftritt versetzte, war es natürlich, daß ich die Gesellschaft an meine Vorlesungen hinwies, die eben allgemeiner Gegenstand des Gesprächs waren, und behauptete, sie habe in ihrer glänzendsten

Zeit keine größere Opposition gewagt, als ich eben jetzt. Und wenn diese auch einen anderen Klang habe, als bisher, so könne die Gesellschaft doch ohne allen Zweifel mit mir zufrieden sein.

Aber viele Abende wurden sehr ernsthaft zugebracht. Ich machte die Bekanntschaft vieler Männer, die bei dem Entwurfe der Constitution zu Eidsvold eine Hauptrolle spielten. Ich nenne unter diesen Sverdrup und Christie. Als ich im Jahre 1824 in Christiania war, fand ich in der That die meisten meiner Freunde aus der norwegischen Gesellschaft als die einflußreichsten Mitglieder des Storthings wieder.

Ich brachte eines Abends Rist, der als Diplomat aus Petersburg gekommen war, und damals nur in den vornehmsten Kreisen, von Ministern und Staatsmännern umgeben, lebte, nicht ohne Ironie mit, und die Armuth und Frugalität der Gesellschaft ergötzten ihn sehr. Die Mitglieder waren nicht geneigt, sich irre machen zu lassen, und die eigenthümliche Laune hatte gerade diesen Abend ihr freies Spiel. Der Gegensatz gegen seinen gewöhnlichen Umgang mußte ihm besonders belustigend erscheinen. So harmlos und unbedeutend diese Zusammenkünfte waren, so ent-

hielten sie doch den Keim einer zukünftigen Zeit, der sich kraftvoll und mächtig geschichtlich entwickelte.

Der Sommer verging. Ich lebte mit meinen alten und neuen Freunden, und wußte kaum, wie sehr ich der Gegenstand der Gespräche der Hauptstadt war. Ich habe schon früher von dem Haß gegen die Deutschen, der in Dänemark herrschte, und wie er entstanden war, gesprochen. Ich hieß wenigstens in einem gewissen Kreise der deutsche Doctor. Einst erschien ein Däne bei mir, der mir vorwarf, daß ich die Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde nicht in der Muttersprache ausgegeben hätte. Ich fragte ihn ganz einfach, ob er aus Patriotismus die Kosten des Drucks tragen wolle?

In einem Club in Kopenhagen versammelten sich alte angesehene Männer, denen die wissenschaftliche Gährung in Deutschland, wie sie jetzt durch mich in Dänemark einzudringen drohte, bedenklich, ja gefährlich erscheinen mochte. Unter den Mitgliedern war auch ein Bruder meiner Mutter, ein einfältiger Mensch, der früher Offizier war, später, durch seines Bruders,

des Professor Bangs Fürsorge, eine reiche Witwe heirathete. Er hatte als Lieutenant seinen Abschied genommen, und ward jetzt Major genannt. Er interessirte sich für meinen jüngsten Bruder, der es aus begreiflichen Gründen nicht mit ihm verderben wollte. Ich sah diesen Verwandten nie. Einst als mein Bruder ihn besuchte, ließ er sich folgendermaßen vernehmen: „Ich höre, daß dein Bruder eine neue Philosophie im Lande einführen will. Ich muß dir sagen, alte verständige Leute haben dies freche Unternehmen des jungen Mannes sehr getadelt. Wir haben ja den alten braven Riisbrigh, das ist ein berühmter Philosoph, und wir brauchen keinen anderen. Sag' du deinem Bruder, ich werde solchen Uebermuth nicht dulden, die Familie müßte sich ja seiner schämen." Mein Bruder kannte den Mann. „Lieber Onkel," sagte er, „wenn Henrich erfährt, daß Sie mit dieser Philosophie unzufrieden sind, dann wird er sie gewiß aufgeben."

Am gefährlichsten ward aber ein Gerücht, welches sich allgemein ausbreitete. Ich sollte, erzählte man, gesagt haben, daß ich nicht auf Dänisch denken könne. Wie dieses Gerücht entstanden war, blieb mir völlig

unbegreiflich. Es breitete sich indessen immer mehr aus, und ich sah auf der Straße Leute, die mit Fingern nach mir wiesen, und laut genug sagten: „Da geht der Mensch, der, nachdem er zwei Jahre in Deutschland gewesen ist, nicht mehr in seiner Muttersprache denken kann." Ich lachte, indem ich überlegte, daß dieses Gerede, sobald ich meine Vorlesungen anfing, von selbst aufhören würde. Eines Tages erhielt ich aber von Graf Schimmelmann ein Schreiben, worin er mich bat, in meinen Aeußerungen vorsichtig zu sein, und dieses Gerücht erwähnte. Ihm, der selbst ein Gegenstand dieses nationalen Hasses war, und, wie ich trotz meiner Liebe zu ihm gestehen mußte, nicht ganz unverdient, erschien dieses Gerücht natürlich weit gefährlicher, als mir. Was ich an ihm wie an Bernstorf tadeln mußte, war nämlich dieses, daß sie die Sprache des Landes, in welchem sie lebten, für welches sie thätig waren, nicht sprachen. „Ich habe," schrieb er mir, „Ihre unvorsichtige Aeußerung durch eine hohe Person erfahren."

Zum Glück hatte ich eben von der Entstehung des Gerüchts Kenntniß erhalten. Ein junger Mann erschien, höchst verlegen, bei mir, und klagte sich selbst

als den Urheber des Geredes an. Er glaubte diese Aeußerung in Dreyers Club wirklich gehört zu haben, und hatte jetzt erst erfahren, wie die Sache zusammenhing. Es hatte nämlich irgend ein Gelehrter mit mir ein Gespräch über die Schwierigkeiten angefangen, die ich finden würde, die deutsch-philosophische Sprache ins Dänische zu übertragen. Ich hatte als eine Haupt-Schwierigkeit hervorgehoben, daß man nicht in der dänischen Sprache, wie in der deutschen, gewisse Infinitive, wie, Sein und Denken, als Substantive brauchen könnte. „Es ist," sagte ich vorbeugend, „eine Eigenthümlichkeit, die die dänische Sprache mit der römischen theilt." Der junge Mann, in einiger Entfernung, hatte gehört, daß ich nicht auf Dänisch, wie auf Deutsch „das Denken" sagen könnte. Dem Freunde, der mit mir gesprochen hatte, war es eingefallen, daß unser Gespräch wohl die Veranlassung zu dem thörichten Gerücht gegeben haben könnte. Der junge Mann war zugegen, und erkannte seinen Irrthum und sein Vergehen. Mir fiel, als er nun reuig mir gegenüberstand, die Schlußscene in Holbergs: Hexerei und blinder Lärm, ein. Als ich das Billet des Grafen erhielt, konnte ich ihm die ganze

lächerliche Entstehung des Gerüchts erzählen, und ihn überhaupt beruhigen, indem ich ihn versicherte, daß es allen meinen Freunden hinlänglich bekannt wäre, wie ganz ich ein Däne sei, trotz meiner Vorliebe für die deutsche Philosophie.

Ich muß indessen gestehen, daß ein geistiger Uebermuth, den ich nicht vorsichtig genug unterdrückte, nicht selten einen mir gefährlichen Unwillen erregte. Ein reicher Mann wollte bei mir ein Privatissimum über die Philosophie hören. Wie ich ihn kannte, hielt ich ihn für durchaus unfähig, irgend eine speculative Idee zu fassen. Als er mir den Vorschlag machte, sagte ich: „Ehe Sie sich dazu entschließen, mein Herr, muß ich Sie auf einen Entschluß aufmerksam machen, den ich gefaßt habe. Die Summe, die ich für ein Privatissimum nehmen könnte, würde nämlich mit dem Vortheil, den der Zuhörer selbst aus meinen Vorträgen zöge, in einem umgekehrten Verhältnisse stehen. Jemehr er lernte, desto weniger würde er zu bezahlen haben. Wer mich ganz begreift, von dem würde ich mit gutem Gewissen nichts nehmen können, wer aber das Unglück hat, gar nichts zu lernen, von dem würde ich eine Summe fordern, die ihn in Schreck setzen

würde, obgleich sie, selbst willig gezahlt, mir immer zu gering scheinen würde." Ich suchte diese allerdings unbesonnene Aeußerung zwar dadurch zu motiviren, daß ich ihm begreiflich zu machen suchte, wie wichtigere Geschäfte ihn verhindern würden, die hinlängliche Aufmerksamkeit und Zeit für meine Vorträge zu gewinnen. Daß er sich aber beleidigt fand, und mich als einen widerwärtig hochmüthigen jungen Mann verschrie, war natürlich.

Einmal saß bei Graf Schimmelmann ein bedeutender Mann, der selbst einen großen Einfluß auf meine zukünftige Stellung hatte, mir gegenüber. Es war von der Erziehung die Rede, und ich erwähnte, wie ein berühmter Arzt die Bemerkung gemacht hätte, daß es zwei Exzesse gäbe in der menschlichen Gesellschaft. Einige wären zu klug, die sogenannten Genie's, die übrigen zu dumm. Nun müsse man die Genie's herunterzustimmen, die Dummen aber zu heben suchen, damit ein Mittelbrei herauskäme, die eigentliche wahrhafte menschliche Glückseligkeit. Ich stellte diese Aeußerung so karrikirt dar, weil ich mich für überzeugt hielt, daß ein Jeder, wie ich, die Ansicht lächerlich und verwerflich finden würde. Zu meinem

Erstaunen war aber jener einflußreiche Mann ganz anderer Ansicht. Er versicherte, daß er dieses juste milieu höchst verständig fände, und wies mich meines Spottes wegen, von oben herab und vornehmtadelnd, zurecht. Da entfuhr mir folgende Antwort: „Auf wessen Seite bei diesem Experiment der Vortheil ist, ist freilich sehr klar.“ Die ganze Gesellschaft schwieg, und ich sah jetzt erst ein, wie unbedachtsam meine Aeußerung gewesen war.

Ich habe diese beiden Ereignisse, die mir vorschweben, erwähnt, damit man es erklärlich finde, wenn ich, besonders in den höheren Kreisen, und zwar mit Recht, als ein höchst unbesonnener und rücksichtsloser Mensch betrachtet wurde. Daß dieser Uebermuth aus einer tadelnswerthen übertriebenen Selbstschätzung entsprang, sah wohl keiner besser ein, als ich selber, und wenn Einfälle der Art mir entschlüpft waren, fühlte ich mich recht eigentlich tief gedemüthigt, und die Reue, die ich empfand, traf mehr meine eigene Nichtigkeit, als daß sie aus Furcht vor dem Erfolge entstand. Diese letztere verschwand schnell, wenn sie mich auch auf kurze Augenblicke befiel.

Meine Vorträge fingen im Oktober 1803 an. Sie waren, wie sich's von selbst versteht, öffentlich; es war mir seltsam zu Muthe. Was ich in meiner Jugend als ein wunderbares Geheimniß, innerlich angezogen und äußerlich zurückgestoßen, hochhielt, und dennoch fast mistrauisch abwies, was ich furchtsam, den widerstreitenden Feinden gegenüber, verbarg, das sollte ich nun öffentlich verkündigen. Mein Umgang war so ausgebreitet, meine Kenntniß der Verhältnisse so genau, daß mir die Stärke wie die Schwäche meiner Gegner nicht verborgen sein konnte. Ich wußte recht gut, wie ich daran war. Da mußte sich die Reflexion aufdringen, ob denn, was ich hier vertreten wollte, auch ein so großes Opfer werth wäre.

Es ist eine Erfahrung, die gewiß jeder Mensch macht, wenn die Ausführung eines bedenklichen Entschlusses herannaht: daß man plötzlich von einer großen Furcht befallen wird; ja ich darf behaupten, daß wo diese Furcht fehlt, wo sie sich nicht recht äußert, da ist es mit dem Entschlusse kein voller Ernst. Sie muß recht entschieden hervortreten, soll sie rein und entschieden abgewiesen werden. Und hier war die Rede

von meiner ganzen zukünftigen Stellung in meinem Vaterlande. In der Form solcher Aeußerlichkeiten treten, bei mir wenigstens, die furchtsamen Bedenklichkeiten zuerst hervor. Was die oberflächlichsten Freunde mir oft gesagt hatten: daß ich allein und waffenlos, nur von einigen aufgeregten jugendlichen Freunden unterstützt, dem ganzen Heere der Gegner gegenüberstehen würde, daß selbst Graf Schimmelmann doch zuletzt genöthigt sein würde, mich fallen zu lassen, wies ich, so von Freunden ausgesprochen, entschieden ab; ja solche Aeußerungen waren eher geeignet, meinen Muth zu steigern, als mir Furcht einzuflößen; jetzt aber, als ich öffentlich hervortreten sollte, befiel mich eine unendliche Angst. Die ganze Zukunft trat mir drohend entgegen. Ich bereuete die Unbesonnenheit mancher, in der Gesellschaft gewagten Aeußerungen, die in der Stadt herumgingen und mit den lächerlichsten Mißverständnissen verflochten, zwar die Neugierde auf meine Vorträge steigerten, aber auch ein mächtiges Vorurtheil, ich mußte es gestehen, gegen mich bewaffnet hatten. Ich war zwar entschlossen, in meinen Vorträgen langsam entwickelnd, jeden Anstoß möglichst zu umgehen: aber ich sah eben

so deutlich ein, daß von der herrschenden Ansicht bis zur Speculation, wie ich sie vortrug, kein vermittelndes Glied zu finden sei, daß hier ein Sprung stattfände, daß ein Uebergang von dem in allen Richtungen Bedingten, welches in Wissenschaft wie in Kunst meine Gegner beschäftigte, bis zum Freigeistigen und Unbedingten, von welchem ich ausging, unmöglich wäre, und daß ein absolutes Aergerniß zu geben unvermeidlich sei. Da trat mir jenes in seinem hohen Werthe hervor. Es war nicht mehr eine Abstraction, es war ein Leben, eine Gesinnung, ja es war das Ewige (mir Religion geworden), der Gott des Erkennens, ein lebendiger, und der letzte Augenblick vor meinem Auftreten auf meiner einsamen Kammer war ein stilles Gebet; es war vielleicht das erste, wahre Gebet seit meiner frühesten Jugend. Ich hatte viel vom Christenthume gesprochen, hier lag der Keim zur christlichen Gesinnung, wie er mich damals durchdrungen hatte. Dieser ernsthafte Moment war nicht ohne Einfluß auf meine Vorträge. Von diesem Augenblicke an lag im Hintergrunde alles meines Wissens ein Glaube, der nie verschwand.

Ich hatte ungern meine erste poetische Wohnung

verlassen; sie ward mir aufgekündigt, weil der eigentliche Besitzer des Hauses, ein in Indien reich gewordener Kaufmann, zurückgekehrt war und das Haus selbst bewohnen wollte. Ich wohnte jetzt meinem Hörsaale grade gegenüber, in einer Straße, die fast ganz mit den sogenannten Collegien und mit Professoren-Wohnungen besetzt war. Oehlenschläger und C. H. stürzten herein; sie wollten mich begleiten; beide waren in jener Spannung, die uns befällt, wenn ein Freund unter Verhältnissen, wie meine, zum erstenmal öffentlich hervortritt. Ich brauchte nur quer über die Straße zu gehen, und merkte bald, welches Aufsehen die Ankündigung meiner Vorträge erregt hatte. Vor dem Hause schon war ein Getümmel. Ein Thorweg führte nach einem großen gepflasterten Flur; dieser war mit Menschen gefüllt. Der Hörsaal lag eine Treppe hoch. Hier durchzudringen schien fast unmöglich, und es dauerte lange, ehe mir Platz gemächt werden konnte. Der Saal selber, der vier- bis fünfhundert Menschen faßte, war gedrängt voll, selbst die hohen Fenster waren mit Zuhörern besetzt, und ich konnte nur mit größter Mühe das Katheder erreichen, welches im Hintergrunde des Hörsaals lag.

Als ich oben stand, entstand eine tiefe Stille im ganzen Saale. Für mich war alle Angst verschwunden; ein freudiges Bewußtsein der Bedeutung des Augenblickes durchdrang mich. Kaum werden die Zuhörer bei den ersten Worten ein kleines Zittern, als eine vorübergehende Spur der Befangenheit, wahrgenommen haben. Ich wagte noch nicht frei zu reden. Mein Vortrag lag oft durchgelesen vor mir; ich ließ später die ersten neun Vorlesungen unter dem Titel: Einleitung in die Philosophie (Indledning til philosophiske Forelaesninger Kjöbenhavn 1803) drucken. Sie sind mir wichtig, denn sie bezeichnen genau, auf welchem Standpunkte der Speculation ich damals stand, und wie klar der Fundamentalsatz der Philosophie in dessen Entwickelung mein Leben aufgegangen ist: daß Gott als die lebendige persönliche Einheit ewiger lebendiger Persönlichkeiten von uns erkannt wird und so die Quelle alles Erkennens sei, schon damals, obgleich noch unentwickelt, vor mir lag.

Daß meine ersten Vorträge Beifall fanden, war natürlich, es war der gewaltsam hervorquellende Strom eines inneren Lebens, mühsam durch besonnene Ueberlegung zurückgehalten. Es mußte einem jeden Zuhörer

einleuchten, daß mich ein heiliger Ernst durchdrang, daß das, was mich bewegte, nicht bloß eine kalte Lehre, sondern auch eine warme Gesinnung war. Vorlesungen der Art waren auf der Kopenhagener Universität neu, was ich aussprach, allen Zuhörern völlig fremd. Die Theilnahme an meinen Vorträgen steigerte sich immer mehr; ich darf es behaupten, denn noch leben in allen Gegenden von Dänemark und Norwegen Zuhörer, die als junge Männer meinen Vorträgen beiwohnten. Die Begeisterung, die sie erregten, konnte man eine gewaltsame nennen. Daß alle Gegenstände des Denkens, daß jede Form aller Wissenschaften und der Kunst sich in lebendige Gestalten verwandeln sollten, die die hellen Augen zum ewigen Lichte aufschlugen, erschien den bewegten Gemüthern so wunderbar, so hoffnungsvoll, ja so heiter, daß sie gern den alten trüben Schulstaub abschüttelten, um in einer neuen Schule ein neues freudiges Leben zu beginnen, welches ihnen die alten Gegenstände der Betrachtung nicht rauben, vielmehr einem höheren Dasein weihen sollte. Ich darf es behaupten, was man als Beredsamkeit zu rühmen beliebte, war keine mühsam errungene Kunst, es war die Fülle eines

überschwellenden Daseins, welches sich unwillkürlich ergoß. Es waren nicht bloß Studirende, die meinen Vorträgen beiwohnten. Professoren, Gelehrte aller Art, Beamte in der höchsten Stellung, Greise, die, im Stillen von mancherlei Zweifeln gequält, ihr Leben in einsamer Betrachtung zugebracht hatten, scheuten sich nicht, fast ganze Stunden früher zu kommen, um gute Plätze zu erhalten. Ja, ich erfuhr, wie ein hoher Beamte, in dessen Audienzgemach ich lange harren mußte, ehe ich vorgelassen wurde, mir mit der Entschuldigung entgegentrat, daß seine anhaltenden Geschäfte ihm nicht erlaubten, meinen Vorträgen beizuwohnen. Eine solche tiefe Bewegung, unter den bedeutendsten Geistern meines Vaterlandes hervorgebracht, die das Alter wie die Jugend fast gewaltsam anregte, mußte die eigene Begeisterung lebendig erhalten, ja steigern. Ich war selbst seltsam innerlich bewegt, durch und durch ernsthaft, ja religiös gestimmt, alle Angst war gewichen, jede Bedenklichkeit war verschwunden. Es war keine Reflexion über den Einfluß, den ich ausübte, keine kleinliche Vergleichung des Hochmuths mit Anderen, die ich verdrängte: der heilige Gegenstand, der vor mir lag, nahm mich ganz in

Anspruch. Wenn andere mir folgten, so war es, weil ich mit kühner Zuversicht ihnen voranschritt, ohne rückwärts zu schauen, ohne mich um den Erfolg zu kümmern.

Ein Ereigniß steigerte meine Zuversicht, und gab meinen Vorträgen einen freieren Schwung. Als ich das fünfte oder sechste Mal mein Katheder bestieg, suchte ich vergebens nach meinem Heft, ich mußte es verloren haben. Der Saal war wie gewöhnlich gedrängt voll, bis auf den Gang (die Thüre des Hörsaals konnte nicht geschlossen werden) standen in dichten Haufen die Zuhörer. Ich besann mich nur einen Augenblick. In der That sprach ich in den letzteren Stunden fast immer frei und über das Heft weg, ja es störte mich. Jetzt war es nicht da, der Gegenstand meines Vortrages schwebte mir in allen seinen Theilen klar vor. Ohne Verlegenheit erklärte ich meinen Zuhörern, daß ich mein Heft verloren hätte, und daß sie mit einem freien Vortrage vorlieb nehmen müßten. Die Neugierde der Versammlung war durch diese Erklärung lebhaft geworden. Man erwartete einen stotternden unsicheren Vortrag und war erstaunt, als man sich gestehen mußte, daß er klarer, lebendiger, flie-

ßender, ja bestimmter geworden war. Und hier ward ich nun erst aufmerksam auf die feindselige Gesinnung meiner Gegner. Man glaubte, daß die ganze Sache eine Farce wäre. Ich wolle, behauptete man, den großen Eindruck, den meine Vorlesungen machten, noch steigern, ich habe mein Manuscript geflissentlich zu Hause gelassen, nachdem ich es mühsam auswendig gelernt hätte. Selbst Freunde wurden, als dieses Geklatsch beständig wiederholt ward, irre. Nur die Besonneren bemerkten, daß die vollkommene Freiheit und Unbefangenheit des Vortrages durchaus unerklärbar wäre, wenn ich bloß ein mühsam Auswendiggelerntes hersagte. Ich sah es ein, daß dieses Gerede sich am leichtesten widerlegen ließe, wenn ich von jetzt an immer frei sprach. Ich selbst war nun sehr glücklich, daß ich von dem Manuscripte befreit war.

Einmal auf die Thätigkeit meiner Gegner aufmerksam gemacht, erfuhr ich immer mehr. Es war nicht bloß Theilnahme an meinen Vorträgen, die den Saal so übermäßig füllte, daß jeder Zeit ein großer Theil der sich Zudrängenden weggehen mußte. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß meine Vorlesungen verboten werden sollten, ja eine Menge Men-

schen meinten wohl gar, daß dieses auf eine auffallende Weise geschehen würde; man erwartete, daß, während ich auf meinem Katheder stand, irgend ein Bevollmächtigter erscheinen würde, um durch das laut verkündigte Verbot mir mitten im Vortrage Stillschweigen zu gebieten. Ein solcher erwarteter, außerordentlicher Auftritt war zu lockend, um nicht eine Menge Menschen herbeizuziehen.

Dieses Gerücht war nun freilich falsch, aber der Eindruck, den meine Vorträge machten, und der schon während des Winters seinen Einfluß auf die Literatur zu äußern anfing, schien doch bedenklich. Und meine eigentliche praktische Thätigkeit fand bedeutende Hindernisse. Graf Schimmelmann konnte mir zwar durch seine Stellung eine Einnahme sichern, ja er versprach, wenn ich meine Frau brächte, diese Einnahme mehr als zu verdoppeln; aber meine geognostischen Reisen nach Norwegen hingen von einem anderen Minister ab. Dieser, der Graf Reventlow, ein sehr wohlgesinnter und praktisch tüchtiger Mann, dem Dänemark viel verdankt, war ein erklärter Feind aller Speculation, und hielt besonders, als unzweifelhaft, die Maxime fest, daß ein Philosoph durchaus unfähig wäre, irgend

eine praktische Beschäftigung zu treiben. Man müsse, meinte er, für die irdische Glückseligkeit der Menschen sorgen. Die Religion wäre zwar nützlich und gut, aber diese würde durch die Prediger besorgt, und zwar, je einfacher und einfältiger, desto besser. Alles Uebrige sei nicht allein unnütz, sondern auch gefährliche Phantasterei. So hatte er denn fest beschlossen, mich wo möglich gar nicht in Thätigkeit zu setzen. Jedesmal, wenn ich in ihn drang, meine Beschäftigung für den nächsten Sommer zu bestimmen, antwortete er: er wisse durchaus nicht, wozu man einen Philosophen brauchen könne. Eben so unbefangen äußerte er sich über den schädlichen Einfluß, den ich auf die Jugend ausübte. Da der alte Riisbrigh mit seiner Baumgarten-Crusischen Logik und Metaphysik den gewaltsamen Strom nicht aufzuhalten vermochte, so dachte man ernsthaft daran, einen tüchtigeren Philosophen neben ihn zu stellen. Man wählte dazu, seltsam genug, Treskow, der, wie früher erwähnt, in meinen Knabenjahren auf mich aufmerksam ward, und schon damals in Helsingör Rektor der Schule war, deren niedere Klassen ich besuchte, und ich kam nun zu diesem Manne, den ich in meinen frühen

Knabenjahren so hoch verehrt hatte, in ein seltsames Verhältniß. Nicht in dänischen Blättern allein, auch in deutschen, ja selbst in französischen wurde erzählt, wie man einen tüchtigen Philosophen berufen hätte, um die jungen Köpfe wieder in Ordnung zu bringen, die durch mich in Verwirrung gerathen wären.

So trat mir nun das Leben ernsthaft genug entgegen, und ich fand mich auf einen Kampfplatz versetzt, der mir bis jetzt völlig fremd war, in einen Krieg verwickelt, dessen Waffen mir unbekannt waren. Die Angriffe, die bloß aus herrschenden Meinungen, die seltsamen Gerüchte, die aus Vorurtheilen und Mißverständnissen entsprangen, so wunderlich wie sie waren, konnte ich schon wagen, leichter zu nehmen. Wie es mir früher auf der Leipziger Messe seltsam, ja lächerlich vorkam, wenn dasjenige, was mit aller geistigen Anstrengung als ein Heiliges von mir behandelt wurde, nun plötzlich in einen Handelsartikel verwandelt war, und als ein solcher beurtheilt wurde: so erschien mir auch das Chaos von Mißverständnissen,

durch Freunde und Feinde hervorgerufen, welches mich jetzt umgab, durchaus von einer humoristischen Seite.

Man wird sich erinnern, welche Rolle in meiner früheren Jugend die Privattheater in Kopenhagen spielten. Nun geschah es wohl auch, daß Freunde, ohne einen bleibenden dramatischen Verein zu bilden, sich vereinigten, um irgend ein Stück zu spielen, und dazu ihre Freunde einluden. Oehlenschläger besonders liebte dieses Vergnügen, und wir vereinigten uns, um „Erasmus Montanus," ein Lustspiel von Holberg, aufzuführen. Der Inhalt des Stückes ist ein Student, ein Bauernsohn, der von der Universität zurückkehrend, ein Dorf in große Verwirrung bringt, theils durch Syllogismen, theils durch wahre, den Einwohnern aber seltsam erscheinende Lehren. Der Küster des Ortes repräsentirt die da herrschende Gelehrsamkeit. Mit einer großen Volubilität der Zunge wirft er einige lateinische Worte sinnlos untereinander, und bringt dadurch den lateinischredenden Erasmus zum Stillschweigen. Die Thorheit des Erasmus, die Unwissenheit seiner Eltern und der übrigen Einwohner, bringt eine Verwirrung hervor, die um so ergötzlicher ist, weil die einzige Spur von Verstand, die sich zeigt,

durch einen halberwachsenen Bauerknaben repräsentirt wird, den Bruder des Erasmus. Die Braut des Helden ist in Verzweiflung, ihr Vater verachtet ihn. Ein Offizier erscheint zuletzt, um ihn von seiner Thorheit zu heilen. Er hatte durch Syllogismen den Küster in einen Hahn, seine Eltern in andere Thiere verwandelt, und jetzt ging der Offizier eine Wette ein. Er fing einen Streit mit ihm an, verlor diesen, bezahlte die Wette, erklärte das Geld, welches Erasmus in Empfang genommen hatte, für Handgeld; so war dieser nun Soldat und wurde auf die fühlbarste Weise und durch die unwiderstehlichsten Argumente von seiner Thorheit geheilt. Als die gefährlichste Meinung, die er geäußert hatte, ja als eine gottlose ward diejenige betrachtet, daß die Erde rund sei. Der Unglückliche erblickte auf der einen Seite Knechtschaft, Hohn, Spott und Prügel, auf der anderen Seite Freiheit, Wohlstand und Liebesglück. Da erklärte er, die Erde sei flach, wie ein Pfannenkuchen; die dämonische Verwirrung, die das Dorf aufgeregt hatte, war verschwunden, Friede, Ordnung und Glück traten wieder hervor, und die Hochzeit ward gefeiert.

Die Vergleichungen, zu welchen der Inhalt dieses

Stückes Anlaß gaben, lagen sehr nahe. Ich hatte mir die Freiheit genommen, indem ich die Rolle des Erasmus spielte, einige eigene Behauptungen, die vorzugsweise verdreht und verstümmelt, Aergerniß gegeben hatten, in völlig karikirter Gestalt, anstatt der in dem Lustspiele vorkommenden veralteten, zu benutzen. Und indem ich mich selbst preisgab, durfte ich mir's schon erlauben, mit den Mißverständnissen des Publikums ein leichtes Spiel zu treiben. Das Stück ward in einem großen Saale in der Vorstadt gegeben. Zwei- bis dreihundert Zuhörer waren zugegen, und ich glaube, daß Oehlenschläger, der den Küster spielte, und ich, als Erasmus, keinen besseren Weg hätten wählen können, um manches Geschrei zu dämpfen, und manchen Angriff abzuweisen. Ja zweckmäßiger mochte dieses humoristische Spiel mit den Mißverständnissen sein, als der Versuch, sie unmittelbar zu heben.

Ich brachte, etwa einen Monat nach der Eröffnung meiner Vorträge, diese in Verbindung mit einem Disputatorium. Auch bei diesem konnte ich nicht verhindern, daß ein großes Publikum sich zudrängte. Ein Paar junge Männer, aber alte Studen-

ten (angehende Literaten), traten hervor, wurden aber, mehr vielleicht durch die Masse der Zuhörer, als durch meine Einwürfe, eingeschüchtert und zum Stillschweigen gebracht, und das Disputatorium verwandelte sich unwillkürlich nach einigen Minuten in Erläuterungen über schon gehaltene Vorträge.

Diese inneren Verhältnisse wurden nun mit Leichtigkeit und als ein Spiel betrachtet, desto mehr quälten mich die äußeren. Doch gelang es meinem Gönner, mich wenigstens für den ersten Sommer auf eine für mich angenehme Weise in Thätigkeit zu setzen. Ich erhielt den Auftrag, die Salzquellen bei Oldesloe, so wie die Gipsberge bei Segeberg geognostisch zu untersuchen, und Vorschläge zur besseren Benutzung derselben zu machen. Eine solche Untersuchung konnte nicht bloß eine lokale sein. Ich bereiste Schonen in Schweden, und Seeland, und dann erst reiste ich nach Holstein, nach Lüneburg und durch Meklenburg nach Rügen, um eine allgemeine Uebersicht über die Lagerungsverhältnisse zu erhalten. Die Resultate dieser Untersuchungen sind in den „geognostisch-geologischen Aufsätzen,“ Hamburg 1810 erschienen. Als ich diese Schrift drucken ließ (das Manuscript war einige Jahre

lang in der Hand des Verlegers), waren von Buch's und Hausmann's Reisen im Norden, so wie Cuvier's und Brogniart's Untersuchungen der Gegend von Paris mir unbekannt.

Für mich war diese Reise in mehrerer Rücksicht wichtig. Ich konnte einige Tage bei meinem Freunde, dem jetzigen Bischof Münster, in seiner einsamen Pfarr-Wohnung zubringen, ganz mich in mein früheres Jugendleben versetzen, und was mir die reiche Zeit der späteren Jahre geschenkt hatte, einem theilnehmenden Freunde mittheilen. Ich lernte geognostisch lehrreiche Punkte, in deren Nähe ich gelebt hatte, ohne sie zu beachten, und die reizenden idyllischen Gegenden des südöstlichen Seelandes und Möens kennen; aber am wichtigsten war es mir, daß ich die Gelegenheit benutzen konnte, um nach Halle zu reisen, und dort meine Braut abzuholen.

Während ich zwischen Oldesloe und Segeberg mich hin und her bewegte, war ich nun zum ersten Male in meinem Leben in eine praktische Thätigkeit versetzt. Es galt hier nicht allein die geognostische

Untersuchung der Gegend, sondern auch praktische Einrichtungen zu treffen, die besonders bei dem Gipsbruch in Segeberg höchst nothwendig waren. In Oldesloe war mein Freund, der bekannte Chemiker und Salinist Eimbke, meine Stütze. In Segeberg war ich mir dahingegen fast ganz allein überlassen. Ich mußte mich mit Beamten der Gegend in Verbindung setzen, Bauern zur Unterstützung nothwendiger Arbeiten fordern, frühere Anschläge untersuchen, Summen berechnen, und dergleichen. Während ich nun auf eine solche, mir bis jetzt fremde Weise thätig war, ich mich in meiner Beschäftigung zu orientiren und es mir zu gefallen anfing, entstand allmälig der Wunsch, dieses Geschäft auch für mich nützlich zu machen. Ich mußte mir gestehen, daß meine Anstellung in Dänemark etwas Precäres hatte. Wenn man auch, was noch immer ungewiß war, in meine Vorschläge, geognostische Untersuchungen in Norwegen anzustellen, und Prediger und Beamte für beschränktere Beobachtungen auszubilden und zu gewinnen, einging, so würde diese Stellung mir dennoch nur ein kümmerliches Leben bereiten. Ich hielt mich für überzeugt, daß der Gipsbruch von Segeberg, in der Nähe von

Hamburg und Lübek, viel vortheilhafter benutzt werden konnte, als es bis jetzt der Fall gewesen war. Ich hatte die gegründete Hoffnung, durch Aktien in den genannten Städten die Summe zusammenzubringen, die nöthig wäre, um die Einnahme des Gipsbruches bis auf das Doppelte zu steigern. Es war meine redliche Ueberzeugung, daß eine solche Unternehmung, an das Interesse der Privateigenthümer unmittelbar geknüpft, viel besser gedeiht, als wenn sie von der Regierung betrieben wird. Ich glaubte es wagen zu können, der Regierung eine Abgabe zu sichern, welche die jetzige Einnahme derselben weit übertraf, und dennoch das Geschäft mit Vortheil zu betreiben.

Mit der Oldesloer Saline hatte es nun schon eine andere Bewandniß. Der Grundsatz, daß das Salzmonopol der Regierung zugehören müsse, war fast in allen europäischen Ländern herrschend; es entsteht dadurch eine Besteuerung der Unterthanen, die, indem sie dem Staate eine nicht unbedeutende Einnahme sichert, von den einzelnen Bürgern kaum bemerkt wird. Aber die Saline in Oldesloe wurde mit Verlust getrieben. Eine schwache Soole, die in Sumpf=

gegenden sich verlief, mußte durch wiederholte, kostspielige Gradirungen zuerst gereinigt werden, ja um das Salzsieden in einem etwas größeren Umfange nur möglich zu machen, mußte man englisches Steinsalz raffiniren. Ich hielt mich für überzeugt, und bin es noch, daß die Salzquellen, die, wie sie bei Oldesloe im Sumpfe sich verlieren, aufgefaßt werden, aus dem Gipse entspringen, und in der Tiefe reiche, keiner Gradirung bedürftige, Quellen bilden. Seit meinen Untersuchungen hat diese Ansicht sich immer erneuert, ja sie hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Ich würde diehohe Gnade und das mich beglückende Vertrauen, mit welchem Seine Majestät der König von Dänemark mich beehrte, gewiß im vorigen Jahre benutzt haben, um den entscheidenden Vrsuche zu veranlassen, wenn die genauen Lokalverhältnisse, die nothwendig sind, wenn der Ort nachgewiesen werden soll, wo ein artesischer Brunnen mit Nutzen angebracht werden kann, mir nach so langen Jahren zu Gebote ständen. Der Salinendirektor Senf in Lüneburg theilte meine Ueberzeugung, und der Gedanke, indem ich meinem Vaterlande einen bedeutenden Schatz verschaffte, zu gleicher Zeit mein irgenes bürgerliches Dasein für die Zukunft zu sichern,

beschäftigte mich auf die lebhafteste Weise. War ich doch eben im Begriff, mich häuslich einzurichten. Bis jetzt hatte ich immer von einem Tage zum anderen gelebt; der Gedanke, mir eine sichere Zukunft zu begründen, war kaum jemals ernsthaft, oder so, daß er mir als ein Ziel vorschwebte, welches ich durch die zweckmäßigsten Mittel zu erreichen suchte, in mir entstanden. Kurz ich war auf dem Wege, ein sehr verständiges Mitglied des Staats zu werden, welches, indem es für das öffentliche Wohl sorgt, sich selbst nicht vergißt. Wie sehr bei einer solchen Thätigkeit der Eigennutz das eigentlich bewegende Prinzip ist, lernte ich jetzt an mir selbst erkennen. Die leidenschaftliche Unruhe, die mich ergriff, hatte, ich muß es gestehen, wohl kaum ihren Grund in dem reinen Patriotismus. Diese Anregung hatte einige Aehnlichkeit mit der Stimmung, die mich am Pharaotisch ergriff; und da es eine fremde Ader war, die nicht aus meiner eigenthümlichen Natur entsprang, so fand ich mich in dieser Zeit innerlich beunruhigt, ja fast unglücklich. Ob es für die Sache selbst vielleicht nützlich gewesen wäre, wenn die Regierung in meine Vorschläge eingegangen wäre, mag dahingestellt sein. Glücklicher=

weise war der Minister Graf Reventlow von der Art und Weise, wie er sich die Nutzlosigkeit der Philosophen a priori konstruirt hatte, nicht abzubringen. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er dadurch mich von einem Irrwege gerettet hat, der, wenn auch der äußerliche Erfolg noch so günstig gewesen wäre, mich auf immer innerlich zerstört haben würde.

In dieser Zeit fand ich meine schönste Erholung in Hamburg. Selbst meine Geschäfte führten mich zuweilen dahin. Hier fand ich den alten Waagen, den Oheim meiner Frau. Er lebte vom Unterricht im Zeichnen und Malen, und obgleich sein Institut bedeutend genug war, vermochte er doch nur mühsam mit seiner Familie sich zu ernähren. Ich hatte schon früher bei Tieck in Dresden seine Bekanntschaft gemacht, und der stille, bescheidene, wahrhaft fromme Mann hatte mich innig angezogen. Seine Unterhaltung war sehr lehrreich. Er hatte sich lange in Italien aufgehalten; sein Auge für die Kunst war geschärft und seine Kunstkenntniß ward belohnt. In der Revolutionszeit hatten sich mehrere Kunstschätze in Hamburg angehäuft. Es war ihm gelungen, einige für eine geringe Summe zu erstehen; und auf jeden

Fall mußte man sich wundern, eine solche Sammlung in dem Besitz eines Mannes zu finden, der mit Mühe und Anstrengung eine Familie zu ernähren hatte. Besonders zog mich von dem ersten Augenblick ein Bild sehr an. Es war die heilige Praxede von einem unbekannten spanischen Maler. Das Bild in Lebensgröße ist bewunderungswürdig erhalten, in jeder Rücksicht vollendet und aus der Blüthezeit der spanischen Malerepoche. Die heilige Praxede hält einen, in das Blut des Erlösers getauchten Schwamm in der Hand. Der unendlich tiefe Schmerz, der die edlen Gesichtszüge verschleiert, ergriff mich jederzeit, wenn ich das Bild betrachtete. Ohne allen Zweifel würde es eine Zierde der vorzüglichsten Galerien sein. Es ist jetzt im Besitze des Grafen York. Ich fand mich in der Familie des alten Waagen sehr glücklich; ich lebte wieder in Dresden, die freudige Zeit stand lebhaft vor mir, Kunst und Poesie verscheuchten die finsteren Grillen spießbürgerlicher Selbstsucht, und ich bewegte mich frei und freudig meiner eigensten Natur gemäß.

Aber auch die herrliche Großmutter meiner Braut, die ich verehrte und liebte, lebte in Hamburg. Eine

ältere Tochter, die Erzieherin im Hause des Grafen Bernstorf gewesen war, hielt sich bei der Mutter auf. Höchst verständig, ernsthaft und milde, war sie mir unendlich lieb. Man sah es ihr an, daß sie einen großen Theil ihres Lebens in den höheren Kreisen zugebracht hatte, in welchen sie einer großen Achtung genoß. Ihre früheren Schülerinnen waren jetzt ihre vertrautesten Freundinnen geworden, und die geistreiche Gräfin Ranzau, deren Bekanntschaft ich in Kopenhagen gemacht hatte, lebte mit ihr in dem allerinnigsten, vertrautesten Verhältnisse, welches auch, als ihr Schicksal eine unerwartete Wendung erhielt, nicht aufgehört hat. Es war beschlossen, daß die alte Großmutter, wenn meine Geschäfte in Holstein beendigt waren, mich nach Giebichenstein bei Halle begleiten sollte.

Während dieser öfters wiederholten Besuche in Hamburg wurden auch die freundschaftlichen Verhältnisse zu den edlen und gebildeten Frauen Sieweking und Hambury angeknüpft; so wie ich in ein fast vertrauliches Verhältniß mit einem der ersten Handelsherren Hamburgs, Jerome Sillem, trat. Die Gespräche mit diesem ausgezeichneten Banquier, der die

Handelsverhältnisse der Welt im großartigsten Sinne übersah und sich gern mittheilte, ließen mich einen Blick in das Innere des Welthandels werfen, der mir schon in meinen Knabenjahren, als ich in Helsingör lebte, so phantastisch großartig vorkam. Ich mußte es bewundern, mit welcher Leichtigkeit dieser gebildete Mann es verstand, sich über verwickelte Handelsverhältnisse dem Unkundigen klar und verständlich zu äußern. Diese erschienen durch seine Vorträge mir fast dichterisch groß, und er freute sich über das lebendige Interesse, welches ich an seinen Gesprächen fand. Die vortreffliche Sieweking aber zog mich durch die lebhafte Theilnahme für die Familie meiner zukünftigen Frau vorzüglich an; ich lernte nun auch ihren ehrwürdigen Vater, Reimarus, kennen, der in seinem hohen Alter mit einer bewunderungswürdigen Theilnahme alle Entdeckungen in der Naturgeschichte verfolgte, sich in der Mitte seiner vortrefflichen Sammlungen glücklich fühlte und als ein heiterer Greis erschien.

Indessen näherte sich die Zeit meiner Abreise, und diese war mit Umständen verknüpft, die mich auf eine schauderhafte Weise ergriffen. Immer lag die wüste

Lüneburger Haide, die ich mit ihrem damals noch tiefen sandigen Wege zum dritten Male durchreisen sollte, als ein finsterer Schatten, der sich zwischen diejenigen Gegenden Deutschlands, die mir so theuer geworden waren, und mein Vaterland geworfen, drohend vor mir, und es war mir jederzeit, wenn ich von Süden oder Norden her diese öde Gegend betrat, unmöglich, ein trübes vorahnendes Gefühl zu überwältigen. Jetzt war es in Erfüllung gegangen. Graf Wallmodens Kapitulation an der Elbe hatte das ganze Königreich Hannover den Franzosen preisgegeben. Die französische Armee hatte das Land besetzt, und war nur durch die Elbe von Hamburg getrennt. Wie ein dunkles unheildrohendes Verhängniß hatte die Macht des furchtbaren, bis dahin immer siegreichen Eroberers sich zwischen das mir jetzt so theuer gewordene Preußen und mein Vaterland geworfen. Furchtbar erschien mir diese unwiderstehliche Gewalt, und ich sah das Land schon überschwemmt von einem Volke, welches alle Schätze des Geistes wie des Herzens, die mir die heiligsten geworden waren, in die Einseitigkeit schlechter Prinzipien hineinziehen und zertreten würde. Der panische Schrecken, wie er schon längst die Großen

der Länder, die bedroht waren, ergriffen hatte, trat nun auch mir, einem Gorgonenhaupte ähnlich, entgegen: und dennoch vermochte ich es nicht, eine Hoffnung aufzugeben, die freilich keine irdische Stütze hatte; ich konnte, ich wollte es mir nicht denken, daß die geistigen Blüten, die so reich sich aufzuschließen anfingen, die mein ganzes Dasein zu sich hingezogen hatten, von den rohen Füßen brutaler Krieger zertreten werden sollten. Während Alles um mich herum sich so freundlich gestaltete, und binnen Kurzen mir ein Glück zu Theil werden sollte welches einem jungen Manne immer das höchste ist, schien der Boden, auf welchem ich stand, selbst zu schwanken, und mein Dasein in seinen innersten Tiefen erschüttert zu werden. Eine düstere, unbestimmt unendliche, nächtlich dunkle Zukunft schwebte drohend über den mir so theueren Ländern, und ich sah keine Rettung und keine Hülfe.

Es waren nur wenige Wochen seit der Occupation verflossen, als ich mit einer Frau im hohen Alter das von den Feinden besetzte Land durchreisen sollte. Eine Gefahr wie diese, war der Stadt Hamburg, so weit die Erinnerung reichte, noch nicht nahe getreten, und so entstanden die abenteuerlichsten Ge-

rüchte, die eine gegründete Furcht bis zum Entsetzen steigerte. Die Landstraßen, behauptete man, wären höchst unsicher; einzelne in dem besetzten Lande herumirrende französische Soldaten überfielen die Reisenden. Plünderungen hatten auf diese Weise stattgefunden. Diesen Erzählungen, die sich wohl auf einige Ereignisse der ersten Tage der Occupation gründeten, schenkte ich zwar keinen Glauben und suchte sie besonders vor der alten Großmutter geheim zu halten. Indessen glaubte ich doch, mich bewaffnen zu müssen, und versah mich mit einem Paar geladenen Pistolen. Wir reisten indessen vollkommen unangefochten durch das besetzte Land, und hielten uns einige Tage in Lüneburg auf, wo eine Schwester meiner Schwiegermutter verheirathet war. Die Stadt war stark mit französischen Truppen besetzt, in allen Häusern waren sie einquartiert; ein Offizier und mehrere Gemeine in dem Hause meiner Verwandten. Je mehr ich mich freute, die liebenswürdige Tante meiner Frau kennen zu lernen, in der Mitte ihrer vielen lieblichen Kinder, desto schauderhafter war mir diese feindliche Umgebung. Selbst das feine Betragen des Offiziers, seine freundliche Höflichkeit, seine glatten Manieren flößten

mir einen unwiderstehlichen Widerwillen ein, und hinter seiner Freundlichkeit, die mir wie Hohn erschien, glaubte ich eine geheime Tücke zu entdecken. Zum ersten Male erlebte ich jetzt, was mir jahrelang eine fortdauernde Qual sein sollte.

Wir kamen nach Giebichenstein. Ich zog nach der Stadt. Von jeher war mir die Lage eines Bräutigams fatal. Das halbe Wesen desselben widerstand mir, so anmuthig mir auch die Lage einer Braut schien. Ich hatte ausgemacht, daß die Hochzeit wenige Tage nach meiner Ankunft stattfinden sollte, und ich wollte bald darauf abreisen. Indessen verzögerte sich die Hochzeit doch länger als ich wünschte. Eine Woche hindurch mußte ich mich in Halle aufhalten, und brachte die ganze Zeit mit Reil, der mir immer theuerer ward, in lehrreichen Gesprächen zu, die übrige Zeit natürlich in Giebichenstein. Mein Schwiegervater fragte mich, ob ich die erforderlichen Papiere mitgebracht hätte. Ich hatte gar nicht gedacht, daß dergleichen nothwendig wäre, und sagte es ihm. Reichhardt nahm das leicht, und meinte, daß er mit dem Prediger schon fertig werden wolle. Der für mich so glückliche Tag — der 4. September 1803 — jetzt vor

38 Jahren, rückte heran. Den Tag darauf aber fand ein Ereigniß statt, welches uns alle in Schrecken setzte, und furchtbare Folgen hätte haben können. Zwei ältere Schwestern meiner Braut waren ebenfalls versprochen, die Eine mit dem jetzigen Geheimen Ober-Postrath Pistor, die Zweite mit dem jetzigen Präsidenten des Ober-Landes-Gerichts in Halberstadt, von Stelzer. Dieser, dessen Vater in Halle angestellt war, brachte seine Zeit meistens im Reichardt'schen Hause zu. Ich hatte unvorsichtiger Weise meine beiden geladenen Pistolen auf dem Tische liegen lassen. Ich hatte zwar die Familie gewarnt, aber Stelzer's Braut mußte es überhört oder vergessen haben; sie wollte einen Nagel in die Wand schlagen, nahm das eine geladene Pistol, stieg auf einen Tisch, faßte es an dem Lauf, der also gegen sie gerichtet war, um mit der Kolbe den Nagel einzuschlagen. Als sie so dastand, trat der Bräutigam herein, und entdeckte die augenscheinliche Todesgefahr, in welcher seine Braut schwebte. Er rief ihr nun zu, den Lauf von sich abzuwenden, und die Gefahr, in welcher die Tochter geschwebt hatte, ward der Familie bald kund gethan,

denn daß er nichts Eiligeres zu thun hatte, als beide Pistolen aus dem Fenster abzuschießen, versteht sich von selbst.

In der Familie meiner Frau schien man keine Ahnung von der Furcht, die mich quälte, zu haben. Preußen lebte in friedlichem Verhältnisse mit Frankreich, und durch die neutrale Rolle, die das Land seit 1794 gespielt hatte, schien es gesichert. Diese Zuversicht der Einwohner verscheuchte auch allmälig meine Angst. Acht Tage mußte ich noch nach der Hochzeit in Giebichenstein bleiben. Die Eltern sahen mit Trauer und Wehmuth die Tochter nach einem entfernten Lande im Norden ziehen, und wir reisten, wiederbegleitet von der Großmutter, nach Berlin, wo wir in dem Hause des jetzt verstorbenen Geheimen Ober-Finanz-Raths Alberti, meines Schwagers, abstiegen. Wie ganz anders erschien mir Berlin jetzt. Tieck war zwar entfernt, aber ich lernte seine geistreiche Schwester kennen. Nicht bloß Verehrung und Freundschaft, auch die innigeren Bande der Verwandtschaft knüpften mich jetzt an ihn und seine Geschwister. Den älteren Schlegel traf ich da. Schleiermacher lernte ich kennen, und verlebte die wenigen Tage geistig aufgeregt, in

lebendiger Erinnerung der schönen Zeit, die ich früher durchlebt hatte. In Hamburg trennten wir uns von der Großmutter, und in Kiel konnte ich meinem alten Wohlthäter Archiater Hensler meine Frau vorstellen, die auch mit ihm, freilich nur durch den Tod seines Bruders, verwandt war. Dieser Hensler der Jüngere, als Dichter nicht unbekannt, war der erste Mann meiner Schwiegermutter, und sein Sohn diente unter dem Namen Richard in der französischen Armee. Die Töchter waren die schon verheirathete Alberti und die Braut des Pistor. Wie angenehm es mir war, durch die Verschlingung der Verhältnisse mit einem Manne, den ich so hoch verehrte, dem ich so viel verdankte, auch noch in ein näheres Verhältniß zu treten, läßt sich leicht denken. Während der paar Tage, die ich in Kiel zubrachte, machte ich auch die Bekanntschaft des Professors Pfaff, der in meiner Abwesenheit einen Ruf nach Kiel erhalten und angenommen hatte. Durch seine Tüchtigkeit als experimentirender Physiker war er mir interessant, auch damals mit nicht unbedeutenden Versuchen beschäftigt. Auch zog er mich an, als Schellings Landsmann, und irre ich nicht, zugleich sein Schulgenosse.

Es war im Oktober, als wir Kiel verließen. Wir hatten einen eigenen Wagen, und die Absicht, durch Schleswig und Jütland über die Inseln zu fahren. Hier rieth man uns aber, die Gelegenheit zu benutzen, um mit einer Jacht, die auch unsern Wagen hinüberfahren konnte, nach Faaborg zu reisen. In der Nacht um drei Uhr bestiegen wir das Schiff. Meine Frau war für eine Landreise in dieser Jahreszeit mit warmer Kleidung hinlänglich versorgt, aber es zeigte sich, daß diese für die Seereise keinesweges hinreichte. Sie setzte sich gleich in den Wagen, ward, als wir die offne See erreicht hatten, seekrank, blieb, ohne sich zu rühren, ohne irgend etwas zu genießen, in der Chaise sitzen, von drei Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends. Ihre Lage ängstigte mich im höchsten Grade, und als wir das Schiff verließen, sah ich sie von einem heftigen Fieber ergriffen, so erschöpft, daß ich sie fast in das nahe liegende Gasthaus hineintragen mußte. So unfreundlich ward sie von dem dänischen Lande empfangen.

Meine theure Schwester, die in Fünen wohnte, die jüngste der Geschwister, bildete mit ihrem Mann und Kindern den alten ruhig fortwachsenden Stamm

der Familie, und so mannigfaltig und bunt das Schicksal der meisten übrigen Geschwister war, so einfach und still verfloß ihr Leben. Auch die Nebenzweige, die aus dieser Ehe entsprossen sind, wuchsen in die einfachsten Verhältnisse hinein. Der Sohn ist wie der Vater Landprediger geworden, mit der Tochter eines Landpredigers verheirathet. Die Töchter sind eben so an Landprediger verheirathet. Eine Menge Kinder sind schon, indem ich dieses schreibe, aus diesen Ehen entsprungen, und es läßt sich voraussehen, daß die Meisten dem Lebensgange der Eltern folgen werden. In dieses stille Leben meines Schwagers und meiner Schwester blickt nun das bewegte, wechselnde, in die verworrenen Verhältnisse der Geschichte verflochtene Leben der übrigen Geschwister, seltsam und abenteuerlich hinein. Die wenigen Tage, welche die ältere Schwester oder die Brüder vorübergehend im Hause des Schwagers zubrachten, bildeten Epochen in der Familie. Und in der That war die Lage, in welcher sie bei dem Schwager erschienen, fast immer eine ungewöhnliche, oft eine wunderliche, nicht selten eine bedenkliche. Ich freute mich, meine Frau mit einer Schwester bekannt zu machen, die noch jung

und schön, in ihrem stillen und einfachen Wesen anmuthig und liebenswürdig erschien, die ich innig liebte, und deren stille, wohlthätige, häusliche Wirksamkeit mir als die idyllische Scene in dem bunten, wild verschlungenen Drama der Familie erschien. Auch knüpfte sich hier die Erinnerung an die frühesten Epochen meines Lebens, denn in dem Hause meiner Schwester ward die alte Magd ernährt, die früher, als ich geboren ward, bei meinen Eltern diente. Sie bewohnte eine eigene einsame Stube und ging altklug und scheltend im Hause herum; sie konnte die Neigung, meine Schwester noch immer als ein Kind zu behandeln, nicht aufgeben, und war sehr unzufrieden, wenn nicht Alles nach ihren Rathschlägen geschah. Meine Schwester hatte viel mit ihr auszustehen. Zeuthen, mein Schwager, hatte sich auf der Universität ausgezeichnet, und lebte jetzt ruhig und ungestört von den großen Bewegungen der Geschichte, ganz für sein Amt und seine Familie.

Wir kamen in Kopenhagen an, und die ersten Tage konnten für eine junge Frau, die ihr ganzes

Leben in einer bedeutenden Familie, in großen geselligen Kreisen gelebt hatte, nicht angenehm sein. Es war spät des Abends und wir traten in einem Gasthofe ab. Den Tag darauf mußte ich früh das Haus verlassen, Behörden, Verwandte, Freunde aufsuchen, mich vor allem nach der Wohnung erkundigen, die in meiner Abwesenheit von einem Freunde für uns gemiethet war. Während dieser Zeit saß nun die arme Frau allein in einem fremden Lande, dessen Sprache ihr fast völlig unbekannt war. Denn das Wenige, was sie, unterstützt von einigen Dänen, die in Halle studirten, gelernt hatte, machte sie noch nicht fähig, ein Gespräch zu führen, oder die redenden Dänen zu verstehen. Sie fühlte sich höchst verlassen; schauderhaft und verhängnißvoll drohend erschien ihr das fremde Land, die fremden Menschen; sie schloß die Thür ab, und badete sich in Thränen. Als ich des Morgens das Haus verließ, hatte ich mir ihre Lage wohl bedacht, sie quälte mich fortdauernd. Als nun aber Freunde und Verwandte uns in großer Menge besuchten, konnten doch selbst diese Besuche von einer Menge fremder Menschen, die verworrene, halb dänische, halb

deutsche Rede, in welcher die Meisten sie ansprachen, sie nur überwältigen, wenig trösten.

Doch diese Zeit verging. Die Nothwendigkeit des Daseins hat auf jeden Menschen einen großen Einfluß, und die Thätigkeit, zu welcher meine Frau bei der häuslichen Einrichtung aufgefordert wurde, rief eine wünschenswerthe Zerstreuung hervor. Freunde hatten zu unserem Empfang ein großes Diner veranstaltet. Oehlenschläger hatte die schöne freundschaftliche Kühnheit, meine Frau mit einem Gedicht, welches für die Gesellschaft gedruckt war, und ein seltsames Gemisch dänischer und deutscher Constructionen abgab, zu begrüßen. Mein ältester verheiratheter Bruder lud uns zu einer ächt Kopenhagener Abendgesellschaft ein. Wir erschienen. Die Gäste, die unsertwegen versammelt waren, empfingen uns freundlich, die Schwägerin gütig. Die Gesellschaft war glänzend, die häusliche Einrichtung der vermögenden Frau elegant. Meine Frau mochte sich wohl etwas gedrückt fühlen, wenn sie diese Pracht mit der Einfachheit verglich, die bei uns stattfinden mußte. Wir waren kaum eine halbe Stunde versammelt, und den auch nur zum Theil fremden Gästen vorgestellt, als diese, nach der herr-

schenden Kopenhagener Sitte, sich sämmtlich um die Spieltische gruppirten. Daß weder meine Frau noch ich irgend ein Kartenspiel verstanden, fiel meinem Bruder so wenig ein, wie seiner Frau. Die Gesellschaft aber schien eben so wenig eine Conversation, die für den ganzen Abend aushalten sollte, zu verstehen. Wir waren auf einmal mitten in der Gesellschaft völlig einsam. Unsere Lage ängstigte meinen Bruder und seine Frau, aber ändern ließ sie sich nun einmal nicht. Der größte Theil der Gäste mochte sich wohl über unsern gänzlichen Mangel an geselliger Bildung aufhalten, es mochte selbst meiner Schwägerin und ihren nächsten Verwandten fast unglaublich scheinen, wenn sie an meine Erzählungen von der großen Gastfreiheit, die bei meinem Schwiegervater herrschte, und von dem bewegten geselligen Leben, welches in seinem Hause stattfand, zurück dachten. Wir genossen, anfänglich selbst stumm, das Schauspiel der stummen Gesellschaft. Der Bruder und seine Frau verließen ab und zu die Spieltische, um mit uns ein kurzes Gespräch anzuknüpfen. Zuletzt ließen wir uns einsam auf einem entfernten Sopha nieder, fingen ein vertrauliches Gespräch an, als wären wir allein in un-

serer eigenen Wohnung. Nach einiger Zeit peinigte uns zwar diese wunderbare Einsamkeit mitten in der Gesellschaft; denn selbst während der Mahlzeit blieben die Gäste an den Spieltisch gefesselt. Als es spät ward, geriethen wir in Gefahr, beide auf dem Sopha einzuschlafen. Um Mitternacht erhoben sich die Gäste. Einige blieben hartnäckig sitzen, weil sich die Beete nicht abwickeln ließen, wir rieben uns die Augen, als wären wir aus einem quälenden Traum erwacht und verließen die Gesellschaft.

Als ich meine deutsche Frau nach Dänemark führte, war ich nicht ohne Besorgniß. Professor Bang war uns über alles theuer; selbst wenn er mit mir unzufrieden gewesen war, blieb er mir in Liebe treu. Ich erkannte es, daß dann sein Zorn aus Sorge für meine Zukunft entsprang. Es war mir im höchsten Grade wichtig, daß meine Frau ihm gefallen möchte. Ueber meine Verlobung hatte er sich nie geäußert, und ich mußte befürchten, daß etwas so Ungewöhnliches in der ächt vaterländischen Familie ihm mißfallen würde. Wie glücklich war ich daher, als meine junge Frau schnell seine Zuneigung gewann. Sie ward und blieb ihm, so lange wir in Dänemark wa-

ren, eine liebe Tochter. Bei den kleinen Unpäßlichkeiten, die Folgen ihres Zustandes waren, behandelte er sie mit Sorgfalt, und ich glaube, daß ich durch meine Wahl ihm lieber und theurer ward, als zuvor.

Auf die heiterste Weise aber gestalteten sich die geselligen Verhältnisse im Rahbeckschen und Oerstedschen Hause. Durch die Frauen ward meine Frau recht eigentlich verzärtelt. Auch Oehlenschlägers Braut, Camma Rahbecks Schwester, bezeigte meiner Frau große Liebe.

Daß sie aber besonders im Anfange sich am meisten heimisch fühlte in den deutschen Familien, war natürlich. Etatsrath Kirstein, der unter Graf Schimmelmann im Finanzfache angestellt war, bot uns einen angenehmen Familienumgang dar. Die Frau war eine Schwester des berühmten Juristen Cramer in Kiel. Auch im Hause des Konferenzraths Brun, dessen Frau die berühmte Dichterin, waren wir willkommen. Ihre Tochter Ida, in der ersten Blüthe ihrer Jugend, hatte das bewundernswürdige mimische Talent, die seltsame körperliche Flexibilität, die Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, auch im Aus-

lande geworden und von dem älteren Schlegel besungen worden ist, bis zu der höchsten Anmuth entwickelt. Die Dichterin, Friederike Brun, war fast immer krank, bettlägerig und taub.

Aber vorzüglich gern wurden die häufigen Einladungen der Gräfinnen Schimmelmann und Ranzau von meiner Frau angenommen. Mütterlich darf ich die Liebe nennen, mit welcher diese ausgezeichneten Frauen sie behandelten, und auch mein Verhältniß zu diesen verehrten Familien ward inniger und bedeutender. Graf Ranzau war ein vielseitig und wissenschaftlich ausgebildeter Mann. In diesen Kreisen erschien auch des Abends Graf Bernstorf, der in seinen letzten Lebensjahren auch in Berlin so hochverehrte Minister. Wir lebten in einer geselligen Verbindung, in welcher die Feinheit der vornehmeren Welt so innig verbunden mit Achtung für Geist und Wissenschaft erschien.

Unter solchen Verhältnissen, sollte man glauben, mußte unser Leben in Kopenhagen sich erfreulich entwickeln, aber dieses war keinesweges der Fall. Meine ganze häusliche Einrichtung, obgleich keineswegs glänzend, hatte mich in bedeutende Schulden verwickelt.

Mein ganzes Leben hindurch war ich bis jetzt sorglos gewesen, ich verbrauchte das Geld, wenn ich es hatte, und quälte mich nur wenig, wenn ich es entbehrte; und seit ich nach Kiel kam, waren meine Verlegenheiten nie sehr ängstlicher Art. Jetzt war das Schicksal einer geliebten Frau an das meine geknüpft, und mich befiel zum erstenmal in meinem Leben eine mir bis dahin ungewöhnliche innere Angst. Noch jetzt, in meinen alten Tagen, liegen die bürgerlichen Verhältnisse, als wären sie etwas Fremdartiges, vor mir. Ich muß mich immer von neuem, als gehörte ich ihnen nicht ursprünglich an, in sie hineinleben; nie wächst meine Thätigkeit aus diesen, als aus einem Ursprünglichen heraus. Jetzt war es mir, als hätte ich mich einer unbekannten drohenden Gewalt, die ich nicht zu beherrschen vermochte, bewußtlos und ganz hingegeben. Die Schulden ängstigten mich, die Einkünfte reichten nicht aus; und obgleich ich das Bedenkliche meiner Lage meiner Frau nicht verbergen konnte, so suchte ich dennoch, ihr meine Angst zu verheimlichen. Und in der That, diese schien hinlänglich begründet, wenn ich meine ganze Lage betrachtete. Die wissenschaftliche Ausbeute meiner Untersuchungen in Holstein liegt

der Welt vor. Zwar ist sie, bei der völligen Umgestaltung der Geognosie seit jener Zeit, gegenwärtig nicht von Bedeutung. Dennoch war sie, ich darf es behaupten, damals nicht ohne Verdienst. Auf den wissenschaftlichen Bericht, den ich einreichte, ward gar nicht geachtet. Ich habe von den Behörden weder eine Billigung noch eine Mißbilligung erfahren. Der Gedanke, die ursprüngliche Salzquelle bei Oldesloe in ihrer Reinheit in der Tiefe zu suchen, durch mich zuerst ernsthaft angeregt, und seitdem nie ganz aufgegeben, obgleich bis jetzt noch nicht zweckmäßig verfolgt, ward als ein phantastischer Traum betrachtet, und fast höhnisch abgewiesen. Die Ansicht, daß ich ein Phantast wäre, und für alle praktischen Geschäfte untüchtig, hatte sich bei dem Manne, von welchem meine zukünftige Thätigkeit abhing, so festgesetzt, daß sie schlechthin unüberwindlich war. Er würde Recht haben, wenn man die praktische Tüchtigkeit in den eigenen Angelegenheiten als einen Maaßstab für eine ähnliche in fremden Angelegenheiten könnte gelten lassen. Ein solcher Maaßstab der Beurtheilung aber entsteht nur in dem Kopfe beschränkter Doctrinäre, die durch ihre Abstractionen, die sie Maximen nennen, völlig

unfähig werden, wahre Menschenkenntniß zu erlangen. Solche Männer pflegen eben am Meisten auf ihre Erfahrung zu pochen, wie auf ihre praktische Tüchtigkeit, und dennoch sind die Maximen, die sie gebrauchen, das tödtliche Gift, durch welches der Lebensstrom gesunder und frischer Erfahrungen von vorn herein vernichtet wird. — Daß nun meine Vorschläge zur praktischen Benutzung des Gipses bei Segeberg, die Hoffnung, daß die Gipsbrücke als Privateigenthum selbst für die Regierung vortheilhafter benutzt werden könnte, schnöde, ja verächtlich abgewiesen wurden, war vorauszusehen. Ich nahm mir die Freiheit, darauf aufmerksam zu machen, daß es dem Phantasten doch gelungen wäre, reiche Handelsherren zu gewinnen, die mit den Verhältnissen genau bekannt, geneigt waren, nicht unbedeutende Kapitalien für das in den Augen der Behörde grillenhafte Unternehmen zu wagen. Ich fühlte mich verletzt, ich vermochte wohl kaum, die Kränkung zu verbergen. Ich sah es ein, daß man das Geld, was meine Reise gekostet hätte, als unnütz verschleudert betrachtete, daß meine Hoffnung, geognostische Reisen in Norwegen anzustellen, daß überhaupt eine jede Hoffnung erfolg-

reicher Thätigkeit für mein Vaterland auf immer verschwunden war. Schimmelmanns Zuneigung bot mir keine Hülfe dar, ja er selbst, indem er mir ein dürftiges Auskommen verschafft hatte, mußte in Verlegenheit gerathen, wenn ich meine Einkünfte nutzlos verzehrte.

Aber noch weit bedenklicher erschien meine ganze Lage, wenn ich sie von dem Standpunkte meiner wissenschaftlichen Thätigkeit aus betrachtete. Der große Haufe der Zuhörer, der sich neugierig zudrängte, verlief sich zwar, aber noch blieb eine bedeutende Menge zurück, die sich immer mehr und mehr an mich anschloß. Selbst in der Literatur fing man an, den Einfluß zu spüren. Man erblickte eine Unsicherheit in den Aeußerungen sonst allgemein verehrter Schriftsteller, und ich darf es sagen, denn es ist, irre ich nicht, anerkannt, daß diese Vorträge, so wie Oehlenschlägers Gedichte, eine Epoche in der dänischen Literatur veranlaßten. Zwar ist mein Einfluß ein nicht so entschieden persönlicher gewesen wie der des nationaleren Dichters. Durch mich angeregt, wandten sich die bedeutenderen jungen Männer an die neuere deutsche Literatur; sie wurden nicht allein durch meine Vorlesun-

gen, sondern auch durch Fichte's, Schellings, der beiden Schlegels und Tiecks Schriften mit neuen Richtungen in der Wissenschaft wie in der Kunst innig vertraut. Selbst nach Schweden drang diese Anregung, und meine wissenschaftliche Thätigkeit trug auch etwas bei zur Bildung der sogenannten Phosphoristen, die in der schwedischen Literatur eine bedeutende, wenn auch nur vorübergehende Gährung hervorriefen. Doch je entschiedener mein Einfluß hervortrat, desto mehr wuchs die Besorgniß der wissenschaftlichen Behörden. Ein Ereigniß trug nicht wenig dazu bei, diese Besorgniß zu steigern, ward wenigstens benutzt, mich als einen für die Jugend gefährlichen Lehrer darzustellen.

Ein junger Mann, der meine Vorträge besuchte, quälte mich nicht selten mit seinem persönlichen Besuche. Seine Gesundheit war zerrüttet, sein Gemüthszustand bedenklich, und es konnte mir, wie ich ihn sah und reden hörte, der Ursprung seiner Krankheit nicht verborgen bleiben. Ich rieth ihm, alle Speculation aufzugeben, Kopenhagen zu verlassen, irgendwo auf dem Lande sich recht anstrengend und anhaltend körperlich zu beschäftigen, Sturzbäder zu brauchen u. dgl.

um sich wieder zu stärken. Junge Männer, die mit ihm umgingen, hatten ihn zum Ziel ihres Spottes gemacht, und seinen gefährlichen Zustand dadurch gesteigert. Auf meinen Rath hörte dieser Unglückliche nicht, er besuchte meine Vorlesungen nach wie vor, vertiefte sich immer mehr in seltsame Grillen, die er nicht zu beherrschen vermochte; ich konnte ihn nicht aus meinem Hörsale verweisen, und der Erfolg war, wie ich ihn voraus sah und befürchtete. Seine psychische Krankheit trat immer entschiedener hervor, und weil damals die Methode, solche Kranken gleich vom Anfange an zweckmäßig zu behandeln, in Dänemark noch völlig unbekannt war, so ward er bald gänzlich verrückt. In der grauenhaften Anstalt, die nicht zweckmäßiger hätte eingerichtet werden können, wenn man eine Geisteskrankheit künstlich zu pflegen und auszubilden beabsichtigte, rief der Unglückliche nun öfter: „O Steffens! O Oehlenschläger!" Das Gerücht von diesem armen Menschen ging durch die ganze Stadt, und wie es dem Regenten des Landes mitgetheilt wurde, erfuhr ich einige Jahre nachher, von ihm selbst. Es war mir klar, daß früher oder später meine Vorträge verboten werden möchten, und

an die Stelle der glänzenden Hoffnung einer erfolgreichen geistigen Thätigkeit in meinem Vaterlande, trat die schmerzliche Ueberzeugung, daß die Männer, von welchen meine ganze zukünftige Wirksamkeit abhing, mich theils als einen Ungeschickten und Unnützen, theils als einen Gefährlichen betrachteten. Zum erstenmal kam jetzt der tiefere Schmerz des Lebens mir entgegen. Wenn ich mich früher verlassen und unglücklich fühlte, so lag die Hoffnung einer schnellen Verbesserung meiner Lage mir nahe, ja sie war mir wahrscheinlich und hielt mich aufrecht. Jetzt mußte ich mir selbst gestehen, daß ich gegen die Macht, die mich niederzudrücken strebte, keine Waffen besaß. Die Angst um meine finanzielle Lage, die Furcht, meine Frau in mein dunkles Schicksal verflochten zu sehen, erschütterten mich tief. Und obgleich ich ihr alles, was meine Hoffnungen zerstörte, zu verheimlichen suchte, konnte es ihr doch nicht verborgen bleiben, daß unsere Stellung immer bedenklicher ward. Und dennoch lag es in meiner eigenthümlichen Persönlichkeit, daß ich, anstatt nüchtern und besonnen zu Werke zu gehen, in meinen Privatäußerungen immer unvorsichtiger ward. Wunderliche Paradoxien, schon in ihrer ursprünglichen

und wahren Gestalt auffallend genug, wurden nicht von Feinden allein, zur Caricatur verzerrt, in der Stadt verbreitet; selbst freundlich gesinnte Jünglinge nahmen sie in ihrer verunstalteten Form als glänzende geistige Aeußerungen auf. Ja diese jungen Anhänger wurden mir, wie vom Anfange an beschwerlich, so später fast gefährlicher als meine Gegner.

Ich bin überzeugt, daß meine entschiedene protestantisch-religiöse Gesinnung, die schon damals aus meinen frühesten Jugend-Erinnerungen aufzutauchen anfing, mir nie erlaubt haben würde, durch irgend eine Aeußerung eine Neigung zum Katholicismus zu verrathen: dennoch mag die Ansicht, daß dieser in früheren Jahrhunderten eine nicht gekannte, tiefere, geschichtliche Bedeutung hatte, und noch immer Schätze verbirgt, die von den Protestanten anerkannt zu werden verdienen, einen für mich gefährlichen Eindruck auf einige Jünglinge gemacht haben. Sie wurden jetzt mit den deutschen katholisirenden neueren Gedichten bekannt. Es war gar keine religiöse Gesinnung, die hier das anziehende Element bildete, es war bloß das Auffallende, Neue; kurz, um einen ganz trivialen, und doch die Sache richtig be-

zeichnenden Ausdruck zu gebrauchen: es war die Mode allein, die diese Neigung schuf. Und dennoch konnte, nachdem ich mein Vaterland verlassen hatte, ein katholischer Priester meinem katholisch gewordenen Freunde schreiben: „Die Bemühungen Ihres Freundes scheinen einen gesegneten Erfolg zu haben; die katholische Kapelle wird, wie bisher nie, wiederholt von der Jugend der Hauptstadt besucht." — Ich habe nie erfahren, daß irgend ein junger Mensch in Kopenhagen eine wirkliche Neigung zum Katholicismus gezeigt habe. Die Aufmerksamkeit mag auf diesen hingelenkt worden, und dadurch die Neugierde entstanden sein, den katholischen Kultus näher kennen zu lernen. Ohne daß ich es wußte, mag auch diese scheinbar gefährliche Richtung, hier und da, sich während meines Aufenthaltes in Kopenhagen geäußert haben, und von meinen Gegnern benutzt worden sein. Ich mußte jetzt natürlicher Weise alle Verirrungen der sogenannten neueren deutschen Schule vertreten. In Dänemark und bei der Kopenhagener Universität war der Rationalismus des vergangenen Jahrhunderts durchaus überwiegend, er beherrschte die Literatur, er wurde fast immer von den Kanzeln gepredigt, und

war mein gefährlichster Feind. Den Rationalisten war es erwünscht, eine jede religiöse Aeußerung, aus einem höheren geistigen Standpunkt entsprungen, als Katholicismus zu stempeln. Die lutherische Kirche war so innig mit der Geschichte des Landes, mit der ganzen Staatsverfassung, mit der Suverainetät verknüpft, daß eine erdichtete Neigung zum Katholicismus, sorgfältig benutzt, einen jeden Bürger auch politisch verdächtigen konnte. Wenig halfen mir die jungen Männer, die mir anhingen, und meine Stellung nicht selten durch ihre Unbesonnenheit noch gefährlicher machten. Da entstand oft der stille Wunsch in mir, mein Vaterland zu verlassen, und wo möglich, mir in Deutschland einen Wirkungskreis zu verschaffen.

Nun bildete sich auch Geklatsch mancherlei Art, durch welches meine Familienverhältnisse und der engere häusliche Kreis gestört wurden. Es war zwar an und für sich unbedeutend, leicht zu überwinden, und wäre wohl auch nach kurzer Zeit völlig verklungen. Meine Frau indeß erwartete in einigen Monaten ihre Niederkunft. Ihre Stimmung ward trübe. Die Trennung von Eltern und Geschwistern erschien ihr schmerzhafter als sonst; durch unsere Lage geängstigt, durch Geklatsch gekränkt,

ward auch sie mit ihrem Aufenthalt in dem Lande, in welchem sie sich noch nicht eingewohnt hatte, immer unzufriedener; und nur vorübergehend konnte sie in den angenehmeren Kreisen der Freunde und Gönner getröstet erscheinen.

Da erhielt ich im Märzmonat 1804 ein Schreiben, welches plötzlich eine Hoffnung in mir erregte, die ich kaum zu nähren wagte. Auch auf meine Frau machte es einen Eindruck so gewaltsamer Art, daß er in ihrer Lage mir fast bedenklich schien. Es war ein Brief von dem berühmten Arzt Reil in Halle. Er zeigte mir an, daß der damalige Kabinetsrath Beyme, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade besaß, die Absicht hatte, die wissenschaftliche Bedeutung der Universität Halle durch die Berufung jüngerer Lehrer zu heben. „Ich habe," schrieb mir Reil, „die Hoffnung, Sie durch mein freundschaftliches Verhältniß zu Beyme, auf eine vortheilhafte Weise als Professor ordinarius bei der hiesigen Universität angestellt zu sehen. Schreiben Sie mir umgehend, ob Sie geneigt sind, einen solchen Antrag, wenn er an Sie erginge, anzunehmen. Sie würden Natur-Philosophie, Physiologie und Mineralogie vortragen. Ich bitte Sie,

Ihren Schwiegervater nichts eher davon wissen zu lassen, als nachdem Sie die Vocation wirklich erhalten haben."

Die Aufregung, in welche dieser unerwartete Brief mich versetzte, war unglaublich. Mein ganzes Dasein bekam plötzlich eine andere Richtung. Ich hatte mich von meiner Jugend an durchaus als meinem Vaterlande gehörig, durchaus als Däne gedacht. Die stille Sehnsucht nach Deutschland, der verborgene Wunsch, dort zu leben und thätig zu sein, waren kaum zum inneren klaren Bewußtsein gelangt: und nun war ich doch in eine Stellung versetzt, die mir eine völlige Trennung von meinem Vaterlande, so wie sie sich jetzt darbot, nicht bloß wünschenswerth, sondern leider selbst nothwendig machte. Ich will es gestehen, ich ergriff die Hoffnung, die mir aufging, jubelnd, und dennoch war dieser Jubel mit einem tiefen Schmerz verbunden. Zu tief lebten alle Knaben- und Jugend-Erinnerungen in meinem Innersten. Wenn ich das neue Leben ergriff, dann erstarben diese, und keine Hoffnung eines Zukünftigen kann die Schmerzen des Todes überwinden.

Ich antwortete, wie man sich denken kann. Ich

schilderte die Verhältnisse, die es mir wünschenswerth machen müßten, einen solchen Antrag mit Freuden anzunehmen, aber ich bat Reil auch, diese Angelegenheit so lange wie möglich vor meinem Schwiegervater geheim zu halten. Ich hatte, und verheimlichte es dem Reil nicht, einen ganz besonderen Grund. Ich kannte Reichardt, ich wußte, daß er, so wie nur der Gedanke in ihm entstand, daß eine Vocation nach Halle für mich möglich wäre, nach Berlin reisen und seinen ganzen Einfluß für mich in Thätigkeit setzen würde. Das wollte ich nun unter jeder Bedingung vermeiden. Meinen Ruf nach Halle einem berühmten Gelehrten zu verdanken, schien nur ehrenvoll. Ich wollte aber einen jeden Einfluß der Familienbegünstigung durchaus abhalten. Erst nachdem ich die Vocation durch den Minister von Massow erhalten hatte, erfuhr es Reichardt. Trotz dieser Vorsicht, habe ich dem nicht entgehen können, daß meine Gegner in Halle meine Anstellung als bloß durch Reichardt veranlaßt, bezeichneten. Diese Ansicht hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, und ist noch neulich wieder laut geworden. In der That, sobald Reichardt die Sache erfuhr, reiste er

eilig nach Berlin. Sein eifriges Bemühen, welches jetzt nicht einmal nöthig war, überzeugte den Minister, daß ich unter jeder Bedingung kommen würde. Ich hatte das Gehalt, welches ich in Kopenhagen bezog, gefordert, Reil gab mir die Hoffnung, es zu erhalten: jetzt wurden mir ein paar Hundert Thaler abgezogen.

Als ich die Vocation erhalten hatte, als die Sache nun entschieden war, mußte schon die große Freude meiner Frau mich glücklich machen, und jetzt erst ward ich gewahr, wie wenig sie den Schmerz, von ihren Eltern getrennt zu sein, überwunden hatte, wie sehr sie sich gequält fühlte durch die unsichere Lage, in einem ihr fremden Lande. Jetzt freilich trat für die nächste Gegenwart eine neue Sorge hervor. Wir sollten eine häusliche Einrichtung, die wir durch Anleihen eben angeschafft hatten, aufheben, eine kostspielige Reise antreten, dringende Gläubiger befriedigen, in Halle uns von neuem einrichten, und sahen keine Hülfe und keinen Ausweg. Es ist seltsam, wie, was auf gewöhnlichen Wegen nie geschieht, sich, wenn die völlig anerkannte Nothwendigkeit da ist, zu fügen pflegt. Die Mittel waren in der That da, und durch eine Anleihe in Halle, früher als wir erwarten konnten,

die gegenwärtige Noth beseitigt. Daß unsere Schuldenmasse sich häufte, ängstigte uns wenig, denn wir kannten die vortheilhaften Verhältnisse, die geschätzte Professoren auf stark besuchten Universitäten in Deutschland sich zu schaffen wußten, und meine Frau traute mir nicht weniger zu, als ich mir selber.

Doch sollten wir in diesen Tagen der fröhlichen Erwartung noch einem Schmerz erleben, der für junge Eheleute der tiefste zu sein pflegt. Meine Frau kam gegen Ende Juni nieder. Sie war gesund, die Niederkunft glücklich, und wir waren durchdrungen von jener Freude, die unter allen irdischen die höchste genannt werden kann. Die Wöchnerin war nach dem Accouchementshause gezogen. In Kopenhagen ist dort eine Einrichtung für Frauen aus den höheren Klassen. Diese ist sehr bequem, ja prächtig. Sie hatten die vorzüglichste Pflege, die ausgezeichnetsten Hebammen im Lande, und bei zweifelhaften und bedenklichen Fällen die Hülfe des in ganz Europa berühmten Accoucheurs Saxtorph. Obgleich die Benutzung dieser Anstalt sehr kostspielig ist, geschah doch alles nach dem Rathe des Oheims. Aber meine Frau ward von einem in Kopenhagen nicht seltenen, einige Tage hin-

durch selbst bedenklichen, Kindbett-Fieber befallen. Sartorph hielt bei der Krankheit der Verwandtin die Unterstützung des Professors Bang für nöthig. Diese beiden Aerzte beriethen sich vielleicht auf eine nicht ganz vorsichtige Weise mit besorgten Mienen und ich sah, wie plötzlich eine Todesangst die Züge der jungen, lebensfreudigen, bis dahin nie erkrankten Frau ergriff; und das in einem Augenblick, in welchem sie sich zwar erkrankt, aber doch im höchsten Grade glücklich fühlte. Es war ein Moment inneren Entsetzens, der mir unvergeßlich ist. Die gute Natur der Frau überwand aber schnell diese Krankheit, doch waren die Folgen sehr traurig. Das Stillen mußte ausgesetzt, das Kind gefüttert werden. Es starb nach wenigen Wochen. Die Trauer bei dem Verlust eines Kindes gehört gewiß zu den tiefsten, die ein Mensch empfinden kann. Es ist ein partielles Streben, und niemals erkennt man die Naturtiefe, die Eltern und Kinder verknüpft, klarer als in solchem Momente. Der Ausdruck, daß Mann und Weib eins sind, findet ausgedehnt auf das Kind seine volle und unergründliche Bedeutung. Und dennoch hinterläßt der Schmerz des Verlustes niemals jene traurigen Spuren, welche Schmerzen aus geselli-

gen Verhältnissen entsprungen, nachlassen, und die oft nach Jahren nicht verschwinden. Was aus der Verwickelung menschlicher Thaten entsteht, was aus dem Abgrunde wechselseitiger leidenschaftlicher Mißverhältnisse geboren wird, das hinterläßt mehr oder weniger eine innere Zerrissenheit, die oft, wo wir uns völlig rein glauben, und als unschuldig Leidende betrachten, auf eine tiefe, wenn auch uns selbst verborgene, eigene Verschuldung hindeutet. Die Naturthat trägt ihre Heilung in sich selbst, und eine Ahnung, daß der Tod eine Entwickelung sei, daß, was als ein geistig Eigenthümliches zum Vorschein kam, nie verschwinden kann, durchdringt selbst das durch die Reflexion verworrenste Gemüth. Hier lag die Heilung des Schmerzes nah. Die bevorstehende Reise forderte unsere ganze Thätigkeit. Die Auszeichnung, die in meinem Vaterlande so viel galt, die erste in ihrer Art, nach einer berühmten Universität in Deutschland berufen zu sein, die Hoffnung, dort einen geistigen Einfluß ausüben, ja in der Mitte bedeutender weltgeschichtlicher Bewegung, eine Schule für eigenthümliche Ideen bilden zu können, mußte mein ganzes Dasein erheben. Die Freude mit Eltern, Geschwistern und

Freundinnen zu leben, nach einer schmerzlichen Trennung zur heiteren Gewohnheit des früheren Lebens zurückzukehren, mußte den Stachel des Schmerzes auch in der Seele der Frau abstumpfen. Ein Monat verging in der so natürlichen Zerstreuung unserer damaligen Lage. Ich wollte im September in Halle sein, um mich für meine Vorträge zum Winterhalbjahr 1804—5 mit Muße vorzubereiten. Wir wollten langsam reisen, uns einige Zeit in Hamburg und Berlin aufhalten. Aber noch hatte ich manches in Kopenhagen zu überstehen. Man legte mir eine Rechnung vor, wie viel ich der Regierung gekostet hatte, ich sollte es in bestimmten Terminen ersetzen. Ich stellte zwar vor, daß ich meiner Pflicht gemäß zum dänischen Dienst bereit wäre, daß ich auch jetzt, wenn man mir die Hoffnung einer angemessenen Thätigkeit eröffnete, entschlossen wäre, im Lande zu bleiben. Aber erst später gelang es meinem Gönner, dem Grafen Schimmelmann, diese Schuld niederzuschlagen, und als ich das Land verließ, ruhte sie, zugleich mit den für mich bedeutenden Privatschulden, noch auf mir. Ein anderer würde meine zukünftige Lage sehr mißlich gefunden haben: mir schwebte aber meine Thätigkeit

in Deutschland als die Morgenröthe eines heiteren Tages vor der Seele. Ich sollte, unterstützt durch die beweglichen jugendlichen Geister eines großen Volkes, die große geistige That eines neuen Jahrhunderts vorbereiten helfen. Diese würde, dachte ich mir, alle Schwierigkeiten überwinden, und das Leben in seinen äußeren Bedingungen eben so heiter gestalten, wie in seinen inneren.

Eine neue Qual hatte ich aber zu überwinden: die des einseitigen, dänischen Patriotismus; der zwar nicht in dem Kreise meiner Freunde herrschte, sich aber hier und da auf eine bizarre Weise äußerte. Wie man früher mich getadelt hatte, weil ich eine Schrift auf deutsch herausgab, so war man jetzt sehr geneigt, meine Auswanderung als einen Hochverrath zu betrachten. Mir ganz fremde Männer erschienen in meinem Hause, um mir zu beweisen, daß ein Däne keinen fremden Dienst annehmen dürfe. — „Auch wenn mein Vaterland mich nicht vermißt?" fragte ich. „Wenn ich keinen Standpunkt selbständiger Thätigkeit dort finden kann? wenn man meine Entfernung wünscht?" — Ich sollte warten, meinte man, es könnte sich noch alles anders gestalten. „Das heißt," antwor-

tete ich, „ich soll die besten Jahre meiner Producti-vität hier vergeuden. Gelingt mir meine Arbeit im Auslande unter besseren, ermunternden Verhältnissen: ist sie dann nicht auch für euch da, wenn ihr sie zu benutzen wißt? Und gilt sie euch nichts, was hülfe es euch, wenn ich hier zu Grunde ginge?"

Reise nach Halle.

1804.

Ich trennte mich mit tiefem Schmerze vom Vater-lande, von Freunden und Verwandten. Es dauerte lange, ehe ich das Grab meiner Jugend, den schmerz-haften Verlust früherer Jahre, das zerrissene Band einer heiteren Vergangenheit so zu entfernen vermochte, daß mir die Freude der Zukunft hellleuchtend entgegen-strahlte. Ich sollte die süßen Töne meiner Mutter-sprache nicht mehr hören, ich sollte mich hineindenken, hineinleben in eine neue. Als die schönen grünen Ufer Seelands verschwanden, war es mir, als hätte ich mich einem fremden Geiste, einem ungewissen dro-henden Verhängnisse preisgegeben, und das Packet-boot nach Kiel durchschnitt im eiligen Fluge die Wel-

len, ohne daß ich es merkte. Allmälig tauchte die Zukunft heiter für mich auf. Die Töne der deutschen Sprache klangen als heimische, wie sie schon in meiner frühesten Kindheit laut wurden, und mich lockten, aus meiner Seele hervor. Deutsche Freunde und Verwandte erwarteten mich und hießen mich willkommen. Ich sah die Frau heiter und glücklich an meiner Seite, und die trüben Geister waren verscheucht. In Kiel freute man sich über mein Glück. Freunde drängten sich zu mir. Der alte Hensler begrüßte mich heiter, und schien von meiner Thätigkeit auf einer deutschen Universität Gutes zu erwarten. In Hamburg ward ich als Deutschland zugehörig bewillkommt, obgleich da die Verwandtschafts-Verhältnisse wohl vorzüglich berücksichtigt wurden. In Lüneburg fand ich die verhaßten französischen Truppen noch. Sie hatten sich dort schon eingewohnt, und die Hannoveraner schienen das Unvermeidliche mit einer Hingebung zu ertragen, die mich in meiner damaligen Stimmung auf eine unbillige Weise empörte. Wir besuchten ein französisches Lager in der Nähe der Stadt. Das Geschick der Franzosen, sich selbst für eine kurze Gegenwart heiter einzurichten, zeigte sich hier. Die erbeuteten hannö-

verischen Zelte, reinlich und häufig mit Blumen und Kränzen geschmückt, nahmen sich im Sonnenschein gut aus. Die pyramidalisch zusammengestellten Flinten glänzten uns entgegen. Die Soldaten trieben sich, lustig pfeifend und singend, herum. Aber mir war es, als ergriffe mich ein tiefes Entsetzen. Ich sah den Engel mit dem flammenden Schwerte bereit, mich aus meinem Paradiese zu treiben, als ich es noch kaum betreten hatte. Es ruhte eine Erbitterung in meiner Seele, die ich kaum zu überwältigen vermochte, und die Ruhe und scheinbare Gleichgültigkeit des unterjochten Volkes war mir völlig unbegreiflich.

Ich kam nach Berlin. Hier schien mir noch Alles ruhig, als ahnte man keine nahe Gefahr. Von Verwandten und Freunden umgeben, einer neuen mir wichtigen Stellung entgegengehend, verschwand bald alle geahnete Furcht. Ich machte die Bekanntschaft des Herrn von Beyme, der damals die Gunst und das Vertrauen des Königs im hohen Grade besaß Er lud mich nach Potsdam zu sich ein, sprach lebhaft von dem Interesse, welches er an der lebendigen Erneuerung der Universität in Halle nahm, und wie er seinen ganzen Einfluß verwenden würde, um diese

Hochschule zu heben, damit sie die erste in Deutschland werden könnte; wie man keine Opfer scheuen müsse, um die berühmtesten Lehrer hinzuziehen und die Institute der Universität den Erfordernissen der Wissenschaft und der Zeit gemäß auszubilden und zu bereichern. Diese vielversprechenden Aeußerungen eines so wichtigen Mannes machten auf mich einen starken Eindruck. Ich lebte in den schönsten Hoffnungen, ich sah aus allen Gegenden Deutschlands die geistvollsten Jünglinge nach Halle strömen. Ich traute mir zu, für das, was mich durchdrang, auch die Jugend zu begeistern und alle Angst vor der Zukunft war verschwunden. Was mir auffiel, während ich den Mittag allein mit ihm und seiner Familie zubrachte, war die Offenherzigkeit, mit welcher er sich über sein Verhältniß zum Könige äußerte. „Ein jeder König," sagte er, „müsse einen Günstling haben, dem er sein völliges Vertrauen schenke; nur durch einen solchen, nicht durch die Beamten, durch die Dikasterien allein, könne er die Verhältnisse ihrer Wahrheit nach, die Wünsche und Klagen des Volks kennen lernen." — Meine Stellung gegen die allgemeine Literaturzeitung ist dem Leser bekannt. Nun glaubte man, das Ansehen der Univer-

sität dadurch zu heben, daß man dieses Institut nach Halle verlegte. Das obenerwähnte neue kritische Institut sollte in Jena das ältere verdrängen. Es entstanden Streitigkeiten, ja irre ich nicht, Prozesse. Die alte allgemeine Literaturzeitung gestand der neuen Unternehmung nicht das Recht zu, denselben Titel zu wählen und so entstand der Wunsch des Hofraths Schütz, des ersten Redakteurs, in Preußen Schutz zu suchen, und die Bedingungen, die er gemacht hatte, waren zum Theil angenommen, zum Theil abgewiesen. Wenn ich nicht irre, wurden die Verhandlungen eben abgeschlossen, als ich in Berlin war. Ich äußerte freimüthig meine Ansicht über dieses Institut, welches ich damals für ein völlig herabgekommenes ansah. — Wie ich jetzt die Sachlage kenne, wundere ich mich fast noch mehr darüber, daß es der neuen Jenaer Literaturzeitung gelang, einen festen Boden zu gewinnen und eine so lange Dauer neben der alten, die, von dem Hauptelemente des Bestehens, von der zähen Gewohnheit der Menge der Meinungsuchenden, getragen wurde. — Herr von Beyme äußerte sich über diese Sache seltsam genug. „Die Herren," sagte er, „haben mancherlei Bedingungen gemacht. Ueber den

Werth des Instituts will ich kein Urtheil fällen. Eine Menge berühmter Gelehrten in allen Fächern sind als Recensenten Mitarbeiter, und ein wissenschaftliches Tribunal, dessen Mitglieder in ganz Deutschland zerstreut sind und welches noch immer eine große Bedeutung hat, erhält seinen Wohnsitz in Halle und wird das Ansehen der Universität heben. Auf ihre verwickelten Bedingungen haben wir uns nicht eingelassen. Wir behandeln dieses Institut wie andere Fabriken, die wir unterstützen und ermuntern, und so wollen wir als Anlagekapital eine bestimmte Summe bewilligen, und die Unternehmer müssen sich mit dieser behelfen." Er nannte, irre ich nicht, zehntausend Thaler.

Diese Gespräche hatten einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. In den Ansichten, die Beyme aussprach, in dem Tone, der in seinen Gesprächen lag, war etwas für mich so Fremdartiges, daß ich seine Aeußerungen doch mit einer Art Scheu anhörte. Aber die Hoffnung, die sich in seinem Interesse für die Universität Halle anknüpfte, behielt die Oberhand, und ich verließ ihn in einer sehr fröhlichen Stimmung. Ich kannte bis jetzt keinen einflußreichen Mann

in Preußen, und daß der erste, mit welchem ich in Berührung kam, sich so offen und vielversprechend äußerte, erregte bei mir ein heiteres Vertrauen. Ich glaubte in der That von jetzt an in dem fremden Lande eine sichere Stütze erhalten zu haben, und eine solche schien mir freilich sehr nothwendig, nachdem ich den Justizminister Herrn von Massow, den Curator der Universität, dem ich mich jetzt vorstellte, gesprochen hatte. Ein langer, hagerer, ernsthafter und verschlossener Mann, trat mir, mit der ganzen Würde seiner Stellung bewaffnet, entgegen. Er begrüßte mich kalt, sprach einige freundliche Worte, die mehr belehrend, als anerkennend lauteten, und als ich meine Freude über das Interesse für die Universität Halle, welches die Regierung erweckt hatte, äußerte, sprach er von den neuen Einrichtungen, wenn auch nicht mißbilligend, doch ablehnend. Er schien von den Neuerungen nicht viel zu erwarten, ja, er schien, obgleich es nicht ausdrücklich gesagt wurde, selbst mit meiner Berufung nicht sehr zufrieden zu sein. Die Zuversicht, die ich durch meinen Besuch bei Herrn Beyme erlangt hatte, ward freilich durch diesen zweiten sehr herabgestimmt. Aber ich war gewohnt, mich

an günstigere Aussichten hoffnungsvoll anzuschließen, und das geschah auch hier.

Halle.

1804—1806.

Im September 1804, ein Jahr nach meiner Hochzeit, brachte ich den glücklichen Eltern die geliebte Tochter zurück, die sie doch nicht ohne Aengstlichkeit in einem fremden Lande und in so großer Entfernung bisher leben sahen. Ich besuchte die Professoren. Reil freute sich über meine Ankunft. Die erste Zeit verging mit der häuslichen Einrichtung, die mich doch in große Angst versetzte. Denn je bedeutender die Ausgaben waren, die erfordert wurden, je größer die Summen, die ich aufnehmen mußte, desto bedenklicher wurde mir meine ganze Zukunft. Mein Schwiegervater hatte für mich eine viel zu große und ansehnliche Wohnung gemiethet; wir verloren uns fast in den weitläuftigen Räumen, und eine Ausgabe ward mir nothwendig, die mich in Schrecken setzte. Ich war bis jetzt fast immer auf Reisen gewesen; eine Bibliothek besaß ich daher so gut wie gar nicht. Die

reichen Bibliotheken in Kopenhagen lieferten mir Alles, was ich brauchte, und bei meinen freundschaftlichen Verhältnissen zu den Bibliothekaren wurden die Werke, die ich wünschte, schnell angeschafft. Hier war die Bibliothek zwar an alten Werken reich genug, aber was ich nothwendig brauchte, mußte jetzt gleich und schnell angeschafft werden. Ich war als Professor der Mineralogie berufen, und besaß keine Mineraliensammlung. Was ich bisher erhielt, verschenkte ich an größere Sammlungen. Ich hatte diesen Umstand, als ich die Vocation annahm, den Behörden nicht verhehlt. Eine Mineraliensammlung ward mir versprochen, wenn die vorhandene nicht hinreichte. Meine erste Beschäftigung war nun, zu untersuchen, was ich vorfand. Die Sammlung, die man mir zeigte, war unter der Aufsicht eines alten Mannes, Hübner, der früher Pedell gewesen war, sich sehr gute Kenntnisse in der Zoologie erworben hatte, und dem die zoologische Sammlung und neben dieser auch die mineralogische anvertraut war. Diese letztere war nun völlig unbrauchbar. Mit ihrer Hülfe oryktognostische Vorträge zu halten, wäre ganz unmöglich gewesen. Der Orientalist Vater hatte sich als Dilettant mit der Mineralogie beschäf-

tigt, und war im Besitze einer Sammlung, die mit der alten der Universität verbunden, einigermaßen aushelfen konnte. Er war willig, sie abzulassen und seine Forderung war äußerst billig. Ich beeilte mich, diese Umstände dem Minister vorzustellen, bat dringend um Beschleunigung des Ankaufes, denn meine mineralogischen Vorlesungen sollten in wenigen Wochen anfangen. Der Minister antwortete ablehnend, und verwies mich an die Sammlung der Universität, die doch wohl für die Anfangsgründe der Mineralogie ausreichen würde. Ich antwortete entschieden, erinnerte an das mir gegebene Versprechen, und versicherte, daß ich die, von mir angekündigten Vorträge nicht halten könnte. Habe man erwartet, daß ich eine Mineralogie verstünde, die sich ohne Sammlung vortragen ließe, so hätte man sich geirrt. Eine solche verstünde ich nicht und wüßte auch nicht, sie vorzutragen. Damit nun meine angekündigten Vorlesungen möglich wurden, erwartete ich mit Zuversicht von Se. Excellenz, daß die Sammlung des Professors Vater vor der Eröffnung der Vorträge, in meinen Händen wäre. Diese Sammlung könne, da sie durch eine nicht bedeutende Summe zu erhalten wäre, als Grundlage

für eine zukünftige, allerdings höchst nothwendige Erweiterung, betrachtet werden, und ich wäre gern erbötig, mit einem so dürftigen Anfang zufrieden zu sein, obgleich die Sammlung den Hoffnungen, die mir gemacht waren, keinesweges entsprach. Der Professor Schmalz, als damaliger Repräsentant der Regierung unter dem Namen eines Direktors, erhielt den Auftrag, ohne daß ich zugezogen wäre, durch eine Auswahl von Professoren den Kauf mit Professor Vater abzuschließen. Von diesem wußte nun freilich keiner den Werth der Sammlung zu beurtheilen, und der Minister wollte wohl, indem ich ausgeschlossen wurde, seine Unzufriedenheit mit meinem allerdings etwas heftigen Schreiben ausdrücken. So war freilich meine Absicht erreicht, aber meine Stellung eine bedenkliche. Die Freunde tadelten mich, die Gegner glaubten, daß ein so unbesonnener Fremder wohl kaum sich auf der Universität erhalten würde.

Auch äußerte sich der Unwille des Ministers bald auf eine, mir in meiner damaligen Lage sehr beschwerlichen Art. Man hatte mir allerdings ein Vierteljahrsgehalt vorausbezahlt, aber dieses fing erst an, als mein größeres Gehalt in Dänemark aufhörte, und ich

mußte die Reise mit einer geringeren Einnahme als die gewöhnliche bestreiten. Man hatte mir Hoffnung gemacht, eine größere Summe zu erhalten. Beyme ließ mir durch Reil rathen, eine solche nicht zur Bedingung der Annahme der Vocation zu machen. Ich war Thor genug, diesem Rathe zu folgen. Jetzt wurde aller Ersatz mir rein abgeschlagen. In der mir zugefertigten Vocation ward ausdrücklich erwähnt, daß die Abgabe für die Bestallung den aus der Fremde berufenen Professoren geschenkt zu werden pflege; nur eine kleine unbedeutende Summe mußte von ihnen erlegt werden. Eine Verfügung des Ministeriums forderte nun, diese Abgabe von meinem Gehalte abzuziehen. Ich bat um die Erlassung und erinnerte an die Stelle in der Vocation. Sie enthielte kein Versprechen, wurde mir geantwortet; und anstatt einen Ersatz für meine Reise zu erhalten, mußte ich eine für mich bedeutende und drückende Summe zahlen. — So war nun meine Stellung zum Ministerium nicht sehr freundlich, und meine finanzielle Lage trostlos.

Meine Stellung zur Universität und zu meinen zukünftigen Kollegen schien nicht weniger drohend. In einer Zeitung ward schon verkündigt, daß ich mit

meiner Frau katholisch geworden wäre. Ein anderes Blatt stellte mich zu gleicher Zeit als einen Atheisten dar. Allerlei Gerüchte von meinem ungebundenen Leben gingen umher; es war allgemein verbreitet und ausgemacht, daß ich durch bedeutende Portionen Opium mich in beständiger Spannung zu erhalten suchte. Als ich meine Vorträge angefangen hatte, äußerte ein junger Professor gegen meine Frau sein tiefes Bedauern, weil die phantastische Aufregung, in welcher ich lebte und die ich fortdauernd künstlich hervorzurufen suchte, nothwendig eine schnelle Abspannung und einen frühzeitigen Tod herbeiführen müßte. Ich wurde einige Monate später im Winter sehr heftig von meiner gewöhnlichen Halsentzündung befallen, und in Reils Abwesenheit besuchte mich ein Hülfsarzt. Dieser fragte, ob ich nicht alle Morgen an den Händen zitterte, bis ich einige Schnäpse getrunken hätte. Ich ward so erbittert, daß ich ihn fragte, ob er Lust hätte zu erfahren, was diese zitternden Hände auszurichten vermöchten. Daß unter meinen Collegen ein fast allgemeines Mißvergnügen über meine Anstellung herrschte, konnte ich voraussetzen.

In dem Fache der Naturwissenschaft, mir so wich-

tig, sah es übel aus. Seit Forsters Tode wurden nur von dem vormaligen Pedell, Herrn Hübner, über die Zoologie Vorträge gehalten. Die zoologische Sammlung war sehr unbedeutend. Gilbert allein trug die experimentale Naturwissenschaft in ihrem ganzen Umfange vor. Er hat sich durch die Herausgabe der Annalen der Physik, durch die Art, wie diese von ihm redigirt wurden, durch die Schnelligkeit, mit welcher er bedeutende Entdeckungen der Naturforscher in England und Frankreich verbreitete, ein wirkliches Verdienst erworben. Aber seine Figur, seine Persönlichkeit überhaupt, und seine Vorträge konnten ihm keinen großen Beifall unter den Studirenden erwerben. Seine Gesinnung, den Naturphilosophen gegenüber, läßt sich denken. Die Naturphilosophie nämlich fing schon an im Aus ande, wenigstens hier und da, oberflächlich und nach Gerüchten besprochen zu werden.

Daß sie in Frankreich und England als etwas durchaus Leeres, Willkürliches und Phantastisches betrachtet wurde, war zu erwarten. Gilbert, der Berichterstatter fremder Versuche, der zuletzt fast zu glauben schien, daß er einen wesentlichen Antheil an den Entdeckungen hatte, über welche er referirte, sah einen

jeden Angriff, der vom Auslande herrührte, als einen durchaus entscheidenden und vernichtenden an. Er ließ die Bemerkungen eines Engländers, eines gewissen Richard Chenevix, über die Naturphilosophie, die sich in Deutschland immer mehr ausbreitete, nicht allein in seinen Annalen abdrucken, sondern besorgte auch einen besonderen Abdruck, der für einen höchst geringen Preis unter den Studirenden verkauft wurde. Man erlaube mir, meine Antwort auf diesen Angriff vom Auslande her, wie ich sie in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung (März 1806) abdrucken ließ, hier einzuschalten. Es war meine einzige Polemik, und sie kann wohl als Beweis dienen, wie wenig mir damals die Angriffe der Empiriker bedeutend schienen.

„Endlich haben die armen, verlassenen, theoretisirenden Empiriker in Deutschland eine höchst bedeutende Unterstützung aus England erhalten. Ein Mitglied der Londoner Akademie der Wissenschaften erscheint, wie die edlen englischen Mylords in unseren Dramen, als die Noth am höchsten war, incognito in Deutschland und läßt sich treulich Alles referiren. — Als ich das Vergnügen hatte, in

Halle ihre Bekanntschaft zu machen (schreibt dieser Treffliche in einem seiner geistreichen Briefe) kam ich eben nach Deutschland — veni. —

Und wußte schlechterdings nichts von Fichte und Schelling; die Namen dieser deutschen Philosophenhäupter sind nicht in das Ausland gedrungen. Ich war daher (wie bescheiden) unfähig, einige ihrer Aeußerungen zu verstehen. Seitdem habe ich aber den Schlüssel zu allen den Herrlichkeiten erhalten, welche von Jena ausgegangen sind (wie bequem) — Als ich sah, daß es auf die Chemie abgesehen sei (von Fichte?) konnte ich meine Indignation nicht länger zurückhalten — vidi. —

Man erfuhr durch einen Aufsatz in den Philosophical Transactions und in den Annales de chemie — diesen offiziellen Blättern der Naturwissenschaft, auf deren wissenschaftliche Authenticität man sich verlassen kann — welch' ein vornehmer Mann sich in Deutschland unerkannt aufhielt und erschrak. Alles versammelte sich. Das Incognito hörte auf. Einem gutmüthigen deutschen Gelehrten ward die hohe Gnade zu Theil, den erhabenen Gast dem Publiko bekannt zu machen. Mit wiederholten Komplimenten und Bücklin-

gen introducirte ihn der Gelehrte. — Sie sehen hier, sagte er, einen sehr berühmten Mann. Er hat die größten Verdienste um die Wissenschaften (dieses zu specificiren, hielt er für überflüssig). Der Herr geht bei Berthollet in Paris aus und ein. Sie werden ihn, meine Herren, in Pictet's Reiseberichten ehrenvoll erwähnt finden. Er ist über das kleinliche Streben in der deutschen Gelehrten-Republik hoch erhaben, in se ipso totus, teres atque rotundus. Der große Mann winkte dem Gelehrten, stillschweigend und gnädig zu, warf auf die versammelte, zum Theil von respektswidriger Naturphilosophie verführte Menge einen vornehmen indignirten Blick — und fing an zu sprechen. Alle verstummten. Lange Stellen aus Oersted's Materialien zu einer Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wurden hergelesen. Man glaubte, dies geschehe, um sie zu widerlegen. Nichts weniger. Eine Menge Aeußerungen, die der verrufenen Naturphilosophie ihren Ursprung zu verdanken haben und die der vornehme Mann in verschiedenen Papieren gedruckt gefunden hat, einige, die er sich hatte referiren lassen, werden untereinander gemengt. Wir erfahren darauf, daß die Phantasie nicht ohne

Urtheilskraft sein darf; daß die Wissenschaften die Wahrheit suchen; daß der Ehrgeiz, sich vor den gewöhnlichen Menschen auszuzeichnen, ein mächtiger Sporn sei, der manchen Philosophen treibt; daß dieses auch mit jenem Manne der Fall war, der den Tempel zu Ephesus in Brand steckte; und dergleichen in Deutschland nie zuvor gehörte Weisheit. Man glaubte, daß diese weisen Sprüche mit den Aeußerungen der Naturphilosophie in irgend eine Beziehung gebracht werden, daß nun gezeigt werden würde, wie jene angeführten Stellen aus dem wahrhaften Systeme der Naturphilosophie und nicht etwa aus Mißverständnissen entsprungen seien, wie sie Phantasie ohne Urtheilskraft verrathen. Nichts weniger. Der Mann hat Urtheilskraft; denn wie konnte er sonst bei Berthollet aus- und eingehen, in Pictet's Reiseberichten vorkommen, das Palladium zerlegen (was vielleicht sogar allegorisch zu verstehen ist). Dieses sind die Prämissen; andere reicht der Herr nicht, und andere sind auch nicht nöthig. Die Conclusion ist einleuchtend: Verdrehte Köpfe, erlogene Anschauung, Injurien gegen den Menschenverstand, Attentate gegen die Vernunft u. s. w.

Alle Extravaganzen der Anhänger werden, wie billig, den Gründlichforschenden aufgebürdet. Den Deutschen wird es ernsthaft vorgeworfen, daß sie sich unterstanden, auf ihren Universitäten eine Philosophie vorzutragen, die in England und Frankreich keine Anhänger gefunden hatte. Die ganze pompöse Declamation ist gegen Schellings Naturphilosophie und Winterls Chemie gerichtet, und es konnte freilich verdächtig scheinen, daß sowohl der edle Herr, als der demüthige deutsche Gelehrte bis diese Stunde glaubten: die Winterl'sche Chemie sei nach der Naturphilosophie gemodelt, da sie, wie ein Jeder, der nur die flachste historische Kenntniß von beiden hat, weiß, schlechterdings unabhängig von einander entstanden sind, und sich in den Prinzipien durchaus widersprechen. Dieses gehört aber zu der vornehmen liebenswürdigen Legèreté, die über dergleichen Pedanterien erhaben ist. Endlich tritt bei Gelegenheit einiger Stellen aus Doktor Weiss's dynamischer Ansicht der Krystallisation, die eben so in extenso citirt sind, das hoch vornehme, alle Gegner schlechthin tödtende, wahrhaft einfache, nie zu zerlegende Palladium aller Feinde der Natur-

philosophie hervor: Es giebt Axiomata des Evidentfalschen (dessen, was der Prinz nicht versteht), und das weiß ich, daß die Vernunft das System des Herrn Doktor Weiss (und zugleich Schellings philosophisches und Winterls chemisches System) mißbilligt). Vici. —

Der Mann schwieg und man erstaunte. Was die ehrlichen guten deutschen Gegner auf so vielerlei Wegen, wenn gleich nicht immer am geschicktesten zu erlangen suchten, konnte man auf eine so einfache Weise haben. Aber freilich müßte man Berthollet's Freund, Mitglied der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften, und von Pictet erwähnt sein, um dergleichen mit Erfolg wagen zu können.

Und damit wäre denn Schellings tiefsinniges Bestreben und des trefflichen Winterls dreißigjähriger Fleiß Gottlob glücklich zu Grabe getragen.

Der Effekt dieser fast göttlichen Rede war unglaublich. Der gutmüthige deutsche Gelehrte suchte den armen alten ungarischen Naturforscher dadurch zu retten, daß er ohne literärische Gemeinschaft in der Einsamkeit speculirt und experimentirt hätte. Schade, daß die gutgemeinte Ausflucht dem Alten

nichts hilft. Er zeigt auf jeder Seite seiner Schrift, daß er alle neueren Versuche seiner Zeit wohl kennt, und citirt Gilberts Annalen bis auf die neuesten Hefte. Ein anderer deutscher berühmter Mann, der unglücklich genug war, sich mit Doktor Weiss ein- gelassen zu haben, zieht sich von demselben eiligst zurück und entschuldigt sich mit seiner Unwissenheit. Auch Unsere Literaturzeitung, die von dem demü- thigen Gelehrten ganz im Sinne seines Prinzipals übel mitgenommen wird, mag sehen, wie sie sich bei Zeiten retiriren kann.

Kurz: eine lustigere Farce, wo der geckenhafte praleriscḥe und unwissende ausländische Prinz, der einheimische, treuherzige Ceremonienmeister und das umstehende Volk — alle den lächerlichen Ton mei- sterhaft beizubehalten bemüht sind, kann man sich gar nicht denken. Nicht die leiseste Ahnung einer ernsthaften Untersuchung stört die angenehme Illu- sion."

Herr Chenevix war selbst im Auslande kein ge- fährlicher Gegner. Seine Versuche mit dem Palla- dium erregten einige Aufmerksamkeit, aber seine Ana- lysen hatten keine große Autorität, und er galt, be-

sonders da seine weitläuftigen Reisen keine bedeutenden Resultate lieferten, in seinem Vaterlande, wie in Frankreich, nicht viel. Obgleich ich in dem Aufsatze gar nicht genannt, wahrscheinlich dem Verfasser völlig unbekannt war; obgleich mein Name ebensowenig in den einleitenden Bemerkungen des Herrn Professor Gilbert vorkömmt: so war es doch ganz klar, daß die damalige Uebersetzung des Aufsatzes und die Verbreitung desselben unter den Studirenden gegen mich gerichtet war. Der Erfolg, den er erwartete, fand freilich nicht statt. Die Neigung zur Philosophie, welche die bedeutendere Jugend beherrschte, war so entschieden, daß ein jeder Angriff, selbst ohne weitere Untersuchung, den Gegnern nachtheilig ward. Aber selbst im Auslande galt Chenevix zu wenig. Meine Kritik ward durch irgend ein belgisches Journal, irre ich nicht durch van der Mons, in Frankreich und England bekannt. Man sah den Herrn Chenevix nicht, ungern lächerlich gemacht. Ich hatte diese kleine Streitigkeit bald vergessen. Ich sah Gilbert sehr oft im Reichardt'schen Hause, und da er sich's gern und gutmüthig gefallen ließ, wenn man ihn in kleinen geselligen Kreisen zum Besten hatte, so stand ich äußerlich mit ihm auf dem

besten Fuß, ja sein Umgang war mir wichtig, weil er mit allen Entdeckungen der neuesten Zeit sehr vertraut war und sie gern und ausführlich mittheilte. Als ich im Jahre 1814 in Paris war, erfuhr ich durch Gay-Lussac, wie diese kleine Streitigkeit mit Gilbert fast das Einzige war, was er von meinem literärischen Treiben wußte. Er setze voraus, daß Gilbert einer meiner gefährlichsten Gegner wäre, und daß ich in fortdauernder heftiger Opposition gegen ihn lebte.

So war nun freilich diese Opposition der empirischen Physik, die in meiner nächsten Umgebung stattfand, nicht sehr bedeutend. Aber man glaube nicht, daß ich ihre große Gewalt im Ganzen verkannte. Mir selbst war noch keinesweges das Verhältniß der Naturphilosophie zur Physik des Tages völlig klar geworden. Ich mochte wohl glauben, in jener eine ars inveniendi zu besitzen, die einen realen Einfluß auf die Entwickelung der Physik, und auf die Art der Behandlung physischer Gegenstände auszuüben vermochte. Ich sah noch nicht mit völliger Klarheit ein, daß die Naturphilosophie und die empirische Physik schon durch ihre Principien geschieden, sich jede auf ihre Weise und von einander getrennt, entwickeln müssen; daß sie zwei

durchaus verschiedene Wissenschaften bildeten; daß eine jede Einmischung der Philosophie in die Physik nur störend wäre; daß diese Störung gefährlich sein würde, wenn sie nicht, wie freilich ein unbefangener Sinn bald entdecken mußte, eben von den tüchtigsten, klarsten und strengsten Naturforschern, und zwar ganz entschieden, abgewiesen würde. Die Naturphilosophie ist der Empirie gegenüber eine durchaus ideale Wissenschaft, und zwar eben deswegen, weil ihre Realität in dem All liegt. Der Einfluß daher, welchen die Philosophie auf eine jede empirische Wissenschaft ausübt, ist nothwendig in der Particularität der Entwickelung der letzteren unscheinbar. Ja, dieses gilt nicht bloß von der empirischen Physik, sondern auch von der Geschichtsforschung. Alle Empirie geht von dem gegebenen Zusammenhange der Dinge und ihrem Verhältnisse aus; selbst wo sie auf die Entdeckung allgemeiner Gesetze gerichtet ist, sind diese in ihrer Aeußerung durch ganz bestimmte sinnliche Verhältnisse bedingt, und ihr Werth hängt eben von der strengen Auffassung dieser Bedingungen ab. Was jenseit derselben liegt, darf für den Naturforscher keine Bedeutung haben. War nun diese Trennung beider Wissenschaften

mir selbst nicht klar, wie konnte ich erwarten, daß sie den Naturforschern einleuchten sollte? Und dennoch begriff ich sehr wohl, daß diese meine entschiedenen Gegner sein würden, und daß sie mit der ganzen Gewalt der gesetzmäßigen Wirklichkeit gegen mich auftreten müßten. Meine Zuversicht war indessen so groß, meine innere Ueberzeugung so fest, ich fand mich durch die Begeisterung der mich umgebenden Jugend so gehoben, daß weder die anerkannte Macht der Gegner, noch die mir wohlbekannten Schwierigkeiten der Ausbildung der Wissenschaft, mich irre machen oder stören konnten.

Gefährlicher fast schien die Schwierigkeit, die mir als philosophischem Docenten entgegen treten werde; denn nicht weniger als fünf ordentliche Professoren der Philosophie waren damals bei der Halle'schen Universität angestellt. Sie hatten sich sämmtlich als Schriftsteller Ruf erworben, und wenn sie auch nicht von einem Puncte aus und vereinigt thätig waren, so waren sie doch alle meine Gegner und zum Theil gegen mich verbündet; ja sie hielten sich wohl sogar verpflichtet, die Jugend zu warnen. Eberhard, ein liebenswürdiger Greis, gehörte der vorkantischen Zeit zu,

und der Philolog Wolf meinte, er habe sich doch dadurch ein Verdienst erworben, daß er zu beweisen suchte, Sokrates könne wohl selig werden. Der alte Mann hatte sich längst von der literärischen Thätigkeit zurückgezogen, und kann freilich nur sehr uneigentlich unter meine Gegner gerechnet werden. Die übrigen waren sämmtlich Anhänger von Kant. Es waren die Professoren Maaß, Tieftrunk, Jacob und Hoffbauer. Unter diesen waren die drei Erstgenannten die entschiedensten Gegner, die wohl auch gelegentlich die Studirenden warnten. Die neueste Philosophie fand überhaupt in Halle auch in andern Facultäten Gegner. Unter diesen war Niemeyer, der einen bedeutenden Einfluß hatte. Maaß griff sie in seinen Vorträgen an, und Tieftrunk schlug, als ich ankam, eine Vorlesung an, deren Absicht war, sie entschieden zu bekämpfen. So schien mein erstes Auftreten in Halle keinen großen Erfolg zu versprechen.

Aber dennoch zeigten sich eben hier Verhältnisse, die mich auf eine Weise begünstigten, wie ich es kaum erwarten konnte. Die Naturphilosophie hatte während der zwei Jahre meines Aufenthaltes in Dänemark sich immer mehr verbreitet. Freilich war sie, durch

die Idee des Organismus, die ihr zu Grunde lag, den Aerzten am nächsten. Da aber diese Idee zugleich das wahre Lebenszeichen einer neuen Zeit und des ganzen Daseins war, so ergriff sie immer tiefer die bedeutendere Jugend. Gegen diese Begeisterung halfen alle Mittel der Gegner nichts. Als ich nach Halle kam, waren schon zwei Docenten da, welche die Schellingsche Philosophie dort vortrugen. Die allgemeinere, die vorzüglich sich mit der Entwickelung und Gründung der allgemeinen Principien beschäftigte, ward von Professor Kayßler vorgetragen. Dieser, ein geborner Katholik, der zur protestantischen Religion übergegangen war, fand, in Breslau von der katholischen Geistlichkeit gedrängt, vorläufig in Halle eine Zuflucht, bis es den Behörden gelingen konnte, ihm eine Stellung in Breslau zu verschaffen. Der zweite war Schelver, der mehr von der naturwissenschaftlichen Seite ausging, entschiedener sich mit den Erscheinungen des organischen Lebens beschäftigte, und später als Professor in Heidelberg sich durch seine botanischen Kenntnisse und als Bekämpfer des Sexual-Systems einen Ruf erwarb. Der Letzte muß, so viel ich mich erinnere, kurz nach meiner Ankunft Halle verlassen ha-

ben; der Erste blieb noch wenigstens ein halbes Jahr da, bis er einen Ruf nach Breslau als Director des dasigen reformirten Gymnasiums erhielt. Beide hatten aber schon vor meiner Ankunft das Interesse für die Naturphilosophie lebhaft angeregt, und es war natürlich, daß die Jugend, die Schelling selbst nicht hören konnte, große Erwartungen von meinen Vorträgen hegte. Schelling hatte sich über meine Arbeiten so günstig geäußert, schloß sich an das, was mir eigenthümlich war, so entschieden an, daß dadurch die Naturphilosophie fast als ein gemeinschaftliches Werk unserer Verbindung erschien.

Mehr noch wurde ich durch eine Verbindung von Männern, die zufällig in drei Fakultäten vertheilt, und so in den verschiedensten Richtungen thätig, die wahrhaft lebendige Zukunft der sonst stagnirenden Universität darstellten, unterstützt und gefördert. Wolf, der Philolog stand in der Blüthe seines Rufes, und seine Schule hatte die mächtigste Entwickelung erreicht. Seine tiefbegründete Gelehrsamkeit, seine scharfe Kritik, die Zuversicht und Sicherheit, mit welcher er hervortrat, wohl auch sein beißender, nicht selten schonungsloser Witz, imponirten, und neben ihm gab es

in seinem Fache, wenigstens in Halle, keinen, der eine andere, am wenigsten entgegengesetzte Meinung, zu äußern wagte. Er bildete die absolute Autorität in seinem Fache; man fürchtete ihn.

Die Jugend wird selten in einer Richtung geistig aufgeregt, ohne zugleich für andere Richtungen empfänglich zu werden; und Wolfs bedeutendste Schüler wurden meine fleißigsten Zuhörer.

In der medizinischen Fakultät stand Reil fast eben so bedeutend da, als Wolf in der philosophischen. Auch er hatte, wie dieser, in der ganzen literärischen Welt einen entschiedenen Ruf erlangt. Meckel, der Aeltere, der berühmte Anatom, war kurz vor meiner Ankunft gestorben; sein Sohn, der später einen so großen Namen erlangte, war noch in seiner Entwickelung begriffen und reiste mit Koreff nach Paris. Spengler, der unermüdet arbeitsame und kenntnißreiche Mann, der für die Geschichte der Medizin, wie für die Botanik, bis in sein höchstes Alter rastlos Material anhäufte, konnte auf die Studirenden keinen großen Einfluß ausüben; doch begünstigte auch er naturphilosophische Ansichten. Reil, fortdauernd mit fast riesenhaften Plänen beschäftigt, in der Wissenschaft wie im

Leben, hatte zwar in Halle, wie bei den höchsten Berliner Behörden, mächtige Gegner zu bekämpfen, aber er beherrschte sie ganz. Als praktischer Arzt hatte er die größte Autorität in Halle, wie in der ganzen Umgegend, und obgleich seine entschiedene Weise die verzärtelten Patienten oft zurückschreckte, so kannte man doch, wenn die Krankheit eine gefährliche Richtung nahm, keine Hülfe, als seine. Sein Einfluß hatte mich nach Halle berufen; er blieb mir, so lange er lebte, unveränderlich treu, und obgleich seine Bildung, seine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit und seine ganze wissenschaftliche wie praktische Beschäftigung ihm nicht erlaubten, sich in die Grübeleien der Naturphilosophie einzulassen, so hatte er doch Sinn genug, um einzusehen, daß das Leben lebendig aufgefaßt werden müßte. Er wies die jungen Aerzte an mich, und durch ihn herrschte unter diesen, wie kaum jemals, ein wissenschaftlicher Geist, der desto heilsamer war, weil das philosophische Studium zwar einen freieren Blick auf das Eigenthümliche warf, aber auch durch ihn, ich darf es sagen, wie durch mich, von einem jeden voreiligen und störenden Einfluß abhielt. Ich glaube nicht, daß man behaupten kann, es hätten sich, wäh-

rend Reil und ich auf die Bildung der Studirenden in Halle wirkten, einseitig theoretisirende Aerzte gebildet. Jene Hypothesen, die in unseren Tagen die Arzneikunde an relative und einseitige Principien knüpfen, erhielten erst ihre Gewalt, nachdem eine umsichtige, speculative Philosophie, welche die Eigenthümlichkeit mit geistiger Freiheit auffaßt und ihr Recht widerfahren läßt, aus dem medizinischen Studium verschwunden war. Mir war aber die Verbindung mit Reil im höchsten Grade wichtig. Ich nahm, so lange ich mit ihm zusammenlebte, den innigsten Theil an allen seinen Untersuchungen.

Aber ich sollte hier einen Mann treffen, der von Neuem Epoche in meinem Leben machte. Es war Schleiermacher, der zugleich mit mir, oder wenige Wochen nachher, als Professor extraordinarius nach Halle berufen ward. Schleiermacher war bekanntlich (denn Viele haben ihn noch gekannt, und erinnern sich seiner) klein von Wuchs, etwas verwachsen, doch so, daß es ihn kaum entstellte. In allen seinen Bewegungen war er lebhaft, seine Gesichtszüge höchst bedeutend. Etwas Scharfes in seinem Blick mochte vielleicht zurückstoßend wirken. Er schien in der That einen Jeden zu durchschauen.

Er war einige Jahre älter als ich. Sein Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernsthaft, zusammengefaßt und besonnen. Ich sah ihn in den mannigfaltigsten wechselnden Verhältnissen des Lebens, tief nachsinnend und spielend, scherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt: fortdauernd schien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, sein Gemüth zu beherrschen. Und dennoch war nichts Starres in dieser Ruhe. Eine leise Ironie spielte in seinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich, und eine fast kindliche Güte drang durch die sichtbare Ruhe hindurch. Die herrschende Besonnenheit hatte seine Sinne auf eine bewundernswürdige Weise verstärkt. Während er im lebhaftesten Gespräch begriffen war, entging ihm Nichts. Er sah alles, was um ihn her vorging, er hörte alles, selbst das leise Gespräch Anderer. Die Kunst hat seine Gesichtszüge auf eine bewundernswürdige Weise verewigt. Rauchs Büste ist eins der größten Meisterstücke der Kunst, und wer mit ihm so innig gelebt hat, wie ich, kann fast erschrecken, wenn er

sie betrachtet. Es ist mir oft, noch in diesem Augenblick, als wäre er da, in meiner Nähe, als wollte er die streng verschlossenen Lippen zum bedeutenden Gespräch öffnen.

Wir schlossen uns ganz und unbedingt an einander, und ich habe es nie auf eine entschiedenere Weise erfahren, daß eine unbedingte Hingebung die Selbständigkeit fördert, nicht unterdrückt. So hatten mich Goethe, Schelling, Tieck ganz gewonnen, wie jetzt Schleiermacher. Was man seinen Spinozismus zu nennen beliebte, war eben dasjenige, was mich am meisten anzog, weil er nicht in der Form einer Naturnothwendigkeit, vielmehr als die lebendigste Quelle der unbedingten Freiheit erschien. Seine Kritik der Sittenlehre war schon seit einem Jahre gedruckt. Allerdings war seine Darstellung dialektisch-negativ, aber die Realität eines Positiven, Allumfassenden, alle Negation in der Einheit Verklärenden, durchdrang ihn. Und durch meinen Freund Twesten ist es bekannt geworden, wie sehr er in meine naturwissenschaftlichen Ansichten einging, wenigstens in sofern diese in der größern Allgemeinheit sich aussprachen. Wir lebten aufs innigste mit einander verbunden, wir theilten An-

sichten, Gedanken, ja Neigungen. In der Reichardtschen Familie lebte Schleiermacher, wie ich; Spaziergänge, Lustparthien, Gesellschaften waren gemeinschaftlich; unsere besten Zuhörer, diejenigen, denen es Ernst war, gehörten uns beiden zu. Seine ethischen Vorträge und meine philosophischen schienen den Zuhörern aufs innigste verbunden, sie ergänzten sich. Aber auch wir tauschten, was wir wußten, wechselseitig ein, und wenn Schleiermacher meine physikalischen Vorträge hörte, so schloß er mir die griechische Philosophie auf, und durch ihn lernte ich Plato kennen. Es kann hier, wo ich meine persönliche Beziehung zu ihm darzustellen habe, nicht meine Absicht sein, seine höchst bedeutende, in der Theologie eine neue Zukunft der Wissenschaften entwickelnde Stellung zu beurtheilen, mir fehlen die Kenntnisse, die dazu nöthig sind, wenn auch hier der richtige Ort wäre. Aber was sein Umgang und, mit diesem verbunden, seine Schriften mir geworden, wie tief sie in den Entwickelungsgang meines eigenen Lebens eingedrungen sind, vermag ich mir selbst kaum klar zu machen, noch weniger darzustellen.

Je tiefer, ernster, ja religiöser Schleiermacher Le-

den und Wissenschaft betrachtete, desto entschiedener wies er, wie in wissenschaftlichen Darstellungen so auch im Leben, alles zurück, was ihm nichtig und werthlos erschien. Ja er liebte es wohl damals noch, mit diesen Formen ein leichtes Spiel zu treiben. Viele, oft entstellte Gerüchte liefen in der Stadt herum, und wurden auch wohl weiter verbreitet. Man erzählte sich, wie der Professor der Theologie in einer kurzen grünen Jacke, hellen Beinkleidern, und eine Blechbüchse über die Schulter tragend, botanisiren ging.

Am meisten Aufsehen erregte folgendes Ereigniß: Ein junger Edelmann, der früher Kavallerie-Offizier gewesen war, und durch einen Sturz vom Pferde an einem bedenklichen Brustübel litt, hatte seinen Abschied genommen. Seine sittliche, ächt ritterliche Gesinnung, sein ausgezeichneter Geist, wie seine schöne Gestalt, gewannen alle Menschen für ihn. Herr von Bartholin, abstammend von der berühmten Familie der Bartholine, war derselbe, der von dem, im zweiten Theile erwähnten Malte Möller so furchtbar geistig tyrannisirt wurde. Er schloß sich mir während meines Aufenthaltes in Kopenhagen innig an. Ein halbes Jahr nach meiner Anstellung in Halle kam er hier an, und

verweilte ein Halbjahr hindurch unter uns. Er lebte, allgemein geschätzt, in meiner Familie. Schleiermacher liebte und schätzte den geistreichen und gemüthlichen jungen Mann, und dieser schloß sich eben so eng an ihn, wie an mich.

Schleiermacher war zugleich als Universitäts-Prediger berufen. Eine alte Kirche war als Universitäts-Kirche eingerichtet, und als die verwitwete Königin starb, sollte Schleiermacher eine Gedächtnißrede halten. Es war im Märzmonat, ein schöner Frühlingstag lockte uns beide, von Bartholin begleitet, an dem Tage vor der angesetzten Feierlichkeit nach dem Petersberge. Die Nacht brachten wir in der Schenke des Veltheimschen Dorfes Ostrow zu. Diese Nacht ist mir auf immer unvergeßlich. Wir schlossen uns nie inniger, nie tiefer für einander auf. Mir erschien Schleiermacher nie geistig größer, nie sittlich reiner. Die Gegenwart des liebenswürdigen, von uns beiden geliebten jungen Mannes, konnte uns nicht stören. Noch immer erscheint mir diese Nacht wie eine der merkwürdigsten meines Lebens, wie geheiligt. Im Hintergrunde lag der fröhlich genossene Tag, die weite, fruchtbare Gegend mit ihren Dörfern von dem ersten

Frühlingshauche belebt. Wie eine feierliche Tempelhalle umgab uns die unendliche Natur, trug, durchdrang, beflügelte einen jeden Gedanken, und der keimende Frühling erwärmte, wie die Natur, so den Geist. Ich habe ein Zeugniß von dem Eindruck, den diese Nacht auf ihn gemacht hat in einem Briefe an seine theure Freundin, die Hofräthin Herz. Es war der Wiederglanz seiner eigenen Reinheit, durch die ich in dieser wahrhaft heiligen Stunde verklärt erschien. Die tiefe Religiosität seiner Sittlichkeit trat mir nie näher. Der Erlöser war in unsere Mitte getreten, wie er es versprochen hatte, daß er da sein würde, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Damals ward es mir klar, daß ein Positives des Christenthums, wenn es auch namenlos blieb, ihn dennoch von seiner frühesten Kindheit in der Brüdergemeine an, durchdrang, und daß, was er theologisch wissenschaftlich Gefühl nannte, zum christlichen Bewußtsein gesteigert, das Ewige, Positive der göttlichen Liebe sei; und das Mißverständniß eines berühmten Philosophen war mir unbegreiflich, ja verletzte mich. Dieses Gefühl war wie Liebe, so Glaube, wie Gesinnung, so Sinn, der Letzte als der Träger und Pfleger der Ersteren.

Es war über Mitternacht, und den folgenden Vormittag um 9 oder 10 Uhr sollte Schleiermacher die Kanzel besteigen. Der Gegenstand der Gedächtnißrede mußte mit vieler Zartheit behandelt werden. Nach wenigen Stunden Schlaf erwachten wir, und hatten noch anderthalb Meilen wandernd zurückzulegen. Es hatte die Nacht gefroren. Die früheren, wärmeren Tage hatten den Schnee geschmolzen und den Weg ungleich gemacht. Schleiermacher, ein rüstiger Fußgänger, eilte voran auf dem holprigen Wege über die scholligen Felder. Kaum vermochten wir ihm zu folgen. Wir merkten, wie er trotz des schnellen Gehens in tiefes Nachdenken versunken war, und wir störten ihn nicht. Als ich nach Hause kam, konnte ich mich nur eben umziehen, um zur rechten Zeit in die Kirche zu kommen. Als ich unter meinen Herren Collegen erschien, entstand eine allgemeine Bewegung. „Ei," riefen sie, „da Sie hier erscheinen, können wir nun endlich doch auch hoffen, den Herrn Schleiermacher zu sehen." Seine Fußreise kurz vor der Rede lief als ein Gerücht in der ganzen Stadt herum, selbst daß wir die Nacht in einer Schenke zugebracht hatten, wußte man. Früh Morgens hatte man nach seiner Wohnung geschickt,

und als er kaum eine Stunde vor dem Anfange der gottesdienstlichen Feierlichkeit, als die Glocken aller Kirchen läuteten, noch nicht zurückgekommen war, schien man zu erwarten, ja einige wohl sogar zu hoffen, daß er gar nicht kommen würde. Ich schwieg, und ließ die Herren reden.

Schleiermacher bestieg die Kanzel. Ein Jeder, der ihn gehört hat, weiß, wie sehr seine Persönlichkeit durch besonnenen Ernst von der Kanzel herab imponirte. Seine Rede zeigte die kunstreiche Anordnung aller Theile, die ihn als Redner so sehr auszeichnete. Der Inhalt war klar, der Gegenstand würdig behandelt. Bei äußerer Ruhe, ja scheinbarer Kälte des Vortrages machte er dennoch einen tiefen Eindruck und ein Jeder mußte die Kirche mit der Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller irdischen Verhältnisse, auch der größten, seiner göttlichen Bestimmung gegenüber, verlassen. Alle meine Herren Collegen mußten die Gedächtnißrede rühmen, ja bewundern. Die Ansicht, als hätte derjenige, der einen solchen wohldurchdachten, kunstreich geordneten, klaren und in sich sicheren Vortrag frei gehalten, die kurz vorhergehenden Stunden leichtsinnig und in zerstreuender Belustigung zugebracht, mußte einem Jeden un-

gereimt erscheinen. Ich glaube nicht, daß das Gerücht irgend einen bleibenden Eindruck gemacht hat.

Unter die Lehrer, die in ihrem Fache einen daurenden und heilsamen Einfluß auf ihre Zuhörer ausübten, gehörte auch Professor Horkel. Auch er war aus den nördlichen Gegenden, auf der Insel Femern als ein dänischer Unterthan geboren; auch er war durch Reils Empfehlung bei der Universität angestellt. Reil schätzte ihn sehr, benutzte seine gründlichen Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, und fragte ihn nicht selten um Rath. Horkel lebte still, eingezogen, und ging mit wenigen oder gar keinen Collegen um; er liebte es, in seinen Vorträgen bei einem Gegenstande lange zu verweilen, ihn von allen Seiten zu betrachten, ja zu erschöpfen. Solche Vorträge sind freilich bei der Masse der Zuhörer nicht beliebt. Diese suchen für die kurze Zeit der Studien allgemeine Uebersichten zu gewinnen, gerathen aber dadurch zugleich ins Flüchtige, Unzusammenhängende, Unklare und Oberflächliche. Ich habe durch die Güte des Herrn von Varnhagen ein Manuscript erhalten, von einem jungen Manne geschrieben, welches fast mit der Genauigkeit eines Tagebuches, in Briefen an seine Familie gerichtet, die

Eindrücke ausführlich beschrieb, welche die Vorträge der verschiedenen Lehrer, die er hörte, hervorbrachte. Er war ein eifriger Zuhörer von Horkel, der mit seinen wenigen Zuhörern in sehr vertrautem, ja väterlichem Verhältnisse lebte. Diese Wenigen schlossen sich ihm mit ganzer Seele an, und mehrere wissenschaftlich gebildete Aerzte, die später als Schriftsteller Ruhm erwarben, verdanken ihm viel. Selten will die Jugend einsehen, wie viel Klarheit über das Ganze einer Wissenschaft aus der genauen und bestimmten Beschäftigung mit allen Verhältnissen eines besonderen Gegenstandes entspringt.

Der genannte junge Verfasser des Manuscripts ward zuerst von mir abgestoßen, zuletzt aber ein warmer, ja übertrieben enthusiastischer Zuhörer, sowohl von mir, als von Schleiermacher. Er war aus Bremen; sein Vater war als Director eines Privat-Erziehungs-Instituts sehr geachtet; seine Schwester ist als kenntnißreich und geistreich bekannt. Müller, so hieß er, ward von mir und meinem Freunde sehr geschätzt, so wie auch von Reil, starb aber jung und von einem Jeden, der ihn kannte, betrauert.

Ich nenne ihn, weil das genannte Manuscript,

als ich es vor kurzer Zeit las, mich lebhaft in die glückliche Zeit meiner Wirksamkeit in Halle versetzte. Abwechselnd erschienen unsere gemeinschaftlichen Zuhörer, die sich uns enger anschlossen, jede Woche einmal am Theetisch bei uns. Das Gespräch ward auf die ungezwungenste Weise wissenschaftlich. Es bildete sich ein Kreis, an welchen ich noch mit großem Vergnügen denke. Und doch wäre es Unrecht, wenn ich behaupten wollte, daß dieser Kreis alle diejenigen in sich schloß, die durch Wolf, Reil, Schleiermacher und — ich darf auch mich nennen, eine geistige Anregung erhielten, die ihrem ganzen zukünftigen Leben eine Bedeutung gab. Es bildete sich keine Schule im engeren Sinne, aber eine Einsicht von der höheren Bedeutung speculativer Betrachtungen durchdrang eine jede wissenschaftliche Beschäftigung. Ein Jeder, der Theolog, der Philolog, der Arzt, bestrebte sich, Leben und Wissenschaft in einem höhern Sinne aufzufassen und zu erkennen. Die Lehrer waren nicht die einseitig anregenden, sie selbst wurden von dem Ernst, der die besseren Zuhörer durchdrang, angeregt und in fortdauernde Bewegung gesetzt. Unsere Gegner schienen zu befürchten, daß eine phantastische Aufregung, eine geistig unbestimmte Träu-

merei alle gründliche und strenge Untersuchung, alle ernstliche Studien verdrängen sollten. Diese Furcht bewies sich völlig unbegründet. In Halle verschwanden die Extravaganzen einer bloß willkürlich combinirenden Natur-Philosophie. Die Wirklichkeit behielt ihr Recht, und ich weiß mich keiner damaligen Schüler zu besinnen, die zu den ausschweifend träumerischen Natur-Philosophen gerechnet werden konnten. Wohl aber bildeten sich in dieser Zeit nicht allein eine Menge Gelehrte in allen Fächern, sondern auch tüchtige Beamte, die in höheren Stellungen auf eine bedeutende Weise thätig wurden, und jener glücklichen Zeit gemeinschaftlicher Begeisterung noch im höheren Alter gern und mit Freuden gedenken. Ich lebe zum Theil hier in ihrer Mitte, und ich darf unter denen, die sich jener Zeit erinnern, es wohl wagen, einige jetzt hier lebende zu nennen. Nicht wenige sind als ausgezeichnete Gelehrte und geachtete höhere Beamte gestorben. Aber noch leben solche, die gern ihres ehemaligen Lehrers gedenken. Im Ministerium des Unterrichts die Geheimen Räthe Schulz und Kortüm, im Ober-Tribunal Herr von Winterfeld; der Geheime Ober-Justiz-Rath von Voß, der Geheime Rath von Varnhagen,

früher Preußischer Gesandter in Baden. Bei der Universität in der theologischen Fakultät: die Herren Neander und Strauß; in der philosophischen, Bekker und Boeckh. Es giebt einen Aufsatz von dem in der neuen deutschen Literatur wohl bekannten wilden Börne, zu einer Zeit geschrieben, in welcher er nur wenig mit mir zufrieden sein konnte; auch zeigt die Ueberschrift des Aufsatzes schon seine Mißbilligung meiner damaligen Richtung. Er nennt mich in dieser Ueberschrift den Apostaten des Wissens, und den Neophyten des Glaubens. Der Aufsatz aber hebt auf eine lebendige Weise jene Zeit einer alle Zuhörer durchdringenden Begeisterung hervor. Es war in der That eine schöne lebendige Zeit und die wissenschaftliche Beschäftigung warf einen heiteren Glanz auch auf die geselligen Verhältnisse. Bald waren wir, allein, oder mit den Zuhörern, in Halle, bald in Giebichenstein versammelt. Unter den Letzteren muß ich noch einige erwähnen, die sich enger anschlossen. Karl von Raumer hatte seine Studien schon vollendet, als meine Berufung ihn nach Halle lockte, wo er sich dem inneren wissenschaftlichen Drange, der ihn beherrschte, ganz hingab. Nicht leicht habe ich einen jungen Mann kennen gelernt, der so

durchaus bestimmt schien, mehrere Epochen der Entwickelung, scheinbar äußerlich getrennt, innerlich mit dem ganzen Ernst eines vollen Daseins, zu durchlaufen. Die Bedeutung der Geologie riß ihn besonders hin, und die Wärme, mit der ich Werner empfahl, zog ihn nach Freiberg. Eine religiöse Tiefe durchdrang sein ganzes Leben. Keinem meiner Zuhörer war es mehr um eigene innere Ueberzeugung zu thun; nach dieser rang er mit so großer Strenge, daß selbst in diesem Kampfe das Ansehen der Lehrer ihm nichts galt. Keiner trat mir unbefangener, entschiedener, nicht selten tadelnd gegenüber. Er ward schon auf der Universität einer meiner vertrautesten Freunde, später mein Schwager. Seltsam und unter sehr wechselnden Zuständen knüpfte sich das Verhältniß zwischen uns in verschiedenen nachfolgenden Epochen unseres Lebens an, und ich werde seiner oft zu gedenken Gelegenheit finden.

Ein zweiter, höchst merkwürdiger junger Mann, war v. Marwitz, ein Bruder des vor wenigen Jahren verstorbenen Generals; dessen tragische Schicksale mich noch immer in der Erinnerung erschüttern. Es war ein schlank gewachsener Jüngling, der schon, als er von der Schule kommend, die Universität bezog, et-

was durchaus Strenges und Entschiedenes in seinem Wesen hatte, und dennoch war er einer grenzenlosen Hingebung fähig. Schon auf dem Gymnasium in Berlin hatte er sich ausgezeichnet und besaß in den Sprachen und in der Geschichte überraschende Kenntnisse und ein für sein Alter höchst seltenes, reifes und sicheres Urtheil. Johannes Müller ward hier auf ihn aufmerksam und zeichnete ihn aus. Man konnte ihn im edelsten Sinne einen Enthusiasten nennen, der hinter einer besonnenen, ruhigen, ja scharfen Außenseite eine innere tiefe Glut verbarg. Ich mußte den jungen Mann bewundern und achten, und über seine Freunde besaß er eine große Gewalt. Mir war es oft, wenn ich ihn erblickte, als träte mir eine dunkle Ahnung von seinem verhängnißvollen Schicksale entgegen. Es lag etwas Gewaltsames in seiner Natur, zurückgedrängt durch eine strenge und edle Gesinnung. Er erschien mir vornehm im ächtesten Sinne des Wortes, und ich glaubte in ihm einen jungen Mann zu sehen, dessen starke Gesinnung und geistige Bedeutung mächtig in die Verhältnisse der Welt eingreifen müßten. Hoffnung und Furcht bekämpften sich in meiner Seele, wenn ich an die Zukunft des Jünglings dachte, und

erhöhten das Interesse, welches mich sowohl als Schleiermacher zu ihm hinzog. Sein trauriges Schicksal trat mir leider später nur zu nahe.

Ich trug Naturphilosophie, Physiologie, Mineralogie, Geognosie und in dem letzten halben Jahre, von meinen Zuhörern dazu aufgefordert, die Experimental-Physik vor; diese letzten Vorträge erforderten eine nicht unbedeutende Ausgabe, obgleich ich durch Reils Güte einige wichtige Instrumente, (eine Luftpumpe und Elektrisirmaschine) erhielt. Meine ganze Lage war indessen so günstig, wie nie bisher, obgleich ich bald nach meiner Ankunft einsah, daß ich mich bedeutend einschränken müßte. Ich verließ die zu große weitläuftige Wohnung, die mein Schwiegervater für mich gemiethet hatte, und bezog eine kleine, ja fast dürftige. Ich verabschiedete meinen Bedienten, und konnte im Ganzen eingezogener leben, da die größeren geselligen Kreise sich bei meinem Schwiegervater in Giebichenstein versammelten. Ich lebte ganz meinen Studien, meinen Vorträgen, und für die Studirenden, die sich mir anschlossen.

So innerlich beruhigt und zufrieden, kaum im ersten Jahre vorübergehend von Nahrungssorgen ge-

drückt, gestalteten sich alle meine Verhältnisse so günstig, daß ich, obgleich noch verschuldet, mit der größten Wahrscheinlichkeit für die Zukunft einem äußerlich geordneten Dasein, ja steigendem Wohlstande entgegensehen konnte.

Mein Verhältniß zu den Studirenden überhaupt war zwar nicht ein durchaus günstiges. Die Masse derselben war noch immer roh und meine Antipathie gegen das sogenannte Burschenleben konnte ich nicht ganz verbergen. Es wurden mir einige Mal vivat gebracht, aber ich wurde auch mit einem pereat bedroht, welches jedoch nicht zu Stande kam.

Wie man nun auch alle deutsche Universitäten und das Leben der Studirenden, wie es damals beschaffen war, tadeln mag, so ist es doch nicht zu läugnen, daß ein gesunder Kern da war, eine Empfänglichkeit für tüchtige Wissenschaftlichkeit, die selbst mitten aus der Rohheit auf eine merkwürdige Weise hervorbrach. Wolfs, Reils, Schleiermachers und meine Zuhörer bildeten einen eigenen Kreis, der sich wohl zu behaupten und Achtung zu verschaffen wußte, und hätte das Schicksal der Universität eine Reihe von Jahren Ruhe vergönnt, so durften wir wohl kaum an dem Gedeihen

derselben zweifeln, sie würde in der Geschichte der bedeutendsten Universitäten Deutschlands eine großartige Rolle gespielt haben.

Unter den Ereignissen, die in dieser nur zu kurzen glücklichen Zeit stattfanden, darf ich Oehlenschlägers Besuch nicht mit Stillschweigen übergehen. Er hatte in Dänemark seinen Aladdin vollendet und zugleich die Aufmerksamkeit des Grafen Schimmelmann auf sich gezogen. Dieses dichterische Werk, in welchem eine so tüchtige und gesunde, wie phantastisch reiche Eigenthümlichkeit sich kund giebt, hat zuerst seinen Ruf in Deutschland begründet; in seinem Vaterlande hatte die ganze Poesie eine eigene Richtung genommen. Oehlenschläger zeichnete sich in seinen jüngeren Jahren auch dadurch aus, daß seine Dichterwerke, so wie sie sich gestaltet hatten, auf eine ungewöhnliche Weise in seinem Gedächtniß haften blieben, selbst die größeren bis in das kleinste Detail; aber eben deswegen war es ihm auch ein dringendes Bedürfniß, sie seinen Freunden vorzutragen. Er hatte allerdings die Hoffnung, ein Reisestipendium zu erhalten, allein dies war noch kei-

neswegs sicher. Oehlenschläger hatte bisher noch kaum die Umgegend von Kopenhagen verlassen; eine Reise von einigen Wochen nach Laaland und Langeland, die er während meines Aufenthaltes in Kopenhagen anstellte, war ihm ein großes Ereigniß in seinem Leben, und eine dichterische Erzählung hat dieser Reise einen bedeutenden Werth in der dänischen Literatur verschafft. Jetzt, da Aladdin vollendet war, konnte er der Sehnsucht, ihn mir vorzutragen, nicht widerstehen. Ich erhielt die Nachricht, daß er nach Halle kommen würde, und wenige Tage darauf erschien er. Fast ein Jahr hindurch brachte er in meinem Hause zu, von meiner Familie wie von meinen bedeutenderen Freunden geliebt und geschätzt. Die Neigung ausgezeichneter Menschen, ihrer eigenen Beschäftigung, eben weil sie das ganze Dasein erfüllt, einen absoluten Werth zuzuschreiben, und alle übrigen menschlichen Beschäftigungen als untergeordnete zu betrachten, sprach sich bei Oehlenschläger auf eine so naive Weise aus, wie nicht leicht bei irgend einem Dichter; aber eben diese, ich möchte sagen Unschuld, theilte seinen manchmal seltsamen Behauptungen einen großen Reiz mit. Es gab nicht leicht einen Mann, der einen tieferen Sinn für

gesunde Eigenthümlichkeit hatte, als Schleiermacher. Je rücksichtsloser und unbefangener sich Oehlenschläger äußerte, je weniger reflectirt, je weniger bemüht, ja auch nur fähig, die Grenzen seiner Bildung zu verbergen, er erschien, desto lieber ward er ihm.

Während Oehlenschläger bei mir war, machte er Goethes Bekanntschaft, welcher sich eine längere Zeit bei Wolf aufhielt, und auch einige Male in Giebichenstein erschien. Er gewann Goethe ganz; zwar hatte Oehlenschläger während seines längeren Aufenthaltes in Halle die Fertigkeit, sich in der deutschen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, immer mehr ausgebildet, aber seine Rede, wenn auch ungehemmt, war nichts weniger als fehlerfrei. Er wagte es, dem großen Dichter Scenen aus seinem Aladdin, der noch nicht deutsch erschienen war, unmittelbar aus dem Dänischen ins Deutsche zu übersetzen. Vielleicht waren eben die Fehler ihm pikant, viele gewagte Constructionen, viele wunderbare Aeußerungen, wie sie einem Deutschen nie eingefallen wären, ergötzten Goethe nicht allein, sondern schienen ihm bemerkenswerth und bedeutend. „Die uns verwandten Dänen," hörte ich ihn sagen, „könnten wohl unsere Sprache bereichern, und

was wir, von der einseitigen Ausbildung ergriffen, nur zu tadeln geneigt sind, verdiente wohl nicht selten unsere Aufmerksamkeit." Die gesunde, ursprüngliche und aus einer reinen Quelle hervorsprudelnde Eigenthümlichkeit gefiel ihm sehr. Es ist bekannt, wie sehr solche Naturen den großen Dichter einnahmen, welche Hoffnungen er an ein solch frisches Dasein zu knüpfen pflegte, wie er sich ihnen hingab. Auf Oehlenschläger hatte diese Zuneigung eines Mannes, den er so sehr verehrte, einen großen Einfluß. Er hatte, während er in meinem Hause lebte, keine Ruhe, eine Masse von Plänen, Entwürfen für zukünftige Gedichte drängten sich in seinem Kopfe; er glaubte vielleicht, nicht lange mehr zu leben, und hielt sich verpflichtet, jeden Augenblick zu benutzen. In Halle schrieb er Baldur's Tod, ein nordisch-mythologisches Gedicht, mit einer Gewalt über die dänische Sprache, mit einer bewundernswürdigen Benutzung uralter Formen, wie nur Rückert es in Deutschland vermochte, eine der herrlichsten Poesieen Oehlenschlägers, aber, wie begreiflich, unübersetzbar. Zur Erholung und mit einer erstaunlichen Leichtigkeit übersetzte er die Goethe'sche Bearbeitung des Reineke

Fuchs; und so wohl für eine deutsche wie für eine dänische Bearbeitung war das Trauerspiel Hakon Jarl bestimmt. Dieses Letztere ist in der deutschen dichterischen Literatur hinlänglich bekannt.

Ich lebte nun völlig zufrieden, die schönsten Aussichten schwebten mir vor, eine wünschenswerthe Thätigkeit, deren Kreis sich immer erweiterte und eine gedeihliche Entwickelung versprach, setzten mich in Bewegung, mein Amt, meine Familie, meine Freunde, meine Zuhörer beglückten mich, und zum ersten Male in meinem Leben konnte ich auch in meinen äußern bürgerlichen Verhältnissen für die nächste Zukunft einem völlig sorgenlosen Dasein entgegensehen. Aber der Boden, aus welchem ein so erfreuliches Leben hervorwuchs, war hohl, und ich ahnte es nicht. Allerdings war Preußens Lage mir sehr bedenklich. Ich konnte die ganze Stellung des Staats nicht mit den Augen eines Einheimischen betrachten. Die Riesengestalt, die sich aus der Revolution erzeugt hatte, schien mir drohend und fürchterlich, und nur mit Angst sah ich der Zukunft entgegen.

Im Januar 1806 ward Clara geboren, das einzige Kind, welches Gott mir erhalten hat. Es war kränklich, aber es lebte und gedieh. Die Mutter stillte das Kind. Im Frühlinge desselben Jahres reiste ich mit Schleiermacher, seiner Schwester (welche später an Moritz Arndt verheirathet) und Herrn v. Voß nach Berlin. Der Frühling war reizend und Berlin im höchsten Grade bewegt. Die politischen Ereignisse, die jetzt noch so allgemein im Andenken sind und über welche ich, obgleich durch Familienverhältnisse, so wie durch Freunde wohl unterrichtet, doch als Fremder keine bedeutenden oder unbekannten Aufschlüsse zu geben vermag, wurden immer drohender, und je näher die Entscheidung kam, desto bestimmter trat die mächtige Gesinnung hervor, die einen entschlossenen Widerstand forderte.

Humboldt, ein Jahr früher aus Südamerika zurückgekehrt, hielt sich jetzt in Berlin auf. Bartholdy war aus Griechenland zurückgekommen. Zwei Gartenhäuser von gleicher Gestalt, lagen hinter dem weitläufigen, jetzt fast ganz mit Häusern besetzten Garten des Georgeschen Hauses in der Friedrichsstraße, von Bäumen umgeben. In dem einen wohnte Humboldt, in dem

andern Johannes Müller. In dem großen Wohnhause (dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Institut) suchte ich Fichte auf, ging eine Treppe hinauf, begegnete einem feinen wohlgekleideten Manne und fragte: ob hier nicht Fichte wohne? Der Mann ist mir unbekannt, antwortete der Herr; und ich gestehe, ich sah ihn mit Erstaunen an. Daß Fichte in diesem Hause wohnte, war gewiß, auch fand ich ihn, als ich einen andern Eingang wählte. Daß aber Fichte, damals in der Blüthe seines Rufes, einer der berühmtesten Männer in ganz Deutschland, einem gebildeten Manne in demselben Hause, welches er bewohnte, unbekannt sein konnte, war mir, ich gestehe es, sehr seltsam; indeß es erschien mir großstädtisch und imponirte mir.

Berlin fanden wir in einer großen Gährung, man kann sagen, es war der Glanzpunkt der Stadt vor ihrem furchtbaren Unglück. Mich zogen die Gelehrten, die dort ein allgemeines Interesse erregten, zunächst an. Was ich von Bartholdy über Griechenland, die furchtbare Lage der Griechen, und die hoffnungsvolle Tüchtigkeit des Volkes hörte, war mir neu, die Naturscenen des unterdrückten Landes, wie er sie darstellte, rissen mich hin. Bartholdy war mittheilend,

seine Darstellungen lebhaft und lehrreich. Daß ich Johannes Müller jetzt kennen lernte, betrachtete ich als ein vorzüglich glückliches Ereigniß. Seine Schweizer-Geschichte kannte ich und hatte sie mit der größten Theilnahme gelesen. Die Gründlichkeit seiner Studien hatte in mir Achtung, der Geist, der durch seine Darstellung hindurchblickte, Bewunderung erregt. Seit den Toggenburger Streitigkeiten schien ein nagender Wurm in dem Innersten des kühnen einfachen Volkes verborgen, lange nur wie ein Stachel, der alle Kräfte belebte, die rasche Entwickelung des Volkes steigerte, bis zum wunderbaren Blüthepunkte der Macht, die sich in dem gewaltigen Kampfe gegen Karl den Kühnen entfaltete, und den tragischen Untergang der mächtigsten und glänzendsten Persönlichkeit seiner Zeit herbeiführte. Componisten beklagen sich darüber, daß eben die Vorzüge Goethescher Dichtungen die musikalische Composition derselben erschweren. Die zarte Poesie der Sprache, behaupten sie, enthalte selbst zu viel Musik und fessele die Freiheit des componirenden Künstlers. So erschien mir die Darstellung der Kämpfe und des Unterganges Karls des Kühnen, obgleich sorgfältig aus dem Studium aller

Quellen entsprungen, dennoch so dramatisch groß und mächtig, daß eine zweite, künstlerische Bearbeitung des Stoffes dadurch erschwert, wenn nicht unmöglich ward. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein Stoff, der dem Dichter so bereit zu liegen scheint, noch bis zu dieser Stunde keinen angelockt hat. — Aber am grauenhaftesten erschien es mir, daß der Untergang die Sieger wie die Besiegten traf. Durch die verpestete Gesinnung waren diese der lauernden Politik Ludwigs des XI. preisgegeben, und die dunkle Nacht, die sich hinter die Verhältnisse aller geschichtlichen Völker verbirgt, ergriff mich, als ich Johannes Müller las, zuerst auf eine seitdem unvertilgbare Weise. Dieser Geschichtsforscher war lehrhaft, und seine Bekanntschaft mir auch für meine Studien wichtig. Es waren einige Versuche, die Geschichte naturphilosophisch zu construiren, erschienen, die seinen Unwillen im höchsten Grade erregt hatten. Als Kritiker hat er streng seinen Zorn in einigen Recensionen in der Jenaer Literaturzeitung ausgesprochen. Obgleich ich nun seine mehr künstlerische als speculativ forschende Art sehr wohl erkannte, ja seine völlige Unfähigkeit, sich von der Vereinzelung der Forschung, geistig betrachtet, loszureißen, einsah, so

mußte ich ihm dennoch in vielen Aeußerungen beistimmen und sein Kampf gegen eine vorlaute Speculation trat mir warnend entgegen.

Am wichtigsten aber war mir die Bekanntschaft mit A. v. Humboldt. Ich hatte schon lange das bewundernswürdige Talent dieses Naturforschers anerkannt. — Seine unterirdische Flora, seine geognostischen Untersuchungen, die zuerst auf eine allgemeine Gleichförmigkeit in der Schichtung der älteren Gebirge aufmerksam machten, eine Ansicht, die, wenngleich in ihrer ursprünglichen Gestalt einseitig hervortretend, dennoch als der erste lebendige Anstoß, aus welchem sich eine neue Geognosie entwickelte, betrachtet werden muß; seine ausführliche Schrift über die gereizten Muskel- und Nervenfasern, die sich unmittelbar an die Erscheinungen anknüpfte, die durch Volta eine neue Physik schufen, in deren unvollendeter Bearbeitung die Naturwissenschaft unserer Tage noch begriffen ist; seine eudiometrischen Versuche, die freilich zu einem Resultate führten, welches verworfen werden mußte, aber dennoch dazu beitrugen, das Richtigere zu entwickeln: — alle diese Arbeiten, der bewegliche Geist, der mit Leichtigkeit alle die wichtigsten Probleme seiner Zeit ergriff,

ihre geschichtliche Bedeutung erkannte und in rastlose Thätigkeit versetzte, ließen mich in diesem Manne einen der ersten und bedeutendsten Geister seiner Zeit erkennen. Einige blinde enthusiastische Aeußerungen jüngerer Naturphilosophen hatten mich in eine schiefe Stellung zu ihm versetzt. Ob sie ihm, unbedeutend und vorübergehend, wie sie waren, bekannt wurden, wußte ich nicht, ja ich weiß es bis zu diesem Augenblick noch nicht: aber je entschiedener ich ein jedes Talent, welches ich selbst nicht besitze, achte, je williger ich mich ihm hingebe und unterwerfe, desto mehr ängstigte mich meine dadurch hervorgerufene Stellung gegen ihn. Doch diese Angst dauerte nur kurze Zeit. Ich sah Humboldt fast täglich. Seine Gespräche waren im höchsten Grade lehrreich; der unermeßliche Reichthum der Beobachtungen, die, nach allen Richtungen der Naturwissenschaft ausgedehnt, alle Naturverhältnisse einer bedeutenden, bis jetzt unbekannten, ja unzugänglichen Region eines ganzen Welttheils mächtig umfaßten, und dadurch die Nothwendigkeit, die ganze Erde auf ähnliche Weise zu betrachten, unvermeidlich hervorriefen, überwältigten mich fast. Ich sah den Schöpfer der physikalischen Geographie vor mir,

den Mann, der noch jetzt in seinem hohen Alter jene vereinzelten Früchte beschränkter Untersuchungen in das die ganze Erde umfassende Feld einer großartigen Combination hineinziehend, die Wissenschaft lehrreich erweitert, die er begründet hat. Es lebte noch nie ein Gelehrter, welcher so wenig vor der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sich ihm zur Untersuchung darboten, zu erschrecken Ursache hatte, wie Humboldt. Alles, was er ergriff, gehört ihm auf immer zu, steht ihm in jedem Moment zu Gebote; gelehrte Notizen aller Zeiten, wie die mannigfaltigsten Naturerscheinungen der ganzen Erde.

Ich wohnte bei meinem Verleger und Freunde, Reimer, damals in der Kochstraße, sehr weit von Humboldt entfernt. Humboldt begleitete mich aus einer Gesellschaft in großer Entfernung von unsern beiderseitigen Wohnungen; er folgte mir bis in die Kochstraße, ich ihm von da bis nach seiner Wohnung, er mir wiederum zurück; ein großer Theil der Nacht verschwand, und er zwang mich durch Güte, ihn nicht noch einmal zu begleiten, was meine Absicht war. Hätte ich das Glück gehabt, diese Bekanntschaft in einer ruhigen Zeit zu machen, sie würde mich noch tie-

fer und ausschließender ergriffen haben, aber auch so machte sie Epoche in meinem Leben.

Die Gastfreiheit der Berliner ist bekannt. Wer auf irgend eine Weise ausgezeichnet, fremd in ihrer Mitte erscheint, darf in den besten Gesellschaften nicht fehlen. Fast täglich erschien ich mit Humboldt, Müller, Fichte und Bartholdy zum Diner, oft zum zweiten Male am Abend. Als ich mit Humboldt die nächtliche Promenade antrat, verließen wir die Hofräthin Herz, diese durch Geist, Bildung, imponirende Schönheit und liebenswürdige Persönlichkeit ausgezeichnete Freundin Schleiermachers, deren herzliche Zuneigung, gehoben durch die reichsten Erinnerungen meines Lebens, mich noch im hohen Alter beglückt.

Von den Gesellschaften, in welchen ich in der kurzen Zeit von wenigen Wochen erschien, erinnere ich mich noch besonders der, durch lebhafte und interessante Conversation ausgezeichneten bei Frau v. Berg, der geist- und kenntnißreichen Correspondentin des Philologen Wolf. Bei dem Banquier Levi fand ich eben so einige Mal jene mir so merkwürdigen Männer, und wie könnte ich diese mir so lehrreichen Stunden der Geselligkeit vergessen, da ich noch jetzt an sie erinnert

werde durch die treffliche, in jeder Hinsicht ausgezeichnete achtzigjährige Witwe, die noch immer gesund und geistig klar mit liebevoller Theilnahme hülfreich erscheint, und einer jeden bedeutenden Erscheinung des Tages sich lebhaft anschließt.

Daß Schleiermacher in diesen geselligen Kreisen selten fehlte, wenn nicht seine eigenen vielfältigen, anderweitigen Verbindungen ihn irgendwo fesselten, versteht sich von selbst. Durch ihn lernte ich seine bedeutenden Freunde, die Gebrüder Spalding und den gelehrten schwedischen Diplomaten Brinkmann kennen.

So fehlte es mir nicht an mannigfaltiger, tief geistiger Aufregung, aber diese sollte noch auf eine andere Weise entschieden gesteigert werden. Die politischen Verhältnisse dieser merkwürdigen Zeit sind so mannigfaltig auseinandergesetzt, von allen Seiten beleuchtet, daß, was ein fremder Gelehrter, der bis dahin nur für seine Studien lebte, und sich wenig um die Politik bekümmerte, erfuhr, nur das sein konnte, was alle Welt wußte, und daher ohne allen Werth. Aber es war eine wirklich große Zeit, es war die frische Morgenröthe einer mächtigen Gesinnung, die zwar von einem furchtbaren Verhängniß ergriffen, scheinbar

untergehen sollte, aber nur, um nach langer Prüfung gereinigt zur Befreiung der Völker und zur Grundlage einer neuen, noch in der ersten Entwickelung begriffenen Zeit wieder zu entstehen.

In den Kreisen, in welchen ich lebte, äußerte sich der National-Enthusiasmus, wie er aus den reinsten Quellen entsprang. Ich, der als ein Fremder, die Verhältnisse Deutschlands zu Frankreich aus einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet hatte, der ich, zwar mit den diplomatischen Verhandlungen wenig bekannt, dennoch die Resultate mit immer steigender Furcht verfolgt hatte, war, so wie die Gefahr sich Preußen nahte, keineswegs hoffnungsvoll, wie viele meiner Freunde gewesen; aber bestimmt schwebten mir die drohenden Verhältnisse nicht vor. Ob es Preußen gelingen würde, sich noch einige Jahre durchzuwinden, war mir nicht klar, und die thätige Gegenwart, in welcher ich lebte, war so heiter, daß sie die unbestimmt drohende Zukunft für mich verbarg. Mein Haß gegen die Richtung, in welcher Frankreich sich geistig ausgebildet hatte, und politisch seine, mit Vernichtung aller deutschen Nationalität drohende Gewalt entwickelte, war auf die entschiedenste Weise ausgespro-

chen. Was mir als Deutschlands höchste Bedeutung erschien, was mich aus meinem Vaterlande hieher gebracht hatte, meines innersten Lebens mächtiger Trieb, ward von Frankreich innerlich gering geschätzt, äußerlich bekämpft. Mir war der Schatz, den ich bewahrte, ein Heiligthum; die Keime, die ich entwickeln wollte, trugen, meiner Ueberzeugung nach, die Verheißung einer geschichtlichen Zukunft in sich. Diese war, wie ich mit Entschiedenheit voraussetzte, den drohenden Feinden zwar der innern Bedeutung nach unbekannt und verborgen: aber eine geheime Ahnung von der geistigen Macht, die bestimmt war, was sie als das Höchste schätzten, als ein Untergeordnetes zu behandeln und nur so zu dulden, durchdrang die französische Revolution und was sie vernichten, in Deutschland zertreten wollten, war eben mein Heiligthum. Diesen Haß gegen das französische Volk verbarg ich nicht, ich äußerte ihn nicht allein in Gesprächen, sondern auch in meinen Vorträgen heftig, ja einseitig. Es war mir darum zu thun, ihn fortzupflanzen und von der geistigen Bewegung aus ein Heer gegen die Feinde zu bewaffnen. Ein solches Heer nahm nun freilich wenig Rücksicht auf die politischen Verhältnisse. Der Kampf selbst

war noch mehr ein innerer, als äußerer; nach der damaligen Lage war es eine Gesinnung, welche die Gewalt, die der Feind in unserem Innersten behauptete, niederkämpfen wollte. Sie kannte, wie die deutsche Literatur, keinen Unterschied der Staaten, sie war nothwendig eine allgemeine deutsche, nicht eine preußische. Damit der preußische Staat mir als ein geheiligtes Vaterland erschien, mußte er selbst in Gefahr gerathen, es mußte mir klar werden, daß mein Heiligthum an seine Rettung geknüpft war. Und wie konnte dieses mir verborgen bleiben? Schon vor unserer Abreise nach Berlin durch die Gespräche mit Schleiermacher, war ich auf eine solche Weise für Preußen gewonnen, und die Begeisterung, die mich in Berlin ergriff, entschied meine Gesinnung auf immer.

Die Frühlingstage waren äußerst heiter und anmuthig, die Bäume unter den Linden entfalteten ihr erstes Grün, hier versammelten sich in der Mittagsstunde die bedeutendsten Männer. Wenn eine allgemeine Bewegung in den Gemüthern herrscht, wenn Dasjenige, was Familien und beschränkte Kreise bisher sondert, zurückgedrängt wird von einem allgemeinen mächtigen Interesse, dann sinken die Schranken, durch

welche wir uns getrennt und einander fremd erschienen, man wird vertraut, ohne sich früher gekannt zu haben. Ich begrüßte unter den Lustwandelnden Männer, die ich kaum vorübergehend in Gesellschaften gesehen hatte, und sie traten mir, als wären wir alte Freunde, vertraulich entgegen.

Preußens Lage war eine seltsame; Hannover war von preußischen Heeren besetzt; die Hannoveraner haßten die Preußen in diesem Augenblick fast heftiger noch, als die Franzosen; denn bei ihnen waren nicht bloß Soldaten einquartirt, sondern auch das feindliche Heer in die innersten geschichtlichen Verhältnisse eingreifender Administratoren. Man erwartete die Kriegserklärung Englands. Rußland zürnte; Oestreich, in seinem gefährlichen Kampfe von Preußen hülflos gelassen, war erbittert; der Staat schien unvermeidlich an Frankreich verkauft: und eben in diesem Augenblick regte sich jene Macht, die bestimmt war, Frankreich zu bekämpfen und zu besiegen. Alles, was edel und geistig vornehm in Preußen war, erschien zugleich aufs innigste mit England verbunden, eben als dieses Land im Begriff war, uns den Krieg zu erklären.

Wenn die engen Familienkreise, in welchen wir le-

ben, und von welchen aus unsere Thätigkeit ins Leben tritt, von den größeren Staats=Verhältnissen getragen und gesichert werden, dann bilden die Bewegungen des Staates seine Stellung gegen andere Staaten, eine Macht, die uns beherrscht; sie tritt als ein Gebietendes der Geschichte, und zugleich mit der gesetzmäßigen unveränderlichen Gewalt der Natur hervor: werden aber die Staaten selbst von solchen Verhältnissen ergriffen, so daß sie unsern eigenen unbestimmt schwankenden, mit unaufgelösten Widersprüchen kämpfenden Entschlüssen ähnlich werden, dann verlieren sie nothwendig die gebietende Gewalt und treten in eine Art vertraulicher Nähe, und wir glauben noch, das beherrschen zu können, was uns auf eine solche Weise innerlich verwandt erscheint.

So geschah es denn, daß ich zum ersten Male in meinem Leben zu ahnen anfing, daß auch ich zu einer politischen Thätigkeit aufgefordert werden könnte. Bis jetzt war ich zwar nicht gleichgültig gegen die politischen Verhältnisse Europas, ich war auf dem Wege gewesen, Jacobiner zu werden, eine politische Gesinnung, wie sie sich nun gebildet hatte, stand selbst mit meinen übrigen wissenschaftlichen Ansichten in einer inni-

gen Verbindung: aber Alles war Doctrin, Theorie, Princip, Zukunft; von einer politischen Gegenwart, die mich zur Thätigkeit auffordern sollte, hatte ich bis dahin keine Ahnung.

Das aber, wodurch diese lebendig ward, war ein Widerspruch, der sich in der Lage des zum Kampf aufgeforderten Staates verbarg, und der mir, wie so vielen, verhängnißvoll entgegentrat. Die Gewalt, die wir die gesetzgebende nennen könnten, weil sie die allgemein herrschende Gesinnung aussprach und die lebendigste Quelle der Begeisterung war, rührte sich nur noch, wie Quellen, die keinen Ausfluß haben, vom Gebirg bedeckt, im Innern. Es war die kriegerisch nationale Gesinnung, als das keimende Lebensprincip des Volkes. Sie erschien aber leider nur als die für eine unbestimmte Zukunft gesetzgebende, jetzt zurückgedrängte Gewalt; die ausübende war von ihr noch geschieden. Zwar war das kühne, entschlossene, kriegerische Moment auch dieser ausübenden Gewalt nicht fremd, aber es war in eine Form hineingezwängt, die früher mächtig, jetzt alle höhere Bedeutung verloren hatte; diese executive Gewalt, war die militairisch-garnisonartige, die sich aus den Invalidenreminiscenzen einer vergan-

genen Zeit nährte. Die national-kriegerische Gesinnung, die nicht laut werden durfte, spannte sich durch den äußern Druck immer mächtiger, immer elastischer, und es entwickelte sich ein stilles Bewußtsein, daß der volksthümlich-kriegerische Sinn auch das Militairische durchdringen und neu beleben müßte, wenn der Staat aus der jetzt abgelebten Form durch eine neue lebendige regenerirt werden sollte. Ein jeder wahre preußische Bürger fing jetzt an einzusehen, daß alle höheren geistigen wie materiellen Interessen lediglich an eine kriegerische Gesinnung geknüpft waren. Mir ward es von jetzt an, ich möchte sagen, ein Axiom meines bürgerlichen Lebens, das mir Heiligste, daß Deutschland im eminentesten Sinne nur durch den preußischen Staat als solchen gerettet werden könne. Und ich darf es sagen, es gab von jetzt an keinen treueren preußischen Unterthanen, der mehr bereit gewesen wäre, sein ganzes Dasein dem Staate zu opfern, als ich. Man kann wohl sagen, es gab in Preußen noch vor der unglücklichen Schlacht ein mächtiges geheimes Bündniß, obgleich keiner es genannt hatte, keiner sich mit deutlichem Bewußtsein als Mitglied desselben erkannte: diesem gehörte ich zu.

Wer den Gang meiner Bildung verfolgt hat, wird leicht einsehen, daß mir das preußische Militair in seiner damaligen Stellung nicht zusagte. Ereignisse, die während meines Aufenthaltes in Halle stattgefunden hatten, trugen dazu bei, die Vorurtheile, die ich hegte, noch zu verstärken.

Der Sohn eines Kaufmanns war in Malaga oder Cadix am gelben Fieber gestorben, seine Hinterlassenschaft wurde den Eltern zugesandt. Die Polizei erfuhr es; man hielt die nachgelassenen Sachen, die vorzüglich aus Kleidungsstücken bestanden, für ansteckend. Die Koffer durften nicht geöffnet werden, und, auf Anfrage, beschloß das Obermedizinal-Collegium in Berlin, daß mit großer Vorsicht die Sachen auf das Feld gebracht und dort verbrannt, das Haus des Kaufmanns aber in Quarantainezustand versetzt werden sollte. Reil trieb unumwunden seinen Spott mit dieser gewaltsamen Maaßregel; aber seltsam ward sie dadurch, daß ein Offizier, der mit der Tochter versprochen war, und in dem abgesperrten Hause wohnte, weil die höchst wichtige Parade seine Gegenwart forderte, von der Quarantaine ausgenommen war.

Wenn aber dieses Ereigniß mir wenigstens seltsam

erschien, so war ein anderes von größerer Bedeutung; das empörende Vorurtheil, als wenn das Ehrgefühl dem Militairstande allein zugehöre, und selbst auf eine gesetzwidrige Weise in diesem Stande ausschließlich behauptet werden dürfe, hatte mich, ich gestehe es, von jeher entrüstet. Einige Beispiele von Uebermuth von Seiten jüngerer Offiziere, die, ruhig betrachtet, freilich nicht viel zu bedeuten hatten, empörten mich mehr als billig, weil sie, wie ich glaubte, eine nicht zu duldende Nachsicht fanden. Nun entstand im Sommer des Jahres 1805 eine Theuerung, die immer bedenklicher ward. Der Unwille des Volkes in Halle gegen einen Kaufmann, den man als einen Kornwucherer betrachtete, stieg immer höher. Es bildete sich ein wirklicher Aufstand, der ziemlich bedeutend ward. Das Haus wurde von dem Pöbel gestürmt, und die sehr ansehnliche Niederlage von Getreide ward geplündert. Das Militair erschien, um den Kaufmann zu schützen; der General R. war selbst gegenwärtig. Hier nun, wo es den Schutz eines Bürgers galt, zweifelte ich keinesweges an einem entschiedenen und strengen Auftreten des Militairs. Wie erstaunte ich, als ich erfuhr, daß das plündernde Volk von dem General folgendermaßen

angeredet wurde: „Lieben Kinder," sagte er, „ich will euch ja nicht verhindern, das Getreide fortzutragen, nur sonst nichts." In der spätern Untersuchung beriefen sich Mehrere auf diese von dem General ertheilte Erlaubniß. —

Endlich kam ich selbst in eine persönliche Collision mit dem Militair. In einem großen Gebäude (früher ein Jesuiter-Collegium,) war der ansehnliche viereckige Hof ganz von alten, meist verfallenen Gebäuden umschlossen. In den innersten Theilen dieses Gebäudes war das naturhistorische Museum und das Auditorium, in welchem ich Mineralogie und Physik vortrug. Eines Tages, als ich hinging, traten mir meine Zuhörer entrüstet entgegen; das Gebäude war förmlich vom Militair occupirt. Meine Zuhörer waren durch wachthabende Soldaten zurückgewiesen, denn der Hof wurde jetzt eben zum Spießruthenlaufen benutzt. Ich ließ durch die Wache mich zu einem Offizier hinführen, stellte ihm die Sache vor, aber entsagte der Erlaubniß, mit meinen Zuhörern hineinzutreten. Auf eine ernsthafte Vorstellung wurde freilich das Versprechen gegeben, daß ein ähnliches Ereigniß nicht wieder stattfinden sollte, aber wie mein Vorurtheil gegen das Mi-

litair nach solchen Erfahrungen zunehmen mußte, ist leicht einzusehen.

Der Sommer verging in Halle in immer wachsender Spannung, und doch schien keiner zu ahnen, daß die Gegend, in welcher wir wohnten, ein Kriegsschauplatz sein würde; das preußische Heer würde, glaubten wir, wie in dem früheren Kriege, am Rhein erscheinen; der kriegerische Ruf der Armee tröstete die Meisten, und wenn auch der Kampf zu unserm Nachtheil ausfiele, würde zwar, glaubten wir, der Staat einen tief zu betrauernden Verlust erleiden und in eine gefährliche Abhängigkeit von dem mächtigen Frankreich gerathen, doch ohne daß die engeren, bürgerlichen Verhältnisse zerstört würden. Das Beispiel Oesterreichs schreckte nicht, denn der Preuße war gewohnt, seinem Heere einen zu entschiedenen Vorzug vor dem österreichischen zuzugestehen. Wir konnten uns nicht denken, daß eine Universität in ihrer Thätigkeit gestört werden sollte. Die Zahl meiner Zuhörer war gewachsen. Ich trug diesen Sommer zum ersten Mal die Experimental-Physik vor. Schleiermachers und meine

Zuhörer zeigten eine große Anhänglichkeit, und so wenig ließen wir uns durch den bevorstehenden Krieg stören, daß vielmehr die innerlich bewegte und gehobene Gesinnung auch den wissenschaftlichen Sinn zu beleben und zu steigern schien. Als der Herbst nahte, rückte das Heer vor. Bei meinem Schwiegervater in Giebichenstein wohnten Generäle, die mir aus früherer Zeit bekannt waren. Es waren einige von denen, die später von den Schrecken des Krieges überwältigt, die verderblichste und tadelnswertheste Gesinnung gezeigt haben; und ich will es bekennen, die Sprache, die sie führten, erschreckte mich. Es war nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüthes hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militairischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb; ein Muth, wie der von Shakespeare geschilderte der Engländer auf dem Schlachtfelde von Agincourt, würde die Gefahr der Lage nicht verkannt haben. Keiner schien eine Ahnung von der furchtbaren Gewalt eines tapfern Heeres zu haben, welches alle Verhältnisse der Kriegführung wie der ganzen Geschichte gewaltsam umge-

staltet hatte, welches durch Siege, wie die neuere Geschichte sie nicht gekannt, gehoben war, und jetzt aus der inneren Aufregung eines ganzen Volkes entsprungen, sich uns Vernichtung drohend entgegenwälzte. Das Gespenst des siebenjährigen Krieges, meinten sie, würde den Feind mit unheimlichem Entsetzen ergreifen und er würde bei dem Anblick einer preußischen Wachtparade fliehen. Der preußische Soldat, der knechtische Miethling, genoß unter dem Volke keine Achtung. Die Furcht vor Strafe kämpfte allein mit der vor den Gefahren des Krieges, kein großes nationales Interesse durchdrang ihn.

Die Truppen, die sich in der Gegend von Halle versammelt hatten, zogen schnell vorwärts; die Gerüchte von der Annäherung des Feindes, der durch Thüringen gedrungen war, bestätigten sich immer mehr, und es entstand die Gewißheit, daß der Kampfplatz in unserer Nähe sein würde. Viele Studirende waren während der Ferien in der Stadt geblieben, viele neue waren angekommen, kein Universitätslehrer hatte gewagt, die Stadt zu verlassen. In dieser herrschte einige Tage hindurch eine angstvolle Stille. Da rückte der Herzog von Würtemberg, der mit seinem Armee-

corps die Reserve bildete, in Halle ein. Von jetzt an waren alle Einwohner von der Gewalt des verhängnißvollen Kampfes ergriffen. Es ist ein eigenes, banges Gefühl, sich einer fremden Macht leidend und thatenlos hingeben zu müssen. Noch waren wir beschützt durch ein eigenes Heer, aber, selbst unthätig, sollten wir nur dulden, was dieses über uns verhängte. Die stille Ruhe und Ordnung der eigenen Thätigkeit war aufgehoben; mit einem Gefühl innerer gespannter Angst bewegten sich Männer und Frauen auf der Straße. Ich hatte die Bekanntschaft eines feingebildeten und mit glühendem Haß gegen die Franzosen durchdrungenen, hannöverschen Diplomaten gemacht, der mich sehr anzog. Wir gingen durch die Straßen mit einander, und einige Cavallerie-Escadrons zogen in stolzer Haltung vorüber. „Wenn sie uns so erscheinen," sagte er, „entsteht nicht fast nothwendig der Glaube, daß sie siegen müssen?" Und in der That, dieses Gefühl schien vorübergehend alle Einwohner für den Augenblick zu trösten, obgleich die geheime Furcht vor größern Gefahren alle durchdrang.

Daß eine große Schlacht bevorstand, war durch die Stellung der preußischen und französischen Heere

entschieden; man lauerte in banger Erwartung auf Nachrichten. Da erscholl zuerst unbestimmt, dann immer gewisser, zuletzt in den Zeitungen, die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld. Prinz Louis war geblieben. Dieser durch seine Genialität ausgezeichnete Prinz bildete ein Hauptmoment der kriegerischen Begeisterung. Die Tollkühnheit, mit welcher er sich dem Feinde entgegengestürzt, und ein Gefecht gesucht hatte, erfüllte uns mit einer bangen Ahnung. Hatte er verzweiflungsvoll den Tod gesucht, um nicht Zeuge einer erwarteten allgemeinen Niederlage zu sein? In unheilschwangeren Zeiten wird ein jedes äußere Ereigniß innerlich durchlebt. Die Verzweiflung, die, wie wir vermutheten, Prinz Louis und seine Schaar in den Tod gestürzt hatte, ergriff uns selber. Von dem Marsch des feindlichen Heeres vernahmen wir immermehr. Der unglückliche 14. Oktober näherte sich; unruhig wogte das Volk in den Straßen, die Truppen hatten die Umgegend besetzt. Plötzlich erscholl die Nachricht von einer großen Schlacht. Es war eben im Laufe des unglücklichen Tages. Die Schlacht wäre völlig verloren, raunte man sich zu. Wie diese Nachricht uns erreichen konnte, schien bei

der Entfernung des Schlachtfeldes völlig unbegreiflich, denn daß in der Gegend von Auerstädt gekämpft wurde, war freilich bekannt. Doch diese niederschlagende Nachricht, die ein jeder nur furchtsam seinem Freunde vertraute, ward später von einer tröstlichen, allgemein verbreiteten verdrängt. Wir hätten, hieß es, einen entschiedenen Sieg erkämpft; das Volk jubelte, eine vorübergehende Freude ergriff auch meine Freunde. Ich aber wollte so viel als möglich zur Gewißheit gelangen. Ich lief, so schnell als ich vermochte, auf dem Wege nach Merseburg entlang; hier ohngefähr auf der Hälfte des Weges erhebt sich die Gegend und das Salzstein-Gebirge fällt rechts, nach der Lauchstädter Ebene, schroff ab. Ich legte mich mit dem Ohr an die Erde, ich hörte deutlich die Kanonade aus der Ferne, ich vernahm mit Bestimmtheit, wie sie sich nach Nordwest entfernte und immer schwächer klang. Bei der bekannten Stellung der Heere deutete diese Richtung der sich entfernenden Kanonade auf die Flucht des preußischen Heeres. Ich wagte es kaum, den vertrautesten Freunden meine Angst mitzutheilen. Aber sie übertäubte alle Siegesnachrichten, die ich noch immer vernahm. Diese erhielten sich noch den Tag nach der Schlacht.

An diesem Tage ward ein französischer Gefangener durch Halle geführt, es war der erste Feind, den wir sahen. Wie er in diese Gegend gekommen war, ob es ein einzelner Versprengter war, oder ob er in einem Gefecht in der Nähe gefangen wurde, blieb uns völlig unbekannt; aber seine Erscheinung erregte eine ungeheure Gährung im Volke. Schreiend und jubelnd umringte man ihn; die Soldaten, die ihn fortführten, hatten Mühe, ihn gegen die Angriffe des Volkes zu beschützen; es schien in der That, als glaubte man durch diesen einen Gefangenen einen bedeutenden Vortheil über den Feind errungen zu haben.

Es ist, meiner Meinung nach, unrecht, den Auftritten des bürgerlichen Lebens, wenn es durch kriegerische Ereignisse gedrängt wird, so wenig Aufmerksamkeit zu erzeigen. Das Kriegsspiel der neueren Zeit hat in seinen harten Formen alle Poesie verdrängt, aber die in vielen tausend Gemüthern aufgeregten Leidenschaften des bedrängten Volkes, der schnelle Uebergang von Furcht zu Hoffnung und umgekehrt, wechseln, gewaltsam erregt und wieder unterdrückt; beide schranken- und formlos lassen Erscheinungen des verborgensten Lebens an das Licht treten, und haben, sollten

wir glauben, selbst eine geschichtliche Bedeutung. Im Vertrauen erfuhr ich am Abend des 15. Oktobers durch jenen hannöverschen Diplomaten, daß ein französisches Armeecorps den Weg nach Halle eingeschlagen hatte, und da ich mich überzeugt hielt, daß die Auerstädter Schlacht verloren war, sah ich ein, daß man die Hallesche Reserve angreifen würde.

Meine kleine Wohnung, in welche ich mich aus der größern zurückgezogen hatte, war ein Eckhaus an dem Paradeplatz, dem Bibliothekgebäude gegenüber. Ich sah über die Morizburg und über Passendorf hinweg nach den ostwestlichen Höhen hin, die den Horizont begrenzten. In der Erwartung des Krieges erblickte ich den Sommer hindurch und ohne alle äußere Gründe, dennoch träumend und wachend, feindliche Heere, die über die Höhen vordrangen, und sich auf der Ebene bewegten. Morgens früh den 16. Oktober glaubte ich Schüsse zu hören; ich eilte an das Fenster, sah in neblichter Ferne jenseits der langen Brücke, die über die Saale führt, nach Passendorf zu, eine unruhige Bewegung, die mich überzeugte, daß hier ein

Plänkern stattfände. Die gewaltsame Spannung und doch zugleich unbestimmte und grenzenlose Angst, in welcher wir die letzten Tage durchlebt hatten, erzeugte fast eine Beruhigung, indem nun ein bestimmtes Ereigniß und eine Art Entscheidung hervortrat. Meine Frau hatte in diesen Tagen das Kind entwöhnt, sie war völlig rüstig und gesund, und als sie nicht mehr an der Anwesenheit der Feinde in jener Gegend zweifeln konnte, schien sie in der That mehr neugierig als furchtsam.

Schon sehr früh kam Schleiermacher, von seiner Schwester, der vertrauten Freundin meiner Frau, und von einem Freunde begleitet, zu mir. Es war Gaß, (später mein College bei der Universität in Breslau) der das Armeecorps, welches er als Feldprediger begleiten sollte, suchte, und in Halle bestimmtere Befehle erwartete. Sie waren gekommen, um von unserer Wohnung aus, Zeugen des kriegerischen Schauspiels zu sein. Bald aber sahen wir ein, daß wir eine viel klarere Uebersicht gewinnen würden, wenn wir jenseit des Platzes nach dem Freimaurergarten gingen. Ueber eine, auf einem nach der Saale schroff abfallenden Felsen, angelegte Mauer, übersahen wir vollkommen die

ganze Ebene. Mehrere Beamte und Professoren standen hier, einzelne Truppenabtheilungen der Preußen bewegten sich über die lange Brücke. Wir sahen die Angriffe, das wechselseitige Hin- und Herschießen, das vereinzelte persönliche Zusammenstoßen der Reiter, und Alles schien natürlich im Anfange dem unkundigen Zuschauer, der nur einzelne Angriffe sah, unentschieden. So wunderbar verblendet durch die siegreichen Nachrichten, so fest vertrauend auf die siegende Bedeutung eines preußischen Heeres, waren die Meisten, daß sie eben in diesem Angriffe der Franzosen einen Sieg sahen. „Die armen Franzosen," sprach ein College, „ich möchte sie fast bedauern; es ist, das ist klar, ein zersprengtes Corps; in dem Rücken von unserer siegreichen Armee verfolgt, jetzt von unsern tapfern Reserven angegriffen, werden die Armen vor unseren Augen eine entsetzliche Niederlage erleiden."

Doch lange dauerte leider diese Täuschung nicht. Die Feinde drängten sich in größeren Massen heran, die Unsern zogen sich zurück; selbst an den Saalufern nahe bei den Mauern, an welche wir uns lehnten, sahen wir einzelne Preußen ängstlich fliehen, und voll Schreck eilte nun ein jeder von uns seiner Wohnung

zu. **Meine Wohnung, in einer entfernten, wenig be**suchten Gegend der Stadt, ward sowohl von meinen Freunden als von mir selbst als eine gefährliche betrachtet; wir waren entschlossen, die Zeit des ersten Anfalls und der größten Gefahr in der Schleiermacherschen Wohnung, in der Mitte der Stadt, zuzubringen. Wir eilten, um aus unserm Hause das Kind abzuholen. Der Prediger Gaß führte Schleiermachers Schwester, dieser meine Frau, ich ging neben der Frau, die das Kind trug. Aber während bes Aufenthaltes in unserm Hause war eine, unter den drohenden Verhältnissen nur zu lange Zeit verflossen. Wir mußten die ganze lange Ulrichstraße in möglichster Eile durchschreiten. In der Stadt selbst wurde geschossen, aber in den Straßen herrschte sonst eine große Stille. Kein Mensch ward gesehen, alle Häuser waren verschlossen, nur an einem Orte sahe ich einige Arbeiter ein lockendes Aushängeschild in großer Eile herabreißen. Die Kinderfrau war selbst Mutter, sie wünschte fortzukommen, sie zitterte und vermochte kaum das Kind zu tragen. Ich warf den sächsischen Kindermantel über die Schultern, nahm das Kind, und eilte fort. Als wir da ankamen, wo die erweiterte Straße

einen kleinen Platz bildend, sich nach dem großen Marktplatz eröffnet, sahen wir nun plötzlich die Gefahr, die wir zu bestehen hatten. Der Rückzug des Reservecorps ging quer durch die Stadt; der ganze Marktplatz war mit Kanonen und Munitionswagen der Fliehenden bedeckt, eine Menge Krieger suchten in Eile diese fortzubringen; aus den Straßen, die von der Saale nach dem Marktplatz führten, hörten wir Schüsse fallen, und wir sollten die Richtung der Flucht der sich drängenden, fliehenden Masse in einem rechten Winkel durchschneiden. Wie wir durchkamen, und zwar alle unbeschädigt, weiß ich nicht. Ein solcher Moment der größten Gefahr concentrirt alle Kraft für die eigene Rettung, verwandelt das Bewußtsein in einen mächtigen, blinden Instinct, und man hat, von den drohenden Verhältnissen, die uns dicht umgeben, fortdauernd gedrängt und geängstigt, kein Auge für die größeren. Wir hatten den Marktplatz wirklich glücklich durchschritten. Ich war nahe bei der Merkerstraße, in welcher Schleiermacher wohnte. Diese hat eine gemeinschaftliche Ecke mit der damaligen Galg- jetzigen Leipziger Straße, durch welche die Verfolgung vorzüglich stattfand. Hier, wo eine rettende Straße

vor mir lag, sah ich mich einen Augenblick um. Ich war erstaunt, als ich den Platz leer fand. Munitionswagen und Kanonen waren sämmtlich wie durch einen Zauber verschwunden, aber aus den nach der Saale führenden Straßen drängten sich die Feinde in großen Massen; einzelne Preußen flohen ängstlich, und eine allgemeine Gewehrsalve der Feinde fiel nach der Richtung der Flucht, die Kugeln zischten an meinen Ohren vorüber. Ich war zwar nur wenige Schritte von der schützenden Straße, die von der Flucht abführte, entfernt, dennoch fürchtete ich einen Augenblick, von den verfolgenden Feinden mit dem Kinde abgeschnitten zu werden. Als wir durch die Häuser der Straße geschützt waren, sahen wir die kleinen wilden Männer der Bernadotteschen Avantgarde (die sogenannte Schwefelbande) dicht neben uns vorbeilaufen, aber ihre ganze Aufmerksamkeit war nach den fliehenden Preußen gerichtet. Wir erreichten das Haus; in der Straße war alles still und leer, das verschlossene Haus ward eilig geöffnet und wieder geschlossen, und wir waren fürs Erste gerettet.

Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Die Straße lag dem Zuge der Verfolgung zu nahe; einzelne Krie-

ger, Infanteristen und Cavalleristen, vertheilten sich plündernd in die nächsten Straßen. Der Ueberfall traf uns, die wir im Frieden erzogen waren, zu unvorbereitet, und wir wußten uns nicht zu benehmen. Die Straße ist schmal, in das gegenüberliegende Haus waren plündernde Soldaten eingedrungen, die eilig nahmen, was sie vorfanden, aber offenbar selbst in Furcht waren, und sich, wie man uns aus dem Fenster über die Straße zurief, eilig entfernten. Jetzt ward auch an unsere Thür geklopft. Es waren drei bis vier Cavalleristen, die Einlaß forderten; wir achteten nicht darauf. Sie riefen uns zu, daß sie zufrieden sein würden mit ein paar Gläser Wein durchs Fenster gereicht: thörichter Weise wurde beschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen; aber keiner wollte die zugestandene Gabe den Kriegern reichen; ich bot mich dazu an. Das Fenster wurde geöffnet, und was wir, bei einiger Erfahrung, hätten voraussehen können, geschah. Einer der Reiter hielt mir eine Pistole vor den Kopf und drohete, mich zu erschießen, wenn wir nicht die Hausthür öffneten. Diese Forderung wurde erfüllt, die Räuber stürzten herein, ich mußte meine Uhr fürs Erste hergeben, Geld hatte ich nicht in der Tasche.

Bei Schleiermacher ward Wäsche und etwas Geld in der Eile zusammengerafft, auf dem offenen Pulte lag das Reisegeld des Feldpredigers Gaß, zwischen Papieren. Sie wühlten in diesen und entdeckten unbegreiflicher Weise die Summe nicht, sie wurde gerettet. Und von jetzt an hatten wir Ruhe, und konnten uns besinnen.

Daß das preußische Heer nicht bloß geschlagen, sondern zersprengt war, mußte uns einleuchten, und Stadt und Universität waren auf unbestimmte Zeit in der Gewalt der Feinde; unser ganzes zukünftiges Leben war auf eine furchtbare Weise verwandelt. Kein noch so wohl erwogener Entschluß der Vergangenheit hatte für die nächste Zukunft irgend eine Bedeutung. Aber noch war die nahe Gefahr, in der wir lebten, zu groß, um einen umfassenden Blick auf das, was uns bevorstand, zu werfen. Die Verfolgung durch die Stadt war vorüber, einzelne Menschen erschienen wieder auf der Straße, von den Feinden erblickte man in der Stadt selbst keine, und ich wagte es, Nachmittag meine eigene Wohnung aufzusuchen, um zu sehen, was dort etwa geschehen war. Ich ging durch einige Straßen, die nach der Saale führten.

Wenige Menschen schlichen ängstlich, doch nur zu den nächsten Nachbarn. Kleine Gruppen bildeten sich furchtsam, leise redend. Gerüchte von grauenhaften Mißhandlungen in den Vorstädten wurden laut, und auf den Straßen lagen hier und da die Leichen erschossener preußischer Soldaten, noch in voller Uniform. Bei einem sah ich sogar noch das Gewehr neben ihm liegen. In meiner Wohnung war kein Feind gewesen. Ich konnte nun, was ich an Geld besaß, noch retten, was von einigem Werth war, so sorgfältig wie möglich verbergen, oder dem freundlichen Wirth anvertrauen. Die Nacht indeß brachten wir nicht bei Schleiermacher zu. Wir wurden sämmtlich von dem Buchdrucker Schimmelpfennig eingeladen. Mehrere Freunde waren da. In demselben Hause wohnte der taube Professor Hofbauer; dieser, im Hinterhause wohnend, hatte von Allem, was geschehen war, nichts erfahren. Daß wir in der Gewalt der Feinde waren, mußten wir ihm jetzt mit lauter Stimme zurufen, und waren Zeugen seines Entsetzens.

Es ist merkwürdig, wie eine plötzlich drohende Gefahr, die alle Einwohner einer Stadt auf gleiche Weise trifft, eine Stimmung hervorruft, die so ganz von der

gewöhnlichen abweicht. Wie die Verzweiflung einen eigenen schneidenden Witz hat, einen Humor fürchterlicher Art, erkannte unter Allen Shakespear am tiefsten. Der furchtbare Untergang des Landes, die, wie es schien, rettungslose Zertrümmerung alles dessen, was uns heilig und theuer war, schwebte uns als eine dunkle Masse der mannigfaltigsten düsteren Vorstellungen vor der Seele; die Bande freundlicher heiterer Verbindung der Familien unter einander war zerrissen, und die unmittelbar Vereinigten konnten sich mittheilen; die nächsten Straßen und ihr Schicksal waren wie durch einen Abgrund von einander getrennt. Dunkle Gerüchte von furchtbaren Greueln, wie die finstere Phantasie sie ausmalte, hatten diejenigen von der Gesellschaft, die sich auf die Straße wagten, vernommen, und die Nacht, die wir zusammen verlebten, erschien uns gefährlich. Denn in jedem Augenblicke glaubten wir Brand, Plünderung und den grauenhaftesten Mißhandlungen ausgesetzt zu sein. Besonders zum Schutze der Frauen hatten wir uns hier vereinigt. Ein jeder war entschlossen, sein Leben zu wagen, aber die Waffen, über die wir etwa zu gebieten hatten, waren freilich keineswegs hinreichend. Wir wollten die Nacht

wachend und uns unterhaltend zubringen. Hofbauer besaß, wie wir wußten, einen, besonders mit den besten Rheinweinen versorgten Keller. Es war bekannt, daß er diesen sehr schonte. Wir stellten ihm aber vor, daß der Keller kaum der Aufmerksamkeit der Feinde entgehen würde; überredeten ihn, eine Anzahl Flaschen herzugeben, und brachten die Nacht in wilder Laune zu. Gegen Morgen schlief, auf Stühlen vertheilt, die ganze Gesellschaft ein.

Die Nacht war völlig ruhig vergangen, und wir erfuhren, wie grundlos unsere Angst gewesen war. Die plündernde Schwefelbande gehörte zur Avantgarde, sie mußte das wegziehende Corps verfolgen und verschwand schnell aus der ganzen Gegend. Bernadotte's geordnete Truppen besetzten die Stadt und man mußte die Zucht rühmen, die in seinem Corps herrschte. Er ließ durch einen öffentlichen Anschlag die Einwohner von Halle beruhigen, den ich wörtlich hier folgen lasse:

Avertissement.

Ms. le Maréchal de Bernadotte, Prince de Ponte-Corvo, vient de faire connaître à l'Uni-

versité de Halle, que le cours des études ne devoit être nullement interrompu, il a en même tems engagé tous les Professeurs à continuer comme par le passé l'instruction des étudians et il dispense les Professeurs de tout logement militaire etc. Ainsi les étudians, qui se trouveroient maintenant en route pour se rendre à Halle, peuvent sans crainte continuer leur route. Mr. le Maréchal a déclaré, qu'il était dans l'intention de son Souverain de protéger l'Université de Halle.

Malgré qu'il y a eu un combat très meurtrier dans la ville, tout est calme, et le moindre excès est réprimé.

Mr. le Maréchal s'est rendu en personne sur la place, pour commander la plus sévère discipline, et a ordonné qu'on punît de mort le militaire, qui ne respecteroit pas la demeure des habitans.

Les fonds de l'Université resteront intacts et il est défendu d'y toucher.

Halle ce 19. Octobre 1806.

Ich eilte, diese Proclamation an der Thüre meiner Wohnung anzuschlagen.

In der Stadt herrschte natürlich dessenungeachtet eine große Angst, aber für mich und meine Frau ward ein uns unmittelbar treffendes Ereigniß nicht wenig schmerzhaft.

Im Jahre 1804 erschien eine Schrift unter dem Titel: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat." Sie enthielt eine überaus kühne und in ihrer Art schlagende Auseinandersetzung der machiavellistischen Künste, die Napoleon angewandt hatte, um die höchste Gewalt zu erringen, und setzte eine äußerst genaue Kenntniß der inneren Verhältnisse voraus. Die Schrift erschien anonym, mit dem Druckort Germanien und erregte eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Der Verleger war Hoffmann in Hamburg. In England fand diese Schrift so viel Beifall, daß ein deutscher Buchhändler sich mit der englischen Uebersetzung in London niederließ. Es erschienen dort schnell hinter einander sieben Auflagen. Diese Schrift ward Reichardt zugeschrieben, und

der im höchsten Grade erbitterte Napoleon forderte seine Bestrafung. Nachdem diese Forderung sich wiederholt hatte, entging Reichardt nur dadurch einer für ihn gefährlichen Untersuchung, daß der Staatskanzler Graf Hardenberg erklärte, er wisse, daß Reichardt nicht der Verfasser sei. Durch Herrn v. Varnhagen ist der, während der Revolution so lange in Frankreich lebende und äußerst genau unterrichtete Graf v. Schlaberndorf als der Verfasser dieser Schrift genannt. Ich selbst habe die Bekanntschaft des Grafen in Paris gemacht. Er sowohl als Reinhard (der deutsche Mann, der als französischer Pair und Graf starb) haben sich mit mir über diese Schrift öfters unterhalten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Darlegung der Schliche, die Napoleon benützte, dem Grafen zugehörte: aber obgleich Reichardt nach seiner Gewohnheit und nach der Leichtfertigkeit, mit der er überhaupt zu schriftstellern pflegte, ganze Stellen unverändert hatte abdrucken lassen, so war er doch nicht allein der Herausgeber, sondern auch Bearbeiter des ihm mitgetheilten Materials. Die letzte Hälfte der Schrift, ist vollkommen auf seine Weise geschrieben; und die Nachrichten über die französische Armee hatte

er nicht, wenigstens nicht allein dem Grafen Schlaberndorf zu verdanken, sondern größtentheils seinem Stiefsohne, der die Revolutionskriege mitgemacht hatte, und noch immer, seiner Gesinnung nach ein eifriger Republikaner, in der französischen Armee diente. Die Schrift ist, wenigstens so viel ich glaube versichern zu können, nach dem Reichardtschen Manuscripte abgedruckt, und wie er sie als eine von ihm entworfene behandelte, habe ich selbst gesehen, weil ein durchschossenes Exemplar mit vielen Abänderungen seiner Hand mir in die Hände fiel. Daß Napoleon der Versicherung des Staatskanzlers keinen Glauben beigemessen hatte, war vorauszusetzen, ja zum Theil bekannt. Unter diesen Umständen würde Reichardt großer Gefahr ausgesetzt gewesen sein, wenn er in die Hände der Feinde gefallen wäre. Noch während der Schlacht ward eilig das Nothwendige zusammengerafft, und er entwich mit seiner Frau, drei Töchtern und einem Knaben. Wir hatten dies wohl voraussehen können, und erfuhren die bedenkliche Flucht. Es ist begreiflich, wie besorgt wir sein mußten, und um so mehr, da wir in einer unbestimmt langen Zeit keine Nachricht von ihrem Schicksale erwarten durften.

Die nächsten Tage steigerten die Angst und Spannung der Einwohner, und es ruhte wie eine Gewitterschwüle auf der ganzen Stadt. Die Truppen durchzogen die Stadt noch fortdauernd. Wir vernahmen aber, daß Napoleon selbst mit der Garde ankommen würde. Beunruhigende Gerüchte versicherten, daß Napoleon auf die Stadt, besonders aber auf die Universität zürnte. In der That hatten wir Manches zu befürchten. Die Studirenden waren im höchsten Grade aufgeregt, man versicherte, daß einige sehr große Lust hätten, das Recht, nur auf den breiten Steinen gehen zu können, selbst gegen die feindlichen Offiziere zu behaupten, und Universitätslehrer pflegen in corpore nicht sehr fähig zu sein, in bedenklichen und gefahrvollen Zeiten die zweckmäßigsten Polizeiverfügungen zu erlassen. Ich ging mit Schleiermacher zu dem damaligen Prorektor Maaß, ihn zu bitten, eine Versammlung aller oder einiger Mitglieder des Conciliums zusammenzubringen, um die nothwendig zu treffenden Maßregeln zu verabreden. Aber ich hörte mit Erstaunen, daß er eine solche Maßregel als eine gar zu gefährliche betrachtete und meinte: die Feinde würden in einer solchen Versammlung eine Verschwörung erkennen.

Persönlich konnte dieser Mann freilich dem Feinde nicht imponiren; er war mager, kümmerlich gestaltet, hatte keinen Bedienten, und die bei ihm einquartierten Soldaten haben, wie man versichert, ihn gezwungen, ihre Stiefeln zu putzen. Wenige der Professoren wagten sich aus ihrer Wohnung, wenige besprachen sich mit einander in kurzen, angstvollen Augenblicken, während sich die Studirenden in größeren und kleineren Haufen, nicht selten lärmend, auf der Straße herumtrieben.

Napoleon kam. Er bezog die Wohnung des Professor Meckel, eines der angesehensten Häuser der Stadt, auf einem Platz (dem großen Berlin). Die Garde, in Parade aufgestellt, machte einen imponirenden Eindruck. Napoleon ritt an den Gliedern vorüber, und hielt, wie man versicherte, eine belobende Anrede an diese, seine geschätzten Truppen. Daß er gegen die Preußen besonders erbittert war, wußten wir. Halle war die erste preußische Stadt, die er besetzte, und während seine Truppen die fliehende Armee verfolgten, beschloß er, hier einige Tage auszuruhen. Ich war mit meiner Familie noch in der Schleiermacherschen Wohnung. Dort war ein Beamter des kaiserlichen Kriegsbureaus ein-

quartiert, der natürlich die besten Stuben einnahm, so daß Schleiermacher mit seiner Schwester und seinem Freunde Gaß, so wie ich mit Frau und Kind, uns schlecht genug behelfen mußten. Keiner zog sich in dieser Zeit aus, Keiner hatte in der Nacht ein bequemes Lager, nur erschöpft und ermüdet schliefen wir wenige Stunden. Der Einquartierte, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist, war höflich, ja verbindlich. Er versuchte es oft, ein Gespräch mit uns anzuknüpfen, und zwar ein in mancher Rücksicht bedenkliches; ja, da wir uns immer vorsichtig und zurückhaltend äußerten, wagte er es, Schleiermacher aufzufordern, einen Brief aufzusetzen, dessen Inhalt ein Angriff auf den preußischen Hof und die Regierung, und die Hoffnung, welche die Einwohner auf die heilbringende Herrschaft des Kaisers gründeten, sein sollte. Daß ein Mann von Schleiermachers allgemein bekannter starker Gesinnung genöthigt war, eine solche Zumuthung mit Entrüstung abzuweisen, entsetzte mich. Doch ist es begreifllich, daß wir nicht ohne Sorgen waren. Der Beamte blieb aber höflich wie bisher. Einst sprach er unbefangen von dem grenzenlosen Ehrgeize des Kaisers. Es wäre, meinte er, seine Absicht, das

römische Kaiserthum des Mittelalters, welches ja ursprünglich von Frankreich ausgegangen war, wieder zu begründen; wäre dieses ihm gelungen, dann würde er in einem langen Frieden das Glück der von ihm besiegten Völker befördern und pflegen. Die anerkannte Cultur der großen Nation würde alle Völker des Continents vereinigen, und es gäbe davon keine Gewalt mehr, die ihn bedrohen und den beglückenden Frieden stören könnte. Eine grenzenlose Erbitterung, ein, leider in diesem Augenblick hoffnungsloser Haß drohte fast laut zu werden, indem wir von einem deutschen Manne in deutscher Rede eine so verruchte Sprache hörten. Wir verließen das Haus nicht, wir vermieden es, so viel wir konnten, die verhaßten Feinde zu sehen. Napoleon blieb, irre ich nicht, drei Tage in Halle. Am zweiten Tage ritt er in glänzender Begleitung der Marschälle und Generale durch die Straße, in welcher wir wohnten. Der einquartierte Beamte forderte uns auf, den Zug zu betrachten. Schleiermacher und ich schlugen es aus, und nur nach wiederholten Bitten warfen wir einen flüchtigen Blick auf die Straße. Dieser war nicht hinreichend, um die Personen zu unterscheiden. Ich sah nur die etwas phan-

tastische Kleidung Murat's. Napoleon habe ich nie gesehen. Der Beamte zeigte uns alle Personen, und schien unsere tiefe Verehrung und Bewunderung vorauszusetzen. Am zweiten Tage des Aufenthaltes des Kaisers in dieser Stadt, stürzte ein Studirender in grenzenloser Angst in unsere Wohnung. Zum erstenMal in meinem Leben sah ich wirklich, wie der verzweiflungsvolle Schreck die Haare in die Höhe richtete. Die Stimmung, die unter uns herrschte, konnte solch einen Schreck selbst in der drohendsten Gefahr nicht aufkommen lassen. Je mehr alle äußere Aussicht und Hülfe verschwand, je drohender die Verhältnisse um uns herum wurden, desto mehr stärkte sich, aller äußern Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, die innere Zuversicht, die feste Ueberzeugung, daß das Heilige und Große, wie es in Deutschland keimte, die göttliche Macht, die in der Geschichte waltete, ein so herrliches Gut sein mußte, daß der rohe Fußtritt siegreicher Heere es nie vernichten konnte. In diesem Sinne wagte ich es auszusprechen, was von diesem Augenblick an auch das leitende Prinzip meiner ganzen Gesinnung wurde, so lange die Franzosen das Land besetzt hielten. Die Schlacht von Jena, behauptete ich, eben

in diesen Tagen der Hoffnungslosigkeit, wäre der erste Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde stehende Schwäche vernichtet, und von jetzt an in allen Preußen die innere großartige Erbitterung hervorgerufen, die sich endlich bewaffnen und siegen mußte. Die Gewißheit, daß ich seinen Sturz erleben würde, verließ mich nie.

Unter so allgemein drohenden Verhältnissen zeigen die Frauen nicht selten einen entschiedenen Muth, und obgleich der Zustand, in welchem der junge Mann erschien, eine furchtbare Nachricht erwarten ließ, war meine Frau doch über diese den Mann entstellende Angst empört. „Pfui," rief sie aus, „so darf ein muthiger deutscher Jüngling am wenigsten in einer Zeit, wie diese, erscheinen." Nur mit Mühe gelang es ihm, uns das zu berichten, was ihn so sehr in Schrecken gesetzt hatte.

Eine Deputation der Professoren, so viel ich mich erinnere, aus dem Prorektor Niemeyer und Schmalz bestehend, hatte bei dem Kaiser um Audienz nachgesucht, und sie erhalten. — Sie hatten den Professor Froriep, als denjenigen, der sich am gewandtesten in der französischen Sprache ausdrücken konnte, mitge-

nommen. Während die Deputirten bei Napoleon waren, hatten sich eine Anzahl Studirende auf dem Platz versammelt, und als jene hervortraten, hatte Schmalz eine Anrede an die Studirenden gehalten, auf welche ein lauter Ausruf der letzteren erfolgte; es blieb ungewiß, ob es die Absicht war, Beifall oder Unzufriedenheit zu äußern. Während Napoleon mit seiner glänzenden Umgebung in der Stadt herumritt, hatten die Studirenden sich unbefangen zugedrängt, ohne ihn zu begrüßen. Das ungenirte Wesen deutscher Burschen, die es nicht gelernt hatten, einem siegreichen Feinde demüthig und knechtisch eine erheuchelte Ehrfurcht zu bezeigen, mußte ihm unangenehm sein, ja bedenklich erscheinen. Ein Studirender, den er angesprochen, hatte ihn, gewiß mehr aus Verlegenheit als aus Geringschätzung, Monsieur genannt.

Nun sollte Napoleon sich auch geäußert haben über die feindliche Stimmung, die auf der Universität schon vor seiner Ankunft geherrscht habe. Er wollte wissen, daß mehrere Studirende sich gegen ihn bewaffnet hätten. In der That fand aber eine solche Gesinnung unter den Studirenden, die später eine so große und mächtige Bedeutung erhielt, noch gar nicht

statt. Zwei adelige Jünglinge, die wahrscheinlich zwischen dem Entschluß Militairdienst zu nehmen oder fortzustudiren, schwankten, waren der Armee gefolgt. Napoleon aber mochte glauben, daß die auf der Universität vereinigte Menge deutscher Jünglinge aus den besten Familien, eine, wenn auch nicht gefährliche, doch beschwerliche Aufregung im Rücken seines Heeres veranlassen könnte. Unbekannt mit der Einrichtung der deutschen Universitäten, meinte er, daß die Studirenden in sogenannten Collegien unter Aufsicht zusammenlebten, und zürnte, daß man sie hier nicht in diese eingesperrt habe. Jetzt hob er nun die Universität auf, und forderte, daß die Studirenden sämmtlich Halle verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren sollten. Daß viele Studirende dadurch in die größte Noth geriethen, war natürlich; aber eine Furcht ergriff mehrere mit Entsetzen, und besonders schien der unglückliche junge Mensch von dieser durchdrungen zu sein. Man glaubte nämlich, daß die französischen Krieger, wenn die Studirenden zur Stadt herausgetrieben wären, die auf den Landstraßen waffenlos Herumirrenden ermorden würden.

Das große Haus, welches Schleiermacher bewohnte,

war stark mit Einquartierung belegt. Gegen Morgen, während eines unruhigen Schlafes, vernahmen wir eine Bewegung im Hause, ein unruhiges Auf- und Niederlaufen auf den Treppen, ein lautes Gerede im Hofe, die Tritte der Pferde in dem Stalle. Als wir erwachten, war die Stadt leer. Die Truppen hatten sich entfernt, die Studirenden wurden noch im Verlaufe des Tages aus der Stadt getrieben. Wir, die Lehrer, blieben in der wüsten, öden Stadt zurück: unser Amt, unsere Thätigkeit war vernichtet, unsere zukünftige Stellung noch unbestimmt. Wenige ältere Studirende wagten es noch in der Stadt zu bleiben. Zu diesen gehörten: Herr v. Varnhagen, v. Marwitz, der Bremer Müller und wenige Andere.

In der Stadt war nun Alles äußerlich ruhig. Das Concilium der Professoren versammelte sich, und wir erfuhren jetzt, daß die Fonds der Universität in Beschlag genommen waren. Aus Dessau war ein Schreiben von Berthier eingegangen, in welchem er uns die Ungnade des Kaisers bekannt machte. Die Gelehrten, hieß es, sollten sich um die Politik nicht bekümmern, sie wären nur dazu da, die Wissenschaften zu cultiviren und auszubreiten; die Halleschen

Professoren hätten ihre Stellung verkannt, deshalb habe der Kaiser den Entschluß gefaßt, die Universität aufzuheben. Das ganze Corps der Universitätslehrer war nun außer Thätigkeit gesetzt und die Meisten mit ihren Familien dem Mangel und der Armuth preisgegeben. Daß unter solchen Umständen fast alle von Entsetzen ergriffen waren, und daß die berathende Versammlung völlig rathlos zusammensaß, war begreiflich. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein so ansehnlicher Verein von deutschen Gelehrten, unter Verhältnissen, wie diese, zwar der Gewalt weichen, aber auch sich würdig betragen müsse. Es kamen freilich nur vereinzelte Vorschläge zum Vorschein, die eine knechtische Gesinnung verriethen. Wir sollten, ward gesagt, uns über unsere Gesinnung rechtfertigen, wir sollten Napoleon zu überzeugen suchen, daß wir niemals eine feindselige Gesinnung gegen ihn geäußert hätten. Eine solche Versicherung von meiner Seite wäre eine Lüge gewesen. Wie unsere Gesinnung gegen den Feind vor der Besetzung der Stadt gewesen war, behauptete ich, ging den Feind nichts an; er habe über diese Gesinnung keine Rechenschaft zu fordern, wir keine abzulegen. Daß wir aber, seit wir

in feindlicher Gewalt waren, Alles, was in unserer Macht stand, gethan hatten, um von Seiten der Studirenden Ruhe und geduldige Unterwerfung unter die siegende Gewalt zu veranlassen und daher keine Vorwürfe von Seiten der Sieger verdienten, durften wir freilich mit Wahrheit bekennen.

Besonders empörte mich ein Vorschlag, um so mehr, da er meine Familie betraf. Einige höhere französische Offiziere hatten sich nach Reichardt erkundigt, und seine Flucht erfahren. Daß man nun persönlich diesen höhern französischen Militairpersonen darzuthun suchte, wie Reichardt gar nicht mit der Universität in Berührung stehe, fand ich freilich sehr natürlich, und mußte es billigen: aber daß der Senat der Universität, ohne darum gefragt zu sein, seine Stellung berührte, und den Verdacht, als wenn seine verhaßte Schrift ein Ausdruck der Gesinnung der Universität wäre, zu widerlegen suchte, fand ich völlig unwürdig. Wie nun das Schreiben an Berthier lautete, weiß ich freilich nicht, es war den furchtsamsten Gleichgesinnten zu leicht, ein völlig unterwürfiges Schreiben zu entwerfen und abzusenden. In einigen Zeitungen erschienen Berichte über unsere Beschlüsse, die für mich

höchst kränkend waren; sie öffentlich zu widerlegen, wäre freilich eine tadelnswerthe Tollkühnheit gewesen, daß aber eine jede, selbst die unwürdigste Demüthigung fruchtlos, daß der einmal gefaßte kaiserliche Entschluß unabänderlich sein würde, war vorauszusehen.

Schleiermachers wie meine Lage war nun freilich bedenklich genug. Unser Gehalt war mit dem ersten November fällig, und das von vergangenen Monaten völlig aufgezehrt. Die Vorlesungen aber, die eben anfangen sollten, hatten ein bedeutendes Honorar schon jetzt in unsere Hände gebracht. Ich hatte in meinem Besitz über 80 Louisd'or. Daß ich, nach meiner Gesinnung, und da ich die Auszahlung des Gehalts erwartete, an keine Geldverlegenheit dachte, ist begreiflich. Nun aber meldeten sich alle meine Zuhörer und ich mußte mich glücklich schätzen, daß ich die Summe nicht angerührt hatte, und einen Jeden zufrieden stellen konnte. Ich behielt etwa 10 Rthlr. übrig, und Schleiermacher auch nicht mehr. Durch Freunde aus der Ferne irgend Etwas zu erhalten, war vors Erste unmöglich. Die französischen Heere hatten sich gegen Osten und Norden immer weiter verbreitet, der Krieg schnitt uns von Verwandten und Freunden völlig ab.

Wir entschlossen uns nun, die kleine Summe, über die wir zu gebieten hatten, vereint zu benutzen, und eine gemeinschaftliche Wirthschaft zu führen. Schleiermacher bezog meine kleine beschränkte Wohnung. Meine Frau mit ihrem Kinde und Schleiermachers Schwester bewohnten eine kleine enge Kammer, die an eine größere Stube grenzte; ebenso schlief ich mit meinem Freunde in einer ähnlichen Kammer, und ein Jeder verfolgte seine Studien und Arbeiten in einer gemeinschaftlichen Stube. In einer Ecke meines Studirzimmers hat Schleiermacher seine Schrift über den ersten Brief Pauli an Timotheus ausgearbeitet. Wir lebten in der größten Dürftigkeit, sahen wenige Menschen, verließen fast nie das Haus, und als das Geld ausging, verkaufte ich mein Silberzeug.

Obgleich wir nun so höchst kümmerlich lebten, so war unsere Stimmung keineswegs niedergedrückt. Es war die feste Ueberzeugung, daß von jetzt an das Schicksal des Landes in der unveränderlichen und festgehaltenen Gesinnung eines jeden Bürgers liege, die uns erhob und stärkte, und wir konnten trotz unserer Armuth, wie gewöhnlich, die Freunde und Jünglinge, die den Muth hatten, die Stadt nicht zu verlassen,

den Abend an unserem Theetisch versammeln. Wir hatten kurz vorher uns mit Thee und Zucker auf eine lange Zeit versorgt; von Reichardts Verleger in Hamburg lief eine Sendung von Rum ein, die ich in unserm Feldlager für gute Beute erklärte. Hier erschienen: Harscher, Müller, v. Marwitz, v. Varnhagen und Freund Blanc, Prediger bei der französischen Gemeinde in Halle. Letzterer hatte sich eng an Schleiermacher und mich angeschlossen, hatte unsere Vorträge besucht und war sowohl durch Geist, wie durch Gesinnung einer meiner genauesten Freunde geworden. Seine gründlichen und ausgezeichneten Kenntnisse, sowohl der älteren als modernen Literatur, sind hinlänglich bekannt, und das unbegrenzte Zutrauen, welches wir zu einander hatten, kam ihm, wie der Leser weiter erfahren wird, nur zu theuer zu stehen.

Gewiß, diese Abende sind uns allen unvergeßlich. Zwar beschäftigte uns die gefährliche und unglückliche Gegenwart und in den ersten Wochen unsichere und schwankende Gerüchte von den schauderhaften Ereignissen, auf eine betrübende Weise. Der schnelle, uns allen unglaubliche Verlust von Magdeburg, entsetzte uns. Die Equipagen der Generale W. und R. kamen

an; eine Menge Offiziere, aus der Gefangenschaft entlassen, kehrten nach ihrem Wohnsitz Halle zurück. Vor meinem Hause war auf dem großen Platz sonst die Wachtparade; jetzt, seitdem die Stadt ruhig war, versammelten sich auf ihm zu der gewöhnlichen Stunde der Wachtparade, diese Offiziere. Wie Gespenster, deren Seelen nach dem Tode an einem verlorenen Schatze hängen, den sie dort nicht mehr genießen können, erschienen mir diese unglücklichen Gestalten. Welche furchtbare Erinnerungen knüpften sich an diese Erscheinung!

Zwischen durch vernahmen wir ergötzliches Gerede von dem übertrieben furchtsamen Benehmen einiger Collegen. Man beurtheilt solche Fälle gewöhnlich zu hart; wenn friedliche Menschen plötzlich waffenlos in die Hände übermächtiger Feinde gerathen, bilden sich die Vorstellungen von den möglichen Gefahren grenzenlos aus. Ich hatte, bei einer keinesweges gleichgültigen Gelegenheit, ein auffallendes Beispiel von dieser Furchtsamkeit erlebt. Die den fliehenden preußischen Truppen abgenommenen Pulverkarren wurden ein paar Tage hindurch auf dem Paradeplatz vor meinem Hause aufgestellt; mehrere Pulvertonnen waren

mehr oder weniger beschädigt, und Pulverkörner waren auf dem Platze umher gestreut. Eine Hallesche Bürgerwache sollte die Annäherung an die gefährliche Stelle verhüten. Der unbeschreibliche Leichtsinn, der sich bei solchen Gelegenheiten bei den Franzosen äußert, ist allgemein bekannt. Ich sah Soldaten, die in Stiefeln mit eisernen Nägeln versehen, so hart auftraten, daß man im Dunkeln die Funken entdeckte. So gingen sie zwischen den Pulverkarren, nicht selten zugleich Taback rauchend. Man kann sich meinen Schreck denken; denn die Bürgerwache, obgleich sie sich entsetzen mochte, wagte keinen Franzosen zurückzuweisen. Ich suchte den Männern begreiflich zu machen, daß sie ja nicht wegen der Einwohner von Halle daständen, von diesen dürfte man voraussetzen, daß sie selbst besonnen genug wären, sich in der Ferne zu halten. Erst nachdem ich den Versuch machte, die feindlichen Soldaten zurückzuweisen, als sie entdeckten, daß diese der Abmahnung ohne Widerstreben Folge leisteten, entschlossen sie sich, meinem Beispiele zu folgen.

Schleiermacher und ich glaubten wohl zu thun, wenn wir uns mit Pässen versähen; es wäre möglich, dachten wir, daß Verhältnisse unsere Entfernung wün=

schenswerth machten, und daß sich eine günstige Gelegenheit dazu darbieten könnte. Ich ging auf das Rathhaus, und forderte einen Paß, der hier ausgestellt und von einem General-Intendanten unterzeichnet werden sollte. Der Beamte empfing mich, da ich ihm bekannt war, höflich. In dem französischen Formular wird die Größe des Paßinhabers angegeben, wie auch sonst gewöhnlich. Die Furcht des Beamten war aber so groß, daß er von mir forderte: ich solle mich, wie ein Rekrut, unter das Maaß stellen; und in der Personal-Beschreibung ward ich als ein Mann bezeichnet: mit einem gewöhnlichen Gesicht, mit einer unbedeutenden Nase und als nicht unverdächtig.

Das Schrecken der Einwohner ward noch vergrößert, als man erfuhr, daß der reiche Major v. Heide, der wohlhabende Senator Keferstein und der Professor Niemeyer als Geisel nach Frankreich geführt wurden. Man traf allerlei Anstalten, um sich von der Gesinnung der Einwohner zu überzeugen. Die Offiziere, wenn sie sich einige Tage in Halle aufhalten mußten, langweilten sich und veranstalteten Bälle. Die Damen wurden eingeladen, aber diese Einladung sah einer Requisition nicht unähnlich. Wie ich gehört habe,

erschienen mehrere. Auch an uns kam der Umlauf und wir schrieben einfach darunter, daß unsere Damen nicht erscheinen würden. Es gab Freunde, welche uns darüber Vorwürfe machten; viele Frauen nahmen, wie unsere, keinen Theil an den Bällen, aber sie ersannen irgend eine Entschuldigung. Nichts aber glich der entsetzlichen Erbitterung, die uns alle durchdrang, als wir jene Briefe, angeblich preußischer Bürger, welche in den Zeitungen erschienen, lasen. Reil, dessen großartige und kühne Gesinnung sich offen und entschieden aussprach, besuchte mich öfters, nicht bloß als Arzt. Einst trat er blaß, zitternd vor Wuth zu uns herein. Der berüchtigte Angriff auf die Königliche Familie war erschienen. Ich kann es nicht leugnen, die gewaltsame geschichtliche Bedeutung Napoleons, die früher mich zu ihm hingezogen hatte, als er aus Aegypten zurückkehrend, die Revolution überwältigte und Ordnung und Gesetz in Frankreich einführte, hatte Spuren der Hochachtung zurück gelassen. Ich haßte, aber bewunderte ihn zugleich; ja, daß eine so großartig mächtige Persönlichkeit bestimmt war, unser schimmerndes nationales Bewußtsein neu zu beleben, schien mir hoffnungsvoll und bedeutend. Von jetzt an, als

ich die gemeine Gesinnung entdeckte, ward er mir inmitten seiner geschichtlichen Größe verächtlich. Daß die große Entwickelung des Geschlechts in ihrem Fortgange eine solche innerlich verpestete Gesinnung vernichten mußte, schien mir gewiß. Die mir eigene sanguinische Hoffnung verlor sich nie. Ich erlebe, behauptete ich unbefangen, Napoleons Sturz und Deutschlands Befreiung. Besonnene Männer, die mich so sprechen hörten, lächelten, und glaubten wohl, daß ich nicht so klar wie sie, das absolut Trostlose der in der Gegenwart vorliegenden Verhältnisse durchschaue. Und doch lag die absolute Hülflosigkeit aller europäischen Staaten des Continents, Frankreich gegenüber, einem jeden Menschen so nahe, daß wenig Scharfsinn dazu gehörte, sie zu entdecken.

Man darf aber nicht glauben, daß unsere wissenschaftlichen Studien ruheten. Unsere Unterhaltungen waren meist speculativer Art. Blanc und Marwitz regten sie vorzüglich an; wir erlebten nicht selten Abende, an welchen des Landes und unsere eigene Noth ganz verschwunden schien, und wie mein Verhältniß in dieser Zeit zu Schleiermacher werden mußte, kann man sich leicht denken. Endlich wurde die Ver-

bindung mit Berlin einerseits und mit Kopenhagen andererseits eröffnet. Summen von Verlegern und Freunden liefen ein, und der nächsten Noth war abgeholfen. Jetzt wurden nun die Schritte, die wir zu thun hatten, reiflich erwogen. Wir hatten für die nächste Nahrung zu sorgen und für eine wissenschaftliche Beschäftigung. Schleiermacher beschloß, mit großer Entsagung noch einige Zeit in Halle zu verweilen, weil er hier in entschiedener Einsamkeit und mit geringeren Kosten einige schriftstellerische Arbeiten vollenden konnte. Für mich erschloß sich aber eine andere Aussicht, die ich glaubte, nicht ganz aufgeben zu dürfen. Meine dänischen Freunde waren um mich im höchsten Grade besorgt. Mein Jugendfreund Mynster bewies es auf eine thätige Weise. Mein jüngster Bruder war mit den Truppen, die der Prinz-Regent zur Behauptung einer bewaffneten Neutralität versammelt hatte, in Kiel. Ueber meine Lage entsetzt, eilte er zum Regenten, und der wohlwollende Herr, obgleich mit meiner Thätigkeit, wie sie früher in Dänemark stattgefunden hatte, keineswegs zufrieden, ohne allen Zweifel ebenfalls von Theilnahme an meinem Schicksal bewegt, antwortete kurz, aber gütig: „Lassen Sie ihn

kommen, es ist ein guter Kopf, wir können ihn wohl brauchen." Erst nachdem mein Bruder den Kronprinzen gesprochen hatte, wandte er sich an Schimmelmann. Auch der Regent hatte meinetwegen an ihn geschrieben, und ich erhielt kurz nach einander, zuerst von meinem Bruder und dann von dem Grafen, Nachricht.

Dieser Schritt meines Bruders, die Antwort des Prinz-Regenten, das Schreiben des Grafen Schimmelmann versetzten mich in eine große Unruhe. Die Theilnahme an Preußen, die mit jeder traurigen Nachricht, die wir erhielten, inniger und wärmer ward, hatte mich bis jetzt weniger an die eigene Noth denken lassen, die ich ohnehin mit allen meinen Collegen theilte. Nie war ich entschlossener gewesen, mein Schicksal an das Preußens anzuschließen, als eben jetzt. Ich sah mich, wie sich von selbst versteht, noch immer als einen preußischen Beamten an; ich konnte dem verhaßten Feinde das Recht nicht zugestehen, die Universität aufzuheben, die Professoren zu entlassen. Die Universitätslehrer hatten die Verpflichtung, sich jetzt mehr als je dem Feinde gegenüber als preußische Beamte zu behaupten, wenn sie auch durch die Ge-

waltthat des Feindes mit ihren Familien in eine noch so bedenkliche Lage versetzt waren: dann aber war es mir nur zu klar, daß ich auf eine unbestimmte Zeit alle Subsistenzmittel verloren hatte; nur zu wahrscheinlich, daß der siegreiche Feind die Provinzen diesseits der Elbe niemals zurückgeben werde; ungewiß, ob der König von Preußen, wenn der unglückliche Krieg beendet war, die Universität von Halle mit dem sämmtlichen Personal derselben nach geschlossenem Frieden anderswohin verlegen würde. Ich war erst seit ein paar Jahren preußischer Unterthan; es war nicht wahrscheinlich, daß man selbst dann bei einer abermaligen Berufung mich den älteren Unterthanen vorziehen würde; und mir war es nicht unbekannt, daß ich, besonders unter den Naturforschern, viele einflußreiche Gegner hatte. Aber was ich in Deutschland suchte, was mich von meinem Vaterlande trennte, hatte für mich einen großen, tiefen, ja oft religiösen Werth: und jetzt, da der Kampf ernsthaft ward, sollte ich den Kampfplatz in dem bedenklichsten Augenblicke verlassen? dieses schien mir auf jeden Fall unwürdig. Indem ich nun aber mit Schleiermacher alle Verhältnisse genau erwog, sah ich ein, daß ich

die Aussicht zur Thätigkeit in meinem Vaterlande, die vor mir lag, nicht unbedingt abweisen durfte. Ich hoffte, daß es mir gelingen würde, den Prinz-Regenten dafür zu stimmen, mich so lange in dem Dienste meines Königs bleiben zu lassen, bis er mich aus diesem, ohne eine Veranlassung von meiner Seite, etwa zu entlassen, sich entschließen würde. In diesem Sinne schrieb ich an den Minister v. Massow. Ich erklärte, daß ich mich noch immer als Professor bei der durch die Gewaltthat des Feindes zersprengten Universität betrachte: stellte ihm aber vor, daß mir in Halle alle Mittel, meine Familie zu ernähren, fehlten, und ersuchte ihn, mir einen Urlaub zu ertheilen, um nach meinem Vaterlande zurückzureisen. Diesen erhielt ich.

Emigration.

Nach Weihnachten trennte ich mich nun unter so drohenden Verhältnissen von meinem Freunde Schleiermacher. Die Jahreszeit war ungewöhnlich milde, Frau und Kind gesund. Unterwegs wurden wir, was mich nicht wenig rührte, mit inniger Theilnahme als Fliehende betrachtet. Wir reisten über Hildesheim, wo ich einige Tage bei meinem Schwager Steltzer, der dort

Criminalrath war, verweilte, und über Hannover nach Haarburg.

Als wir des Morgens früh mit einem sogenannten Ever nach Hamburg übersetzen wollten, erfuhren wir, daß die Elbe so hoch gestiegen war, wie man sich seit langer Zeit nicht erinnerte, daß zugleich ein westlicher Sturm das Meerwasser in die Elbe hineinwälzte, das Steigen des Wassers vergrößerte und es, indem ein großer Theil der Inseln völlig überschwemmt war, in eine unruhige, ja gefährliche Bewegung setzte. Der Wirth rieth uns, die Ueberfahrt bis zum Sinken des Wassers auszusetzen: ich aber ließ den Ever-Schiffer kommen, der mich versicherte, daß die Ueberfahrt unbedenklich wäre. Wir schifften uns ein, und das durch eine lange Erdzunge von dem Fluß abgeschnittene Binnenwasser bei Haarburg war so ruhig, daß ich mich schon freute, den Entschluß zur Abreise gefaßt zu haben. Doch kaum waren wir aus diesem stillen Wasser heraus, als ich plötzlich mit Entsetzen die Gefahr wahrnahm, der wir uns unbesonnen ausgesetzt hatten. Die Ever sind für solche drohende Gefahren höchst ungeschickt gebaut; das eine riesenhafte Segel läßt sich nur mühsam behandeln und richten.

Je länger die Fahrt dauerte, desto bedenklicher wurden selbst die Bootsleute. Oft segelten wir über ganz mit Wasser bedeckte Inseln zwischen Bäumen, wir stürzten aus einer Brandung in die andere, das Boot drohte jeden Augenblick umzuschlagen, und ich, obgleich mir in meiner Jugend die Handhabung der Segel auf einem Schiff nicht unbekannt war, konnte doch hier, wo die Arbeit mir völlig fremd war und die größte körperliche Anstrengung erfordert wurde, mich nur leidend verhalten. Meine Frau war voll Entsetzen, das einjährige Kind hatte zwar ein weiches Lager und war von einem großen Mantel umhüllt, schrie aber unaufhörlich. Die Kinderfrau rang die Hände und ein Weib, welche alle Tage nach Hamburg überzusetzen pflegte, und obgleich mit der Gefahr vertraut, doch selbst sehr besorgt war, suchte auf eine rührende Weise meine Frau zu trösten. Das fortdauernd hereinstürzende Wasser hatte uns alle bis auf die Haut durchnäßt; der Mantel bot gegen diese Wasserströme dem Kinde keinen Schutz. Die Ueberfahrt, die unter günstigen Umständen kaum eine Stunde erfordert, dauerte jetzt über vier Stunden. Oft waren wir Hamburg und Altona ganz nahe, wurden aber

wieder zurückgeworfen. Endlich drängte der Ever sich zwischen die Schiffe, die selbst in gefährlicher Bewegung waren; und in der That konnten wir erst, als wir alle das Boot verlassen hatten, und die Stufen zum Baumhause hinaufstiegen, sagen, daß wir der Gefahr entronnen waren. Hier nun ward für Erquickung und trockene Kleidung gesorgt, und ich eilte zur Großmutter meiner Frau, naß, wie ich war, denn sie erwartete uns, und ich konnte mir ihre Angst denken. Sie erschrak heftig, als sie mich allein sah, sie und die bei ihr lebende Tochter hatten sich bis jetzo damit getröstet, daß wir Haarburg nicht verlassen haben würden; daß wir dort angekommen waren, wußten sie, und von Hamburg aus, wo die ganze Elbe offen vorlag, war das Gefährliche der Ueberfahrt augenscheinlich.

Ich mußte mich länger in Hamburg aufhalten, als ich wünschte; die Correspondenz mit dem Grafen Schimmelmann und mit meinem Bruder entwickelte meine zukünftigen Verhältnisse, wie sie in Dänemark sich gestalten würden. Es kam darauf an, meine ganze Stellung so einzurichten, daß ich nur von dem wohlwollenden Minister abhing. Der Graf hatte schon

öfter ein Auskunftsmittel gefunden, welches bei dem ersten Anschein auffallen mußte. Ein Oekonomie- und Commerzcollegium war ganz seiner Leitung anvertraut. Männer, deren ausgezeichnete geistige Fähigkeiten in dem kleinen Lande ihnen keine erwünschte Stellung eröffnen konnten, wurden als Assessoren des Collegiums angestellt. So erhielten zwei in Dänemark berühmte Dichter dieses Amt. Der eine ältere Pram, der Verfasser eines großen, sehr geschätzten Heldengedichtes (Staerkodder), ein höchst origineller und geistreicher Mann, und ein wahrhaftes Dichtergenie, v. Schack-Staffeldt, erhielten Stellen in diesem Collegium. Auch mir war ein solches Amt zugedacht. Ich war allerdings auf diese Weise aus den quälenden Verhältnissen herausgerissen, die meine Stellung zum Grafen Rewentlow bei meinem ersten Aufenthalt in Dänemark so höchst unangenehm machten. Indessen mochte es dem Minister Mühe gekostet haben, den Prinz-Regenten von der Zweckmäßigkeit einer solchen Anstellung zu überzeugen.

Ich war am Neujahr nach Hamburg gekommen, und mußte dort bis in den März verweilen. Im Ganzen machte zwar meine Bekanntschaft mit den edel-

sten Familien Hamburgs, wie sie schon früher erwähnt wurde, mir diesen Aufenthalt angenehm, aber das Unentschiedene meiner Stellung quälte mich fortdauernd.

Hier erfuhr ich nun den kühnen Zug des Generals Blücher nach Lübeck. Mit welchem Enthusiasmus ich mich, wie jeder Preuße, an den Glanz seines Namens anschloß, ist begreiflich; mir war sein Name schon ein Lichtpunkt der Zukunft; allenthalben ward dieser mit Bewunderung und Verehrung genannt; denn in Hamburg herrschte eine warme, tiefe, deutsche Gesinnung. —

Aber ich sollte hier eine andere Bekanntschaft machen, die für mein zukünftiges Leben nicht unwichtig war. Martin, der als Auditeur bei einem Regiment in Cassel angestellt gewesen war, suchte mich auf. Er war, als die Franzosen Cassel besetzten, geflohen und hatte eine nicht unbedeutende Regimentskasse gerettet. Diese Summe brachte er dem Kurfürsten, der sich damals bei seinem Bruder, dem Statthalter von Schleswig und Holstein, dem Landgrafen aufhielt. Er hoffte, von seinem Landesherrn freundlich empfangen zu werden. Dieses war aber nicht der Fall, denn es war ihm nicht gelungen, die ganze Summe zu retten. Der Kurfürst nahm keine Rücksicht auf die

Verhältnisse, und die großen Gefahren, die bei seiner Flucht durch ein mit Feinden besetztes Land stattfanden, kamen gar nicht in Betracht. Hessen war bekanntlich ohne Kriegserklärung von Napoleon überrumpelt und in Beschlag genommen worden. Der Landesherr war verjagt, ein jeder Hesse hatte das Recht, die Franzosen als Feinde zu betrachten, und wie die Hannoveraner, so weit ihre Kräfte reichten, als solche zu behandeln. Ich erfuhr nun, daß in der That ein geheimes Bündniß von Hessen und Hannover, von England unterstützt, thätig war, daß man im Stillen Anstalten traf, die in Preußen thätige feindliche Armee soviel wie möglich in dem Rücken zu beunruhigen, und da ich entschlossen war, wie auch meine Verhältnisse in Dänemark sich gestalteten, und bis ich nach dem Frieden ohne mein Zuthun meine Entlassung erhalten würde, preußischer Unterthan zu bleiben, so war mir die Bekanntschaft mit Martin sehr angenehm. Ich beschloß, bei meiner Zurückkunft nach Halle diese Bekanntschaft zu benutzen, und wenn sich, was ich voraussetzte, ein ähnliches Bündniß in den preußischen Ländern diesseits der Elbe bilden sollte, eine Vereinigung beider geheimen Bündnisse zu veranlassen. So

war ich nun in ein höchst bedenkliches Verhältniß verflochten, welches selbst in Hamburg für die Theilnehmer keineswegs gefahrlos war.

Unter den kriegerischen Ereignissen, die in meiner Nähe stattfanden, kann ich nicht umhin, ein seltsames hier zu erwähnen. Bei dem Angriff auf Lübeck waren einige französische Truppen unwissentlich auf das dänische Gebiet gerathen. Ein kleines Gefecht fand statt. Das Ganze beruhte auf einem Mißverständniß, und der vorübergehende Streit war bald geschlichtet. Ein jütländischer Artillerist hatte sich besonders ausgezeichnet. Als die übrigen flohen, blieb er allein zurück. Es war ihm gelungen, einige Gegner zu tödten, und als die Franzosen sich seiner Kanone bemächtigten, fanden sie ihn auf dieser liegend und sie umarmend. Als nun das Mißverständniß gehoben, die friedlichen Verhältnisse wieder eingetreten waren, wurden natürlich die Kanone und der Artillerist wieder ausgeliefert, seine That aber und sein kühnes Benehmen gepriesen. Dieses Ereigniß hatte auf den einfachen beschränkten Menschen einen seltsamen Einfluß. Wahrscheinlich hatte er von der getroffenen friedlichen Uebereinkunft keinen Begriff, und konnte sich nicht vorstellen, daß Menschen,

die sich gestern wechselseitig todtschlugen, heute in freundlichem Verhältniß leben konnten. Franzosen, die auf der Grenze einquartiert waren, besuchten sich völlig sorglos, und wenn die verschiedenen Quartiere durch zwischenliegende dänische Feldwege getrennt waren, durchschritten sie diese unbedenklich. Nun fand man aber einige Tage hintereinander Franzosen auf diesen Feldern durch Flintenschüsse getödtet oder verwundet, und zwar, wie die letzteren aussagten, durch Schüsse aus nahe liegenden Gebüschen. Natürlich wurde die genaueste Untersuchung angestellt, und es fand sich, welche unglückliche Folge die That, die dem Artilleristen so viel Ruhm verschaffte, für ihn selbst hatte. Es war in ihm eine unwiderstehliche Neigung entstanden, Franzosen niederzuschießen, eine Art Jagdlust, die er nicht überwinden konnte. Was man mit dem armen Menschen anfing, erinnere ich mich nicht mehr deutlich, doch ist es mir, als hätte man beschlossen, ihn als einen Wahnsinnigen zu betrachten.

Im Märzmonat verließ ich Hamburg, ließ meine Familie zurück und reiste nach Kiel. Es war mir selt-

sam zu Muthe, als ich nun unter so veränderten Verhältnissen diese Stadt wiedersah. Sie war stark mit Militair besetzt. Der Prinz-Regent bewohnte das Schloß. Die Universität schien unter den tumultuarischen Verhältnissen zurückgedrängt, und die verhängnißvollen Ereignisse, die über dem ganzen europäischen Continent schwebten, die auch mich im Innersten ergriffen und meine ganze äußere Lage zerstört hatten, traten mir nun auch hier drohend entgegen. So sah ich nun meinen alten Wohlthäter Hensler wieder, mit ihm nicht wenige meiner Freunde, mit denen ich die ruhige genußreiche Zeit vor zehn Jahren in Kiel durchlebt hatte. Ich betrat das Haus, das ich früher bewohnt hatte. Der alte Wirth war noch da; die alte Tochter trieb sich wie sonst im Hause herum; die alte Magd erkannte mich wieder; sie schloß mir die Stube auf, dieselben alten Möbel standen an der nämlichen Stelle, und wunderbar ergriffen sah ich, wie die frühere Lage, die mir in der Erinnerung so heiter erschien, unverändert sich erhalten hatte. Und wie weit in meine frühere Jugend reichte diese Erinnerung zurück; denn Rahbek hatte dieselbe Stube bewohnt; Wirth, Tochter und Magd waren schon damals wie

jetzt da, und die Stube hatte, wie die ganze Umgebung, sich seit wenigstens zwanzig Jahren unverändert erhalten. Dorothea, die Magd, war mir sogar durch ein, während meines Kopenhagener Lebens, sehr beliebtes Trinklied, noch ehe ich nach Kiel kam, bekannt geworden. Alle diese Erinnerungen der früheren friedlichen Zeit überwältigten mich. Wie fest schien der Staat begründet! ich verließ mich auf ihn, wie auf die Natur, die mein leibliches Dasein trug und pflegte. Jetzt war, was mir so begründet schien, bedenklich in die großen Ereignisse hineingezogen. Hinter mir lag ein zertrümmertes, zerstörtes Reich, unter dessen Trümmern mein eigenes Dasein begraben war. Zwar schien die Stellung des dänischen Reiches noch nicht bedenklich. Nachdem der Krieg sich nach der dänischen Grenze gewälzt hatte, mußte die Sicherheit derselben gegen zufällige Verletzungen und Unordnungen geschützt erscheinen. Aber die Stellung des dänischen Heeres in Holstein hatte etwas Herausforderndes und eine jede Veränderung konnte Gefahr bringen. Man hatte indessen, wenigstens in meiner Umgebung, keine Ahnung davon. Doch schien die Stimmung der Einwohner mit derjenigen der dänischen Umgebung des Königs

sehr im Widerspruche zu stehen, und mir trat dieser Contrast quälend entgegen. Der Holsteiner war deutsch gesinnt, ihm war der Untergang von Preußen furchtbar, den Dänen wenigstens gleichgültig; ja es äußerte sich unter meinen dänischen Freunden eine Gesinnung, die mich empörte. Friedrich Guldberg, der als dänischer Dichter einen Ruf hatte, war ein Sohn des unter der verwitweten Königin Juliane Maria allvermögenden Ministers. Ich hatte, wie mit den übrigen dänischen Literaten, auch mit ihm in vertrautem Verhältniß gelebt. Er war jetzt in Kiel als Lehrer der Kronprinzessin, und nun ein Ultradäne. Die Franzosen, so schien es ihm, hatten das nördliche Deutschland auf immer erobert; daß das Alles zertrümmernde Joch jemals abgewälzt werden könnte, kam ihm unglaublich vor; Holstein war jetzt eine von Deutschland losgerissene Provinz des dänischen Reiches, und mußte vollständig dänisirt werden; ja er hatte den lächerlichen Einfall, daß man die dänische Sprache in Holstein einführen müßte. So seltsam in eine starre, beschränkte und einseitige Nationalität war er und nur Wenige seiner Freunde hineingerissen, so verblendet, daß er die Macht des deutschen Geistes, die Gewalt

einer urkräftigen Sprache, die Ursprache der ganzen neuern Zeit seit mehr als 1000 Jahren, durch die Herrschaft seines kleinen Vaterlandes und durch die schnell wechselnden Verhältnisse einer vorübergehenden Zeit verdrängen zu können glaubte. Seine Partei war freilich nur sehr schwach, er, der Wortführer derselben, sprach aber laut und unbesonnen. Daß Aeußerungen der Art, die der Deutsche, entfernter von Dänemark, nur belächelt, ja als psychisch krankhafte mitleidig angehört haben würde, in Holstein eine große Erbitterung erregten, war natürlich. Professor Heinrich, ein Schlesier, als Philolog nach Kiel berufen, war seiner äußerst derben Natur wegen bekannt. Er ward der Wortführer der erbitterten Deutschen. Es war leicht, den Ultradänismus in seinem lächerlichen Lichte zu zeigen, und Heinrich schonte seinen Gegner nicht.

Ich kann diesen Streit, der mir damals als Däne und als Deutscher so widerwärtig war, nicht berühren, ohne an das ganz umgekehrte Verhältniß, wie es gegenwärtig sich äußert, zu denken. Von Holstein aus ist die deutsche Sprache immer weiter nach Norden gedrungen und die dänische Sprache ist durch die geschichtlichen Verhältnisse, durch die Concentration der

dänischen Bildung auf den Inseln, durch die innige Verbindung der Jütländer in allen Lebensverhältnissen auf derselben Halbinsel, theils erloschen, theils in einigen Gegenden nur als untergeordnete Volkssprache übrig geblieben. In den letztgenannten war nun das dänische Volk unter einer dänischen Herrschaft in die seltsame Lage versetzt, daß der Gottesdienst, so wie die Gerichtsverhandlungen, in einer Sprache stattfanden, die das Volk nicht versteht. Die Dänen beklagten sich darüber, und dem Könige des Landes ward die Frage vorgelegt, ob die eingedrungenen Prediger, Schullehrer und Beamten dänisch, oder das noch dänische Volk unter dänischer Herrschaft deutsch lernen sollten? Obgleich es zugestanden werden muß, daß die Verbindung dieser Gegenden mit den Herzogthümern, besonders die gemeinschaftliche Administration und Jurisdiction Schwierigkeiten hervorruft: so scheint doch die Forderung, an einen dänischen König gerichtet, eine noch lebende, und wenn auch zurückgedrängte, doch herauszubildende Wurzel der Nationalität zu vernichten, eine völlig ungereimte zu sein, und von Rechts wegen von dem dänischen Volke mit Entschiedenheit abzuweisen. Die scandinavischen Sprachen sind ger-

manische Ursprachen, wie die deutsche, ja die Erinnerung derselben reicht viel weiter zurück als die der deutschen Sprache. Was die Indier und Aegypter den Griechen, das ist Scandinavien den Deutschen; die mythische Urzeit der alten Gothen lebt noch im hohen Norden, bildet noch den frischen Kern einer eigenthümlichen scandinavischen Dichtkunst. Es ist ein Unglück für Deutschland, daß diese reiche mythologische Welt verschwunden, und nur dürftig ersetzt ist durch eine römische Ueberlieferung, deren prosaisch-doctrinäre und sittlich belehrende Absicht nur zu klar vorliegt. Die Zeit nähert sich, in welcher der tiefforschende Deutsche die wunderbar reiche Urzeit seines eigenen Volkes, den Schatz seiner tiefsten Vergangenheit, in den scandinavischen Sprachen bewahrt, entdecken wird; es wird ihm eine bedeutende geistige Aufgabe sein, im hohen Norden seine Urheimath zu erkennen, und er wird die Gegend, in welcher die Sprache die Urklänge seines eigenen Daseins bewahrt, ehren und schätzen, keinesweges verdrängen wollen. Die Dänen haben in jenen Grenzprovinzen nicht bloß ein äußeres, mit den geschichtlichen Veränderungen wechselndes Recht zu verfechten, vielmehr ein geistiges, dessen Angriff

zugleich den innersten Kern des nationalen Daseins verletzend trifft.

Ich kann nicht umhin, hier an ein Ereigniß zu erinnern, welches mich tief bewegte. Man weiß, wie geschichtlich bedeutend mir von meiner frühesten Kindheit an die Familie Bernstorf erschien. Meine Verehrung war mit einer innigen Zuneigung verbunden. Der Graf Christian Bernstorf war als Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Prinz-Regenten in Kiel. Seine Nichte und Frau, jung und liebenswürdig, war zugleich eine auffallende Schönheit. Das erste Wochenbett warf sie in eine tödtliche Krankheit. Die zu Rathe gezogenen Aerzte hatten alle Hoffnung aufgegeben. Ein gewisses Vorurtheil, wohl zum Theil durch die Collegen veranlaßt, herrschte gegen einen, als denkender Schriftsteller bekannten Arzt, der nach Kiel berufen ward; es war Brandis. Er wurde erst gerufen, als die Gefahr am höchsten gestiegen. Die Krankheit, von den übrigen Aerzten verkannt, ward von ihm bestimmt angegeben. Es ist, sagte er, ein zurückgedrängtes Scharlachfieber.

Es giebt ein Mittel, aber es ist ein bedenkliches, ohne Anwendung desselben stirbt die Kranke bestimmt; wird es angewandt, dann ist die Rettung möglich, ja wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Er wagte es, der dem Tode nahen Wöchnerin ein kaltes Bad zu verordnen. Der Scharlach trat hervor, und die junge schöne, allgemein geliebte Gräfin war gerettet. Eine solche Kur, in einer kleinen Stadt, unter den Augen des Königlichen Hofes, erschien fast wie ein Wunder, und Brandis ward Leibarzt der Königin, eine Stelle, die er noch bekleidet. Wenn man sich erinnert, wie nahe ich mit meinen Studien der Arzneikunde stand, wie wichtig sie mir war, so wird man einsehen können, wie bedeutend mir eine Heilung erscheinen mußte, die für mich ein hohes nationales, ein rein menschliches und zugleich ein wissenschaftliches Interesse hatte.

Der Tag kam heran, der für meine Audienz bei dem Prinz-Regenten bestimmt war. In dem großen Vorsaal, in welchem ich einige Zeit verweilen mußte, fand ich einige Adjutanten. Durch meine Brüder waren sie mir bekannt. Sie hatten die günstigen Urtheile

des Prinz-Regenten über mich gehört, und kamen mir höchst freundlich entgegen. Herr v. B., der General-Adjutant, erneuerte mit scheinbarer Innigkeit eine frühere Bekanntschaft; Herr v. H. berührte, wie es schien, mit Wohlgefallen entfernte Familien-Verhältnisse. Ich erschien, ehe ich hereintrat, als ein Begünstigter des Prinz-Regenten. Ein höherer Beamter wird entlassen, die Thür eröffnet, ich trete hinein. Es war das erste Mal, daß ich mit dem Prinz-Regenten in persönliche Berührung kam. Er hatte in seiner Person etwas Auffallendes. Er war mager, blaß, Haar und Augenbrauen blendend weiß, dennoch waren die Gesichtszüge die bedeutenden des alten Königsstammes; man erkannte den Herrscher, und gewann den rein menschlich Gesinnten lieb. Ich verneigte mich tief. „Es ist mir lieb," sagte der Prinz-Regent, „daß Sie wieder zu uns kommen; Sie sind ein guter Kopf, wir werden Sie brauchen können: aber Vorlesungen dürfen Sie nicht halten." Weder Graf Schimmelmann noch mein Bruder hatten mich einen solchen Empfang ahnen lassen. „Ich bedaure," antwortete ich darauf, „Ew. Königliche Hoheit, daß ich dann mich als aus meinem Vaterlande, aus dem Dienste ausgeschieden

betrachten muß." Diese erste Anrede erschütterte mich so, daß ich mich ganz vergaß, mich verneigte, und gegen alle Sitte, Miene machte, mich stillschweigend zu entfernen. Da äußerte sich die persönliche Güte des Prinz-Regenten. „Sind Sie so kurz angebunden?" sagte er, „wir können doch mit einander sprechen." Ich blieb stehen. „Ich kann Sie nicht lesen lassen," fuhr er fort, „Sie machen mir meine Unterthanen verrückt." „Königliche Hoheit," erwiederte ich, „mir ist das unglückliche Ereigniß, welches man benutzt hat, um mir in Ihren Augen zu schaden, bekannt." Ich erzählte, was früher von dem unglücklichen jungen Menschen (S.) erwähnt wurde. „Eine jede anstrengende Wissenschaft kann einzelnen geistesschwachen Menschen gefährlich werden," fuhr ich fort; — „wie Viele haben durch das mathematische Studium, durch Bibellesen, den Verstand verloren; ja selbst die vortrefflichen Vorlesungen des Professor Moldenhauer haben so unglücklich auf die Geistesthätigkeit eines jungen Mannes eingewirkt." Dieser hatte einen bedeutenden Einfluß und ich konnte voraussetzen, daß sein Urtheil über mich mir schädlich geworden war. Der Prinz-Regent lachte und schien mich zu verstehen. „Aber, warum

wollen Sie lesen?“ fuhr er fort, „Sie können ja in Ihrer Wissenschaft Schriften ausarbeiten; bei uns ist Preßfreiheit, und wenn Ihre Schriften nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten, so wird Ihnen kein Mensch Hindernisse in den Weg legen.“ Ich suchte ihm nun darzuthun, wie ich mir das Talent, mündliche Vorträge zu halten, und dadurch die Jugend zu gewinnen, ganz vorzüglich zutraute; wie eben der lebhafte Beifall, den ich in Kopenhagen, wie später in Halle, gewonnen hatte, mir die Verpflichtung auflegte, eine Laufbahn nicht aufzugeben, die ich so glücklich begonnen hatte. Eben die Erfolge, die meine Gegner zu fürchten schienen, waren mir eine Aufforderung, den Wirkungskreis festzuhalten. Zwar glaubte ich eine sonstige amtliche Stellung gewissenhaft übernehmen zu können: aber für eine solche Stellung wären Viele da, ich könnte, um in diese Masse zu treten, die mir verliehene Gabe nicht aufgeben; „und dann,“ fuhr ich fort, indem der Prinz-Regent mich mit großer Geduld und Güte sprechen ließ, „habe ich als Promovirter auf einer einheimischen Universität das Recht erworben, Vorträge zu halten, und erscheine also als ein Bestrafter. Dulde ich, daß

mir dieses Recht genommen wird, so lege ich damit das Geständniß eines Vergehens ab: und ich sollte, was mir als ein Heiliges dünkte, in eine so schiefe Stellung bringen?" Es scheint, als wenn der Prinz-Regent diese Aeußerung mißverstanden hatte, wie spätere Ereignisse beweisen. Auch jetzt schien er verdrießlich.

Der Gang des Gesprächs ist mir nicht vollkommen erinnerlich; aber es schloß auf eine Weise, die mir das höchste Mißfallen des Prinzen zuzog. Er äußerte mit Heftigkeit, daß ich ja gezwungen werden könne, dänische Dienste anzunehmen, weil ich dänische Reisestipendien genossen habe. Ich wagte es nun, und sehe auch jetzt nicht ein, wie ich es hätte umgehen können, den Prinzen daran zu erinnern, daß ich mich, wie meine Pflicht es gebot, eingestellt und ein dänisches Amt angenommen, daß ich nicht heimlich entwichen, sondern in Gnaden entlassen wäre, „und jetzt, Ihre Königliche Hoheit," so schloß ich, „bin ich Königlich Preußischer Professor, habe keine Entlassung, sondern nur Urlaub erhalten, und habe vor meiner Abreise die Erklärung abgegeben, daß ich, selbst wenn in meinem Vaterlande die glänzendsten Aussichten für

mich sich eröffneten, in der gegenwärtigen bedenklichen Lage des Landes, keinesweges meine Dienstverhältnisse verlassen würde.“ Schon im Verlauf des Gesprächs hatte ich früher dasselbe gesagt. Der Prinz-Regent äußerte sich auf eine mich kränkende Weise über die preußische Armee, und fragte mich spöttisch, ob ich etwa, um das Land zu retten, preußischer Soldat werden wolle. Am Schluß des Gespräches war er sehr laut geworden, und entließ mich erzürnt. Als ich die Thür öffnete, um herauszutreten, sah ich, wie die Adjutanten sich eilig entfernten. Sie hatten, das war klar, als das Gespräch lauter ward, gelauscht. Ein jeder trat so weit von mir zurück, wie möglich, keiner grüßte mich, und ich ward auch von diesen Herren sehr ungnädig entlassen.

Ich bin dieses Gesprächs wegen heftig getadelt worden; ich will mich nicht rechtfertigen, indessen darf ich wohl eine Entschuldigung wagen. Man denke sich die Stimmung, in welche ein Mann, der ganz für einen ihm wichtigen und großartigen Zweck lebte, gerathen mußte, wenn er, aller äußern Wahrscheinlichkeit nach, dem Untergange des Volks entgegensah, auf dessen Dasein seine ganze Thätigkeit be-

ruhte. Meine ganze Hoffnung für die Zukunft schloß sich ja nicht an die nächsten sinnlichen Ereignisse, sondern an eine unsichtbare Gewalt, welche die ganze Geschichte beherrschte. Und diese Richtung aller meiner Gedanken mußte meine Gesinnung, indem sie gesteigert wurde, von allen sinnlichen Verhältnissen abwenden. Es war, wenn der Prinz-Regent den Entschluß, mir das Lesen zu verbieten, gegen Graf Schimmelmann geäußert hatte, offenbar von diesem unrecht, mich es nicht wissen zu lassen: und nun war das erste Wort, was ich von dem Prinz-Regenten vernahm, die Aufforderung, einer Thätigkeit, die mir jetzt großartiger und bedeutender als je erschien, für welche ich mein ganzes Dasein zu wagen entschlossen war, auf immer zu entsagen; ich sollte, was für mich eine religiöse Bedeutung erhalten hatte, aufgeben, um eine Stellung anzunehmen, die mir, da ich meinen eigenen Ruf klar zu erkennen glaube, nichtig erscheinen mußte. In eine solche Stimmung versetzt, vernachlässigte ich freilich die Rücksichten, die ich nicht übersehen würde, wenn ich aus gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen herausgetreten, mit einem Regenten gesprochen hätte, den ich verehrte und dem ich huldigte.

Als ich allein war, und über meine Lage nachdachte, entschloß ich mich, nach Kopenhagen zu reisen. Es war der einzige Ort, wo ich hoffen konnte, eine Summe zu erhalten, die mich wenigstens aus der ersten drückenden Verlegenheit herausreißen konnte. Mein jüngster Bruder, dem ich das Gespräch mittheilte, erschrak sehr, und beschloß, mich zu begleiten, um vielleicht durch seine Gegenwart in Kopenhagen mir auf irgend eine Weise nützlich zu sein. Um diese Reise antreten zu können, mußte er bei dem Prinz-Regenten um Urlaub nachsuchen. Dieser wurde ihm unbedingt zugestanden, und der Prinz sagte auf eine etwas spöttische Weise: „Begleiten Sie Ihren Bruder nur; es wäre ja hart, wenn der arme Mann in dieser Jahreszeit allein reisen müßte.“ Wir reisten über Fühnen, wo ich mich einige Tage bei meinem Schwager aufhielt. Man kann sich denken, mit welchem Entsetzen Schwester und Schwager meine Lage betrachteten. Mit der fahrenden Post reisten wir nach Kopenhagen, und angegriffen von der Reise, entschlossen wir uns, in Roeskilde die Post zu verlassen, und den Tag darauf mit Extrapost weiter zu reisen. In dem Gasthofe, in welchem wir hier abstiegen, langten wir gerade zur Zeit des Mit-

tagessens an. Kaum hatten wir eine Stunde bei der Tafel zugebracht, als der Bediente meines ältesten Bruders erschien, und mich aufforderte, schleunig zu ihm zu kommen. Schon während des Essens hatte ich bemerkt, daß die Gäste, die dort versammelt waren, mich betrachteten, und sich zuflüsterten; daß ich der allgemeine Gegenstand einer gespannten Neugierde war. Als wir zum Bruder kamen, fand ich ihn in voller Uniform und mit dem Trauerflor um den Arm.

Mein Bruder erschien zugleich erzürnt und erschrocken. „Wie hast du meine Ankunft erfahren?" fragte ich, da ich wohl merkte, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse. „Du wurdest," antwortete mein Bruder, „schon gestern von der Polizei erwartet." Ein mit der Post angekommenes Schreiben hatte also meine Abreise von Nyborg über den großen Belt angekündigt. Daß ich in Roeskilde die ordinäre Post verlassen hatte, wußte man aber nicht. „Was hast Du gethan?" rief mein Bruder, „der Prinz-Regent ist im höchsten Grade entrüstet. Es ist ein Befehl an die Universität gekommen, Dir unter jeder Bedingung das Lesen zu verbieten, und der Onkel ist eben Rektor." Ich war im höchsten Grade erstaunt. Wie der Prinz hatte

glauben können, daß ich mich, gleichsam ihm zum Trotz, in Kopenhagen hätte aufhalten und dort Vorlesungen halten wollen, war mir völlig unbegreiflich. Ich hatte allerdings in meinem Gespräche mit ihm geäußert, daß ich, in Dänemark angestellt, das Recht hätte, Vorlesungen zu halten, und daß der Verlust dieses Rechtes eine Strafe wäre, die ich nicht verdient zu haben glaubte. Ohne allen Zweifel hatte er aus dieser Aeußerung auf ein trotziges Behaupten eines Rechts, welches, in meiner damaligen Lage und da ich mich als einen Universitätslehrer in fremden Diensten darstellte, völlig unwürdig gewesen wäre, geschlossen. Man kann sich denken, wie unangenehm mir ein Ereigniß war, durch welches ich zum Gegenstande des allgemeinen Gespräches werden mußte. Ich wollte mich einige Tage still und unbemerkt in Kopenhagen aufhalten; ich suchte, in einer bedrängten Lage, mit wenig Hoffnung, eine Unterstützung, die mich retten sollte. Wenn ich an Frau und Kind dachte, schauderte mir vor der Zukunft; ich sah keine Hülfe; die Aussicht einer Anstellung, die mir nur das Nothdürftigste brachte, war verschwunden; und wenn ich etwa als Schriftsteller mich ernähren wollte, war auch in

dieser Richtung eine jede Aussicht abgeschnitten; denn kein Buchhändler nahm ein wissenschaftliches Manuscript an.

Und hier muß ich nun eine Begebenheit erzählen, die mich noch in der Erinnerung rührt und innerlich bewegt, die mich damals überzeugte, daß ich unter dem unmittelbaren Schutze einer höheren Macht stand.

Mein Bruder trat mir mit einem Trauerflor entgegen. Er war eben von dem Begräbniß einer Tante zurückgekehrt. Ich nannte früher einen Bruder meiner Mutter, der als Lieutenant aus dem Militairdienste trat, und eine reiche Witwe heirathete. Professor Bang, immer gütig gegen seine armen Verwandten gesinnt, hatte bei dieser Verheirathung an sie gedacht. Nach einer getroffenen Uebereinkunft sollte, wenn aus der zweiten Ehe keine Kinder entsproßten, ein bedeutender Theil des Vermögens den Geschwistern des Mannes und ihren Erben zukommen. Ich hatte mir aber den Haß dieses Verwandten zugezogen. Unglücklicher Weise äußerte er sich einmal über meinen Vater, mir gegenüber, auf eine so harte und unschickliche Art, daß ich voll Entrüstung ihn zurecht wies, und sein Haus verließ, mit der Erklärung: es nie

wieder zu betreten. Er erzählte nun allenthalben, wie ich ihn beleidigt hätte, und erklärte, daß er mich enterben würde. Dieses Alles geschah, als ich, von meiner Reise nach Kopenhagen zurückgekommen, dort noch unverheirathet lebte. Eine Summe, die nicht einmal 2000 Rthlr. erreichte, und die ich in irgend einer unbestimmten Zukunft erhalten sollte, war mir zu gleichgültig, als daß ich mich über den Verlust grämen sollte. Ich behauptete wohl sogar leichtsinnig, der gute Onkel fürchte sich so sehr vor dem Tode, und werde das einmal entworfene Testament gar nicht anzusehen, noch weniger zu verändern wagen. Er war schon seit ein paar Jahren todt, die Witwe ward an dem Tage meiner Ankunft in Kopenhagen begraben, und die einzige Erbschaft, die ich in meinem Leben zu machen erwarten konnte, war mir wirklich zugefallen. Diese unerwartete Hülfe in einer Lage, die mich fast an den Bettelstab zu bringen drohte, erschütterte mich. Weinend sank ich auf die Knie, und stand getröstet und muthig wieder auf.

Ich war Jahre lang von einer Ansicht beherrscht, die eine ewige Nothwendigkeit alles Daseins annimmt, eine Nothwendigkeit, die zwar in ihrer Urwurzel auf

den Willen einer Intelligenz hindeutet, aber einen Willen, der einmal ausgesprochen, alle Freiheit verliert. Zwar war ein religiöses Gefühl, welches nur bestehen kann, wenn das freie Verhältniß der Liebe zwischen Gott und der ihm zugewandten Persönlichkeit ihre Bedeutung behält, von meiner frühen Kindheit an mir als ein nie ganz verschwundener göttlicher Segen eingepflanzt, nicht ganz verdrängt. Aber es gibt Begebenheiten des Lebens, die den innersten reinsten Kern, der noch nicht ganz versunkenen Persönlichkeit unmittelbar treffen. Sie erhalten die Bedeutung einer Offenbarung, sie treten uns bei der erneuerten Erinnerung als innere mahnende Glanzpunkte eines durch freie göttliche Liebe bestätigten Daseins entgegen. Zufall vermochte ich nicht dieses Zusammentreffen zu nennen, durch welches derselbe Bruder, der mir die höchste Verwirrung und Hülflosigkeit meiner äußeren Lage kund that, nun auch bestimmt war, die Hülfe zu verkündigen, die so unerwartet, so durchaus ohne eigenes Zuthun durch eine mächtige liebende Hand mir zugeführt wurde.

Ich verließ meinen Bruder und eilte zum Professor Bang. Er wollte mich, jetzt natürlich mit mir sehr un-

zufrieden, hart zurechtweisen; da ich aber nun von der ganzen Lage der Sache unterrichtet war, so unterbrach ich ihn. Er meinte nämlich, daß die Universität mir das Königliche Verbot auf eine feierliche Weise bekannt machen müsse. Ich erzählte ihm das Gespräch mit dem Kronprinzen und entwickelte ihm das Mißverständniß, durch welches ohne allen Zweifel der Königliche Beschluß veranlaßt worden sei. Der Kronprinz hatte vorausgesetzt, daß ich lesen würde. Gegen diesen meinen, wie er glaubte, trotzigen Willen, war das Verbot gerichtet; auf jeden Fall war die Universität verpflichtet, meinen Entschluß, zu lesen, abzuwarten. Erschien aber eine Erklärung der Universität, durch welche mir ein Verbot, das auf jede Weise zur öffentlichen Kunde kommen mußte, ohne eine Veranlassung von meiner Seite, bekannt gemacht wurde, so würde man mich nur zwingen, einem so seltsamen Verfahren mit den schärfsten Waffen des Ernstes und des Spottes zu begegnen. Daß es nun gar nicht meine Absicht sein konnte, in meiner Lage mich in Kopenhagen länger aufzuhalten, noch weniger Vorlesungen zu halten, mußte ihm bei meiner Darstellung einleuchten. So verhinderte ich glücklich einen jeden

Schritt der Universität, und daß Bang eben Rector war, mußte ich wohl auch als eine seltsame Mischung der günstigsten und ungünstigsten Begebenheiten des Augenblicks betrachten.

Es kam nun aber ein anderer mir höchst angenehmer Gegenstand zur Sprache. Bang, der die Verheirathung seines Bruders eingeleitet hatte, kannte den Antheil der Erbschaft, der auf mich fiel, sehr genau, und es überraschte mich, der ich seine gütige Gesinnung gegen mich sehr wohl kannte, keineswegs, als er mir milde und durchaus versöhnt, die augenblickliche Auszahlung der ganzen Erbschaft bis auf einige hundert Thaler, die zweifelhaft bleiben konnten, zu veranstalten versprach. Alle Momente meines Daseins waren aufgeregt und bewegten sich in wunderbaren Verschlingungen. Freude und Leid, Trotz und Demuth, Furcht und Hoffnung wechselten in meiner Seele, und ich war in diesem Augenblicke nicht im Stande, irgend ein Ereigniß nach den gewöhnlichen Regeln des Daseins zu betrachten, irgend einen Entschluß von dem sonst gebietenden Standpunkte des Lebens zu fassen. Von meinen Freunden ward ich umgeben, und junge Literaten, die zu jeder Zeit in Ko-

penhagen geneigt waren, eine Art von Opposition zu bilden, wollten meine Lage zum Gegenstande einer öffentlichen Discussion machen. Indessen war trotz des Eindrucks, den ich früher gemacht hatte, und da ich hier als deutscher Professor auftrat, die Anhänglichkeit dieser Herren nicht groß, und es gelang mir leicht, besonders in einer so drohenden und inhaltsschweren Zeit, es dahin zu bringen, daß meine Sache gar nicht erwähnt wurde, daß sie stillschweigend verschwand mit der Aufregung, die sie wenige Tage hindurch veranlaßte.

Am schwersten war mir nun natürlich der Besuch bei dem Grafen Schimmelmann. Der Prinz-Regent, erzählte mir dieser, habe noch an dem Tage der Audienz ihm geschrieben, und mich in den härtesten Ausdrücken angeklagt. Und ich hatte allerdings meinen wohlwollenden Gönner in eine höchst unangenehme Lage versetzt. Auch er warf mir meine große Heftigkeit vor. „Wenn Sie," sagte er, „die angebotene Stelle angenommen hätten, so würde es mir wohl gelungen sein, allmälig das Vorurtheil, welches Ihnen hier entgegenstand, zu überwinden und Ihnen eine angemessenere Thätigkeit zu verschaffen. Daß es nicht meine

Absicht sein konnte, Sie in einer Stellung fortleben zu lassen, die mit Ihrem Berufe so wenig übereinstimmt, hätten Sie voraussetzen müssen, und daß man vorliegende Hindernisse, die nicht durch einen ungeschickten Angriff zu entfernen sind, mit Klugheit zu überwinden suchen muß, daß man keineswegs durch einen bedenklichen Kampf in einem schlecht gewählten Augenblick, Alles, wofür man lebt, aufs Spiel setzen muß, hätten Sie, glaube ich, Gelegenheit gehabt, einzusehen." Ich suchte mich zwar zu entschuldigen; ich stellte ihm vor, daß, wenn ich ein Verbot, wie das ausgesprochene annahm, schon dadurch von vorn herein ein Schatten auf meine ganze Persönlichkeit geworfen wäre. „Man hat mich, sagte ich, so gut wie aus dem Lande getrieben, als ich meine Ueberzeugung vortrug. Die Hoffnung, als Lehrer in meinem Vaterlande zu wirken, mußte ich aufgeben, als alle Verhältnisse für mich sprachen; als kein Königliches Verbot meine Thätigkeit hemmte. Jetzt aber wurde ich aufgefordert, das, was mir ein Hohes und Heiliges war, auf eine, wie mir schien, unwürdige Weise, als Contrebande einzuschmuggeln. Und ich sehe nicht ein, wie von den Behörden, die froh waren, als ich

das Land verließ, und die durch ein Verbot, durch welches meine ganze Thätigkeit gehemmt wurde, sich gegen die vermeintlichen Gefahren meiner Lehre zu schützen suchten, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit zu hoffen wäre, daß sie die einmal gefaßte und so entschieden ausgesprochene Ueberzeugung ändern würden. „Hätten Sie, verehrtester Gönner," fuhr ich fort, „von diesen drohenden Verhältnissen mir irgend Etwas kund gethan, ich hätte mich dann im voraus vorbereiten können; eine Forderung, die mir ja als die härteste unter allen erscheinen mußte, würde mich nicht so plötzlich und unvorbereitet getroffen haben; auf jeden Fall aber mußte ich dieses Ereigniß als einen Beweis ansehen, daß ich bestimmt sei, einen Wirkungskreis, der in Deutschland so glücklich begann, unter allen, auch den ungünstigsten Verhältnissen, ferner festzuhalten."

Die großartige Gesinnung des Ministers brachte bald das Gespräch von den kleinen persönlichen Verhältnissen auf die allgemeinen. Der größte Theil des preußischen Reichs war von französischen Truppen besetzt; die wichtigsten Festungen waren gefallen; die Schlachten von Pultusk und Eylau waren nach tapfe-

rem Widerstande verloren; alle Handelsverhältnisse des Continents waren durch die Continentalsperre aufgehoben; und daß die Behauptung der Neutralität, die Dänemark, wie in den nordamerikanischen und in den Revolutionskriegen, mit so vielem Vortheile für das Land festzuhalten gesucht hatte, bald auf die eine oder die andere Weise aufhören müsse, war leicht einzusehen. In der That erkannte der Minister die drohende Lage Dänemarks und hielt sich überzeugt, daß meine Stellung da kaum sicherer sein würde, als eine jede, die ich mir etwa in Deutschland zu verschaffen im Stande wäre. Wehmüthig trennte ich mich von diesem trefflichen und wahrhaft großgesinnten Manne; und doch sah ich ein, daß mein verlängerter Aufenthalt in Kopenhagen ihn in eine peinliche Lage versetzen mußte. Ich sagte ihm, daß ich nach einem Aufenthalte von ein Paar Tagen abreisen würde. — Aber noch stand mir ein chwerer Gang bevor. Der Director (Präsident) der dänischen Canzlei, Herr v. Kaas, einer der höchsten administrativen Beamten im Lande, hatte mir, und zwar durch einen Polizeibeamten, befehlen lassen, bei ihm zu erscheinen. Die Form, unter welcher dieses geschah, empörte mich. Ich ant-

wortete dem Polizeibeamten, daß es mir zwar bekannt wäre, daß ein jeder Fremder, im Fall einer Vorladung, sich der Polizei stellen müsse, daß ich aber nicht glaubte, einer andern dänischen Behörde unterworfen zu sein. Hätte der Canzlei-Director mir etwas mitzutheilen, so wisse er, wo ich wohne, und sein Besuch würde mir sehr angenehm sein. Ich hatte diese Antwort dem Grafen Schimmelmann mitgetheilt, dieser meinte aber, daß ich mich großen Unannehmlichkeiten aussetzen würde, wenn ich nicht bei dem Herrn Director erschiene. Doch war seine Güte für mich thätig gewesen. Ich erhielt von dem Herrn v. Kaas eine höfliche schriftliche Einladung, die ich annahm. Ich ward äußerst höflich empfangen. Daß ein Polizeibeamter bei mir erschienen wäre, erklärte er für einen bloßen Zufall. Dieser, versicherte er, wäre eben in seinem Bureau gewesen; der Grund aber, weshalb er mich zu sprechen wünsche, wäre ein Schreiben Sr. Königlichen Hoheit, dessen Inhalt er mir mitzutheilen beauftragt sei. „Der Prinz-Regent," sagte er verbindlich, aber doch zugleich, wie es schien, verlegen, „weiß Ihre Talente wohl zu schätzen, glaubt aber, daß Ihre kühnen philosophischen Ueberzeugungen der schwächeren,

und nicht so kräftig ausgebildeten dänischen Jugend schädlich sein könnten.“ „Mein Herr,“ antwortete ich, „ich darf, selbst von einer dänischen Mutter geboren, hier erzogen und gebildet, kaum zugeben, daß man in Dänemark vorzugsweise Vorsichtsmaaßregeln so demüthigender Art zu treffen nöthig habe. Die Voraussetzung des Prinz-Regenten aber, daß ich mir hier ein Recht, Vorträge zu halten, ertrotzen wolle, muß nothwendig auf einem Mißverständnisse beruhen. Wenn ich jemals den Entschluß fassen sollte, in Dänemark Vorträge zu halten, dann würde dazu nicht bloß eine Erlaubniß, sondern die ausdrückliche Aufforderung von Seiten der Behörden nöthig sein.“ Wir trennten uns. Nur eilig konnte ich von den Freunden Abschied nehmen, und verließ Kopenhagen. Einige Tage verweilte ich abermals bei dem damaligen Prediger Mynster, und da ich Kiel umgehen wollte, reiste ich über die kleinen Inseln nach Heiligenhagen.

Meine Stimmung war eine höchst betrübte, ich war, ich darf es behaupten, innerlich erschüttert. Tief wurzelte die Verehrung und Treue gegen den Regen-

ten in meinem Innern. Von meiner frühesten Kindheit an waren sie genährt. Wie der religiöse Glaube, gehörte die Unterthanentreue zu den Grundtönen meines Daseins. Eine so entschiedene und öffentlich erklärte Ungnade war mir furchtbar; war ich in meinen Aeußerungen gegen den Prinzen zu heftig gewesen, so war meine Strafe eine harte, und sie dauerte lange.

Funfzehn Jahre später, im Winter 1824, war ich wieder in Kopenhagen. Der alte Graf Schimmelmann war damals nicht mehr Finanz-Minister, sondern Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Günstig, gütig, wie er gegen mich immer gesinnt war, sprach er mit dem Könige. Ich erschien in dem Audienzsaale. Herr v. B., der meine Nähe in Kiel zu fliehen suchte, empfing mich sehr freundlich. Ich ward vorgelassen und stand nun dem Könige gegenüber. Mein Verhältniß gegen ihn, die ausgezeichnete Gnade, die er meinen verstorbenen Brüdern erwiesen hatte, die herablassende Güte, mit welcher er mich empfing, vor Allem das harte Verhängniß, welches ihn, wie sein Land ergriffen hatte, überwältigten mich. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Was ich sprach, was er antwortete, weiß ich nicht mehr, konnte ich mich

doch kaum dessen erinnern, als ich aus dem Audienz-Saale heraustrat. Aber das Herz des tief verwundeten dänischen Unterthans schloß sich auf, das Gefühl, welches alle Bürger des Landes durchdrang, welches, nach so vielen, gemeinschaftlich getragenen harten Prüfungen, Unterthanen und Herrscher aufs innigste verband, fand Worte, die auch dem Könige zu gefallen schienen. Er ließ mich nicht fort; der beiden verstorbenen Brüder erwähnte er rühmend. Der jüngste, der als Gouverneur in Guinea gestorben, war der letzte, den ich zu verlieren hatte; ich stand, als einzig übrig gebliebener, ihm gegenüber. Die Audienz dauerte fast eine Stunde. Er reichte mir gütig die Hand und als ich heraustrat, jauchzte mein inneres Wesen. Es war mir, als wäre ein langjähriger Fluch, der auf mir ruhte, in diesem Augenblicke von mir genommen. Ich blieb drei bis vier Wochen in Kopenhagen, und vor meiner Abreise erhielt ich den Befehl, vor dem Könige noch einmal zu erscheinen. Er hatte nach der ersten Audienz sich sehr zufrieden über mich geäußert. „Man sieht," hatte er nach seiner Art gesagt, „was die Jahre und die Erfahrung machen; Steffens ist ja ein recht vernünftiger Mann geworden." Diese letzte Au-

dienz war nun zwar ruhiger, als die erste; der König legte mir allerlei Fragen vor, und ich glaube, daß der jetzt zu erwähnende Gegenstand eben derjenige war, über welchen er sich zu äußern wünschte. Es war die unangenehme Zeit, in welcher der Verdacht, der auf den Universitäten in Deutschland ruhte, den höchsten Gipfel erreicht hatte. Ich selbst war als Rector der Universität in Breslau in diese peinlichen Untersuchungen verwickelt gewesen. Das Gerücht ging, daß der berühmte Physiker Pfaff, der, irre ich nicht, eine Reise nach Belgien gemacht hatte, durch irgend eine mißfällige Aeußerung verdächtig geworden war, und von der Polizei verfolgt wurde. Er war der Verfolgung glücklich entgangen, erreichte seine Heimath in Kiel und wurde hier von dem Könige beschützt. „Es ist doch," sagte er, „etwas Uebles, wenn die beste Jugend des Landes im Verdachte ist. Sehen Sie, wie ich mit meinen Studenten lebe; sie sind auch manchmal übermüthig, und sprechen nicht selten albernes Zeug in den Tag hinein: aber ich verhindere nicht eine Verbindung der Studirenden unter einander, ich unterstütze sie vielmehr, und sie zeigen mir das größte Vertrauen. Man muß die Jugend zu gewinnen wissen,

nicht verscheuchen." Ich suchte dem Könige die Verschiedenheit der Verhältnisse auseinanderzusetzen, um ihm eine Verfahrungsweise, die ich freilich nicht billigte, erklärbar zu machen. Die Huld, die mir der König durch eine zweimalige Audienz erzeigt hatte, ward in der Stadt bekannt, aber auch die Art, wie mich meine Freunde empfingen, blieb mir unvergeßlich. In einer großen Gesellschaft, die veranstaltet wurde, erschienen, ich darf es sagen, die ausgezeichnetsten Männer meines Vaterlandes. An der großen Tafel saß rechts neben mir der herrliche Minister Schimmelmann, jetzt ein Greis tief in den Siebenzigen; an meiner linken Seite der Sohn von meinem verstorbenen Onkel Bang, damals Rector der Universität. Und so drängten sich alle Erinnerungen meiner frühesten Kindheit und meiner glücklichen Jugend in diesem Augenblicke einer unverdienten Huldigung zusammen. So wunderbar contrastirte dieser Moment eines ehrenden Empfanges mit der traurigen Lage, in welcher ich funfzehn Jahre früher die Stadt verließ.

Aber das Glück begünstigte mich noch mehr, als sollte Alles, was ich früher gelitten hatte, auf eine entschiedene Weise vergütigt werden. Der Erbprinz

Christian, dem ich glaubte meine Aufwartung machen zu müssen, lud mich nach Sorgenfrei ein, und hier ward der erste Grund zu einer gnädigen Zuneigung gelegt, die einen Glanz über mein Alter verbreitet.

Die hohe Gnade, durch welche ein treffliches Königspaar mich und meine Familie auf eine so ausgezeichnete und seltene Weise hervorhob, die heiteren und glücklichen Tage, die wir in der ehrenden Nähe des Königs und der Königin, zur Krönung eingeladen, verlebten, versetzten mich in eine Stellung in meinem Vaterlande, die ich nie erwarten konnte, und die eben so selten wie unverdient war. Ein solches Glück hat eben im Vaterlande die schönste Bedeutung, es erscheint da als eine Verherrlichung der Kindheit und Jugend, als ein Abschluß vergangener Zeiten, und obgleich früher nie geahnet, dennoch als die Erfüllung sanguinischer Träume, die formlos oft in den trübsten Zeiten das Innere durchzogen. Diese Huld des Königs und seiner hohen Gemahlin erhielt aber einen doppelten Werth, indem es uns vergönnt war, auch in Hamburg und Altona einige Tage in ihrer huldvollen Nähe zuzubringen. Man wird sich erinnern,

in welcher trostlosen Verlassenheit ich Monate in dieser Stadt verlebt habe. Jetzt war ich, nun gehoben durch die Königliche Gunst, in Gesellschaft der Mächtigsten und Reichsten der Handelsrepublik, durfte Theil nehmen an allen Feierlichkeiten. Aber besonders trat der Gegensatz zwischen dieser vorübergehenden Stellung und einem bedenklichen Zeitpunkte meiner Jugend auf eine schneidende Weise hervor. Von dem Garten in Neumühlen, früher das Besitzthum meiner trefflichen Freundin, der Frau Sieveking, wo der reiche Banquier Donner ein glänzendes Mahl zubereitet hatte, durfte ich den König auf einer Fahrt mit einem Dampfboot nach Blankenäs begleiten. Das Ufer, in dessen Nähe wir fortfuhren, war mit jubelnden Einwohnern besetzt, die Menge derselben nahm zu, je näher wir dem reichen genannten Dorfe kamen, und eine unzählbare Menge umringte den König, als wir heraustraten. Man wird sich erinnern, daß ich im November 1794, also fünf und vierzig Jahre früher, als ein Schiffbrüchiger nach einem fremden Lande hülflos verschlagen, hier zuerst den deutschen Boden betrat, daß ich von Allem entblößt, in einem geliehenen Kleide, mit weniger unbedeutender Münze in der Tasche, for-

genvoll die Höhe des Dorfes erstieg. (Bd. 3. S. 36). Ich war zwar später in Blankenäs gewesen, aber auf dem Landwege hingefahren. Jetzt bestieg ich nun die nämliche Höhe, geehrt durch die hohe Gunst des Königs, in der Mitte seines Hofes, umringt von der frohen jubelnden Menge vieler Tausende der glücklichen Einwohner, die dem geliebten Landesherrn auf mancherlei Weise huldigten. In dem prachtvollen Garten des reichen Etatsraths Bauer, der den früher mächtigen kahlen Berg in eine bezaubernde Waldung verwandelt hat, genoß ich in der Nähe den Ueberblick einer hier überraschenden bergigen Gegend, bis in die Ferne über die mit Schiffen bedeckte Elbe. Ein prächtiger Palast nahm die Königlichen Gäste wie mich auf, und von diesem Zauber der glänzenden Gegenwart umgeben, dachte ich an die Zeit, als ich kummervoll und verlassen, matt und völlig erschöpft, mich in die Bauernschenke des Dorfes im Dunkeln hineinschlich. Hier schien es nun, als vereinigte sich das Land meiner Kindheit und das Land meiner spätern Thätigkeit, um über mein ganzes Leben einen Glanz zu verbreiten, der alle früheren trüben Stunden mit einem hellen Lichte erleuchtete.

Ich habe mich durch einen wunderbaren Gegensatz verleiten lassen, eine Zeit meines hohen Alters hervorzuheben, muß aber jetzt zu der traurigen Lage der damaligen Gegenwart zurückkehren.

Ich kam nach Hamburg zurück. So bedenklich unsere Lage war, so ängstigte sich meine Frau dennoch weniger, als ich dachte. Ihr war nach der früheren Erfahrung eine Rückkehr nach Dänemark nicht sehr erwünscht, und sie hielt sich mit frohem Sinne überzeugt, daß sich eine sichere Lage für uns in irgend einer Gegend von Deutschland, wie sie hoffte, selbst in Preußen, aufschließen würde. Dagegen waren die Freunde in Hamburg mit meinem Benehmen wenig zufrieden, und ich hörte fast allenthalben mich tadeln, weil ich meine Familie auf eine solche, wie es ihnen schien, unverzeihliche Weise preisgab. Meine Vertheidigung, die Darlegung meiner Ueberzeugung wurden überspannt genannt, und wenn ich zu behaupten wagte, daß der Mensch nicht lebte, um sich zu ernähren, vielmehr sich ernähren sollte, um ein bedeutendes Leben zu führen, schwiegen die meisten, betrachteten mich mitleidig und schüttelten die Köpfe.

Durch Rist und Gries war ich in freundschaft-

liche Verbindung mit mehreren jungen Gelehrten getreten, die aus Fichte's Schule hervorgegangen, an den Bewegungen in der Philosophie lebhaft Theil nahmen. Persönlich waren sie mir unbekannt, nur mit v. Berger hatte ich wenige Tage, die uns doch aufs innigste verbanden, verlebt. Dieser bewohnte zu der Zeit das Gut Seekamp, in der Nähe von Kiel. Er war ganz Landmann geworden, und führte mit seiner liebenswürdigen Frau, einer gebornen Gräfin Holk, ein idyllisches Leben. Nur der Umstand trübte diese glückliche Ehe, daß sie kinderlos blieb. Die Schwester der Frau v. Berger war mit Portalis verheirathet, dessen Vater in der Zeit Napoleons eine große Rolle spielte, der selbst während der Restauration Minister war. Der Vater der Frau v. Berger hatte in seiner Jugend eine zwar glänzende, aber nicht sehr gepriesene Rolle gespielt. Er war der leichtsinnige vertraute Freund des jungen Königs, Christian des Siebenten, und ward durch Struensee verdrängt. Mein Freund Berger lud mich nach Seekamp ein, und ich verlebte mehrere Wochen auf die glücklichste Weise. Wir vergaßen alle allgemeinen und persönlichen Unfälle, die uns umgaben, verloren uns ganz in gemeinschaftlichen speculativen

Untersuchungen, und obgleich später ein jeder von uns seinen eigenthümlichen Weg verfolgte, so darf ich doch voraussetzen, daß diese stille und einsame Zeit gemeinschaftlicher Studien nicht ohne Einfluß auf seine spätere wissenschaftliche Thätigkeit geblieben ist. Er hat sich einen bedeutenden Ruf unter den deutschen Philosophen erworben, und seine späteren Schriften, als er Professor in Kiel ward; (Allgemeine Grundzüge zur Wissenschaft, Th. 1. 1817. 2ter Th. 1821. 3ter Th. 1824.) haben einen bleibenden Werth. Die stille Einsamkeit des Landlebens, die Unterhaltung mit der unbeschreiblich zarten, liebenswürdigen und geistreichen Frau machten mir die in Seekamp verlebten Tage unvergeßlich.

Ein zweiter Freund, von dem wir ebenfalls eingeladen waren, war Hülsen, ein höchst merkwürdiger, schon früher von mir genannter Mann. Er war mehrere Jahre älter als wir. Von geringen Eltern geboren, war er (ein Märker) in seiner Jugend als Cantonpflichtiger entflohen, und durfte nicht nach Preußen zurück. Er hatte unter den drückendsten Verhältnissen seine Jugend durchlebt, und sich erst im höhern Alter den Studien gewidmet. Hülsen war eine entschieden eigenthümliche Natur. Tief, kühn, parador. Die Ver=

liner Königliche Akademie hatte sich bei der damaligen, völlig unphilosophischen Stimmung der Hauptstadt, durch eine seltsame Preisfrage compromittirt. Die Aufgabe war: „die Fortschritte der Metaphysik in der neuern Zeit nachzuweisen.“ Hülsen erregte ein allgemeines Aufsehen durch eine kleine Schrift, in welcher er bewies, daß diejenige Wissenschaft, deren Fortschritte nachzuweisen die Gelehrten durch die akademische Preisfrage aufgefordert würden, seit Kant zu existiren aufgehört hätte. Diese Schrift begründete seinen Ruf; er stand, der Arme, in seinem Vaterlande als ein Entwichener betrachtet, der Akademie seines Landes siegreich gegenüber. Irre ich nicht, so trug diese Schrift Einiges zu einer reuigen Selbsterkenntniß der damaligen Philosophen der Hauptstadt bei, und diente als vorbereitende Einleitung zu einer Epoche, die freilich erst viele Jahre nachher Berlin zu einem Hauptsitze der Speculation auszubilden bestimmt war. Hülsen zog später zu seinem Freunde Berger nach Holstein, heirathete hier ein adeliges Fräulein mit einem kleinen Vermögen, kaufte ein ansehnliches Bauergut in Angeln, richtete die einfache Bauerwohnung freundlich ein, und führte, als ein wohlhabender Bauer ein durch-

aus idyllisches Leben. In Angeln sind die Bauern reich, mehrere leben daher wie wohlhabende Bürger in den Städten; und das bequeme sorgenlose Dasein hat Neigungen, die sonst wohl unter den Bauern selten Nahrung finden, entwickelt und unterstützt. Ein Angler Bauer litt z. B. lange Zeit an einer sehr complicirten Krankheit; er machte diese zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung, studirte, sich selbst überlassen, die Medizin in ihrem ganzen Umfange, unterwarf sich in Kiel einer strengen Prüfung, und prakticirte in seiner Gegend als anerkannter Arzt. Ein zweiter ward eben so auf seine eigene Hand Philosoph. Die Kant'sche Kritik war ihm genau bekannt, und Fichte's Wissenschaftslehre von ihm gründlich durchgearbeitet. Er war ein entschiedener Fichtianer. Daß Hülsen ihn genau kannte, ließ sich voraussetzen, und obgleich ein solcher Autodidakt natürlich in eine Art von starrer Einseitigkeit geräth, obgleich ihm die geistige Beweglichkeit fehlte, mußte ich doch, als ich ihn kennen lernte, seinen Tiefsinn bewundern. Männer dieser Art haben doch entschieden den Vortheil, denjenigen gegenüber, die als Schriftsteller und Lehrer der Wissenschaft öffentlich thätig sind, daß sie sich

18*

durchaus und rücksichtslos der Lösung eigener Aufgaben hingeben können. So fiel das Leben Hülsens in dieser Gegend weniger auf. Er war als wissenschaftlich Beschäftigter nicht der Einzige unter den Landleuten seiner Gegend, er konnte als ein Bauer und doch anständig und bequem wohnen, und in stiller Zufriedenheit seine Tage genießen.

Frau v. Berger zeichnete sich durch ihre Schönheit aus. Hülsens Frau hingegen war nicht schön, sondern klein, verwachsen, aber fein gebildet, still, mild, und je genauer man sie kennen lernte, desto wohlthuender und angenehmer war ihre Gegenwart. Sie blieb kinderlos, wie ihre Freundin in Seekamp.

In der Nähe von Hülsen wohnte Müller; wie jener, ein durch Studien gebildeter Mann, der mit einem adeligen Fräulein verheirathet, ein Bauergut bewohnte. Es war ein gewisser Trieb nach Unabhängigkeit, eine Neigung, sich zwanglos eigenen Studien hinzugeben, was diese Männer dazu vermochte, allen Anstellungen im Staate zu entsagen, und in stiller Einsamkeit zu leben. Angeln, zwischen der Schlei und der Ostsee gelegen, ist in vieler Rücksicht eine interessante Gegend. Sie trägt noch immer den Namen

von ihren Ureinwohnern, den berühmten Angelsachsen; sie ist sehr fruchtbar, die Gegend bei Cappeln an der Ostsee, eine der reizendsten im Norden; außer in den Marschgegenden, findet man nirgends eine solche Menge reicher, selbständiger Bauern, wie hier, und der Aufenthalt daselbst hatte für mich einen ganz besondern Reiz. Zuletzt und am längsten hielt ich mich aber bei Thaden, einem eifrigen Schüler Fichte's, Gutsbesitzer in der Nähe von Flensburg und Königlichem Hausvoigt, auf. Dieser unterschied sich von den Uebrigen. Die drei Frauen von Berger, Hülsen und Müller waren fein und zart gebildet. Eine, wenn auch die Grenzen der Weiblichkeit nicht überschreitende Neigung zur geistigen Beschäftigung, eine stille, dichterische Schwärmerei theilten sie mit ihren Männern, und nahmen lebhaft Theil an unsern Gesprächen. Diese Richtung ihrer Bildung hatte sie zu den Freunden hingezogen, und die Ehen veranlaßt. Anders verhielt es sich mit Thadens Frau. Sie war ebenfalls reich, von bürgerlicher Herkunft; eine verständige, hülfreiche Freundin und Hausfrau, wie eine gute Mutter mehrerer Kinder, und wollte auch für nichts Anderes gelten. Thaden selbst war eine durchaus praktische Natur. Ein

eifriger Landmann, ein tüchtiger, zugleich freimüthiger Beamter. Er ward wohl mehr durch die Freunde als durch ursprüngliche Neigung für die philosophischen Studien gewonnen, und bei diesen festgehalten. Sie äußerten sich mehr durch Gesinnung, als durch Grübeln. Ich war fast zwei Monate in seinem Hause; er wollte durchaus nicht erlauben, daß ich es eher verlassen sollte, als sich meine Zukunft einigermaßen sicher stellte. Diese aber blieb leider im höchsten Grade unsicher.

Ich sollte es jetzt erfahren, daß eine hülfsbedürftige Lage zu gleicher Zeit den unfreundlichen Tadel, und die Neigung, unsere Entschlüsse zu beherrschen, um über uns zu gebieten, hervorruft. Ich weiß nicht, wie ich den Gedanken gefaßt hatte, daß Fichte, der sich längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, einigen Einfluß besäße. Ich wandte mich an ihn, stellte ihm meine Lage vor, und fragte, ob ich wohl hoffen könnte, auf irgend eine Weise meine Anstellung in Preußen so zu behalten, daß ich wieder in Thätigkeit gesetzt würde. Ich erhielt von ihm eine sehr unfreundliche Antwort. Er war in Kopenhagen gewesen, und man hatte sich da wohl über mein Benehmen sehr tadelnd

geäußert. Er warf mir Hochmuth und Eitelkeit vor; er suchte meine wissenschaftlichen Bemühungen zu tadeln, und als völlig inhaltslos und nichtig darzustellen; und wie ich später vernahm, hatte er auch in Berlin sich auf eine ähnliche Weise über mich ausgesprochen; nur daß er sich allerdings verpflichtet fühlte, meine Anhänglichkeit an Preußen, meinen Entschluß, selbst wenn die Stellung in Dänemark die günstigste geworden wäre, mich nicht von dem Lande, dem ich diente, zu trennen, eben so entschieden anzuerkennen.

Noch schlimmer ging es mir mit Voß. Tieck hatte mir geschrieben und mich beschworen, Deutschland nicht zu verlassen. „Du kannst," schrieb er, „im südlichen Deutschland wohlfeiler leben, als irgendwo; die Wohlfeilheit ist da einem halben Gehalte gleich zu schätzen." Wenn man nichts hat, ist freilich eine solche halbe Einnahme nicht sonderlich lockend. Er nannte Heidelberg. Mir fiel es ein, daß ich vielleicht dort durch den Ruf, den ich als Docent in Halle erlangt hatte, als Privatdocent ein nothdürftiges Auskommen erwerben könnte. Voß war seit langen Jahren ein Hausfreund meines Schwiegervaters. Da meine wissenschaftliche Beschäftigung die seinige gar nicht berührte, so glaubte

ich, er würde in dieser Rücksicht unbefangen sein; besonders aber setzte ich voraus, daß die höchst bedenkliche Lage der Tochter seines langjährigen Freundes ihn zur Theilnahme auffordern würde. Von seiner Lage in Heidelberg wußte ich durchaus nichts. Ich forderte ihn nur auf, mich zu unterrichten, ob meine Vermuthung, ohne Anstellung dort bei der Universität mit einiger Aussicht auf Erfolg, Vorlesungen halten zu können, gegründet sei, oder nicht. Von Fichte hatte ich vorausgesetzt, und zwar nicht ohne Grund, daß er einigen Einfluß habe: umgekehrt verhielt es sich unglücklicher Weise mit Voß. Er beherrschte durch den Mann, in dessen Händen damals das Schicksal der Universität Heidelberg lag, fast alle Verhältnisse; und durch eine seltsame Selbsttäuschung verwandelte er meine freundschaftliche Anfrage in eine Art von demüthigem Gesuche, welches er von oben herab abzuweisen das Recht hätte. Er hatte auch einen Bericht über meine Audienz bei dem Prinz-Regenten erhalten, wies mich wie ein Rector scholae wegen meines Uebermuthes zurecht, hoffte, daß, wenn besonnene nüchterne Männer dazwischen träten, der Regent mir meine Uebereilung verzeihen, und mich wieder gnädig

aufnehmen würde. Zugleich warnte er mich auf eine höchst väterliche Weise. „Lassen Sie sich," schrieb er, „durch die Lobeserhebungen des Herrn Ast nicht irre leiten." Der Sinn dieser letzten Aeußerung blieb mir lange verborgen. Zu sehr mit meinen eigenen Arbeiten beschäftigt, waren mir die Schriften drs Herrn Ast unbekannt geblieben. Erst später erfuhr ich, wie sehr dieser Schriftsteller dem Herrn Voß zuwider sein müsse, indem er meiner rühmend erwähnt hatte. Diese alberne Weise, mit welcher ein invalider Schulmeister, der von mir und meinen Studien nichts wußte, mich als einen Schulknaben behandeln zu können glaubte, kränkte mich, ich gestehe es, tiefer, als Alles, was ich bis jetzt erlebt hatte. Die trübe Erfahrung, daß die Lage, in welcher die Halleschen Professoren, durch eine ungewöhnliche feindliche Gewaltthat gerathen waren, als solche völlig verkannt, gar keine Theilnahme erregten, that mir eine solche Stumpfheit nationaler Gesinnung kund, und zwar bei ausgezeichneten Männern, daß ich darüber heftig erschrak. Ich war allerdings geneigt, einen noch herrschenden Standpunkt der Wissenschaftlichkeit überhaupt, die Alles, was ich trieb, als ein Nichtiges und Unbedeu-

tendes behandelte, in seiner Art gelten zu lassen. Ich hatte mich auf einen solchen Erfolg meiner Bemühungen in der Literatur völlig vorbereitet. „So lange du lebst," sagte ich mir, „werden deine Bemühungen in ihrer Wahrheit und Wichtigkeit von den Gegnern verkannt: und wenn sie sich mächtig entwickelt haben, und nicht mehr abweisen lassen, wird von deinen unbedeutenden Anfängen nicht mehr die Rede sein." In der stillen thatenlosen Einsamkeit, in welcher ich jetzt sorgenvoll lebte, bildete sich diese tragische Ansicht meines ganzen Daseins so entschieden aus, daß sie sich seit der Zeit nie mehr verdrängen läßt. Diese Geringschätzung meiner wissenschaftlichen Bestrebungen war mir daher keineswegs unerwartet: aber daß die Veranlassung meiner gegenwärtigen Lage gar keine schonende Theilnahme erregte, empörte mich im höchsten Grade. Ich zerriß den Brief mit Ingrimm und beantwortete ihn mit den schärfsten Ausdrücken des vernichtenden Hohnes. Wohl mag mein Urtheil über den Philologen, dessen große Verdienste ich nicht zu schätzen vermag, seit der Zeit hart und einseitig geblieben sein. Nur einer meiner Freunde war für mich eifrig und thätig; es war Schelling, der damals, von Franz Baa-

der unterstützt, sich die größte Mühe gab, mir eine Stelle als Akademiker in München zu verschaffen. Oft glaubte er, mir in dieser Rücksicht Hoffnung geben zu können, die aber eben so oft wieder verschwand, und zuletzt blieben alle Bemühungen erfolglos.

Meine Lage war jetzt im höchsten Grade drückend. Oft wenn ich bei den Freunden in der einsamen Stube saß, ward ich von einer Muthlosigkeit und Verzweiflung ergriffen, die tiefer war, als die, welche mich nach meinem Schiffbruch in Hamburg niederdrückte. Besonders war dieses der Fall während meines Aufenthaltes bei meinem Freunde Thaden. Hier liefen die kränkenden Antworten von Fichte und Voß ein, hier die bald tröstenden, bald niederdrückenden Antworten von Schelling. Thaden und seine Frau überhäuften uns mit Wohlwollen, aber der Mann war als Oekonom und Beamter vielfältig beschäftigt; ich suchte mit Leidenschaft die Einsamkeit. Ich hielt meine innere Angst sowohl vor dem freundlichen Hauswirthe, als vor meiner eigenen Frau verborgen. Die Gefahren, selbst die drohendsten, die uns unmittelbar zur Thätigkeit auffordern, haben etwas Erhebendes und

Stärkendes; aber wo jede verständige Ueberlegung ein passives Warten auf die Erfolge der Bemühungen unserer Freunde gebietet, da entsteht eine Lähmung aller Kräfte, die zugleich und unvermeidlich einen dumpfverzehrenden innern Schmerz erzeugt. Oft wenn ich allein und still in der Stube saß, ergriff mich ein peinliches Gefühl. Die stille Einrichtung in der Stube zog mich an, wie die Schränke, Tische, Spiegel geordnet waren. Ich verfolgte das Schlagen der Pendeluhr, und auf einmal trat mir mit einem entsetzlichen Gefühl peinigend die Ueberzeugung entgegen, daß eine solche stille, ruhige, häusliche Einrichtung die Trägerin einer Familie, der Besitz derselben der nothwendige Leib meines Daseins geworden war. Die geliebte Frau, die Tochter, erschienen mir dann leiblos, fast wie Gespenster. Ich habe in dieser Zeit die tiefste Noth des bürgerlichen Daseins kennen gelernt. War es doch, als wäre jenes nördliche Deutschland, an und jenseits der Elbe, das Land meiner väterlichen Herkunft, die Doppelstätte meiner ganzen Thätigkeit, wie in meiner frühen Jugend, so jetzt, bestimmt, mir den bittersten Kelch des Jammers darzureichen.

Denn auch durch die geschichtlichen Verhältnisse,

wie sie sich furchtbar entwickelten, sollte ich hier das Härteste erleben, damit kein Punkt meines Daseins unverletzt bliebe.

Es kann nicht meine Absicht sein, die politischen Gründe zu beurtheilen, die England zwingen konnten, eine That zu begehen, die noch immer einen Schatten auf das Land wirft, und von den Edelsten des eigenen Volks bedauert wird. Es ist leider nicht zu bezweifeln, daß, wenn Napoleon sich über Dänemark gestürzt hätte, ein Widerstand unmöglich war; der Kaiser würde wahrscheinlich den Winter abgewartet haben, um, ohne von den Engländern gestört zu sein, die Halbinsel zu besetzen und Dänemark zum Anschluß an die Continentalsperre und Auslieferung seiner Flotte zu zwingen. Die Gesinnung des dänischen Hofes konnte hier freilich nicht in Betracht kommen. Treten nun wirklich Fälle hervor, bei welchen es klar wird, daß das sogenannte Völkerrecht eigentlich nur ein milder Ausdruck ist für den rechtlosen Zustand, in welchem die Staaten unter einander leben; drängen sich Verhältnisse auf, unter welchen ein rechtlicher Krieg

sich in einen räuberischen Ueberfall verwandeln darf: so sollte man doch denken, daß eine solche unglückliche Nothwendigkeit wenigstens auf die schonendste Weise eingeleitet und ausgeführt werden müßte. Dieses war nun keinesweges der Fall. Eine bedeutende Flotte wurde in London ausgerüstet; es war leicht, die Absicht dieser Ausrüstung selbst in dem eigenen Lande verborgen zu halten; vorbereitet war sie, weil man Preußen und Rußland von der Ostsee her, gegen Frankreich unterstützen wollte. Auch jetzt noch, nach dem Tilsiter Frieden, war es leicht, die Absicht zu verheimlichen. Die feindliche Flotte war schon auf der Rhede von Kopenhagen, als Jackson in Kiel bei dem Prinz-Regenten erschien. Man muß den Engländern die beleidigende Weise vorwerfen, mit welcher sie nicht selten ihre Verhandlungen treiben; um so verwerflicher ist es, wenn sie gegen Staaten ausgeübt werden, deren Kräfte sich mit den ihrigen nicht zu messen vermögen. So nun im höchsten Grade plump erschien der Abgesandte Jackson in Kiel. Der Prinz-Regent gerieth bei dem Gespräch in den heftigsten Zorn. Er entließ den Gesandten, indem er alle Vorschläge der Engländer mit Verachtung abwies; hielt diesen aber

in Kiel so lange zurück, daß er früher als er, Kopenhagen erreichen konnte, um bis dahin die Landung der Engländer zu verhindern. In dem nächsten Augenblicke nach dem Gespräche war der verhängnißvolle Inhalt desselben in der Stadt bekannt; das Gerücht durchflog das ganze Land, und das, fast seit achtzig Jahren durch den Frieden gesegnete Land war nun nicht allein von der drohenden Kriegsflamme ergriffen, die ganz Europa entzündet hatte, sondern auch, was mich besonders tief erschütterte, unwillkürlich in ein Bündniß mit Frankreich hineingezogen.

In Kopenhagen hielt sich der Prinz-Regent nur sehr kurze Zeit auf; der alte sinnesschwache König, der einige dreißig Jahre lang einen Tag wie den andern, in stiller, gleichförmiger Art verlebt hatte, mußte Kopenhagen verlassen. Der Prinz-Regent sah wohl ein, daß die Stadt sich nicht lange vertheidigen ließ. Mit vollem Vertrauen gegen England waren die Truppen entfernt, und in Holstein versammelt. Die Hauptstadt war entblößt und waffenlos. Man hat es dem Regenten selbst öffentlich vorgeworfen, daß er nicht in Kopenhagen blieb. Die letzte dänische Belagerung im Jahre 1657, die durch die große Tapferkeit der

Einwohner vereitelt wurde, lebte noch in der Erinnerung. Als nach einem unglaublich schnellen Marsch von Polen aus, durch das nördliche Deutschland, durch Holstein, Schleswig und selbst über die damals stark zugefrorne Ostsee, durch Siälland, der schwedische König Carl Gustav vor Kopenhagen erschien, lag vor der Stadt eine freundlich gesinnte holländische Flotte. Der Admiral bot dem Könige Friedrich dem III. eine Zuflucht an und stellte ihm die Gefahr vor, die ihm und seinem Lande drohe, wenn er in feindliche Gewalt gerieth. Er aber antwortete: „Ich will in meinem Neste sterben;" — und diese den Dänen ewig denkwürdigen Worte haben sich, einer gnomischen Masse ähnlich, in der dänischen Geschichte eingeprägt; sie sind einem jeden Kinde bekannt. Die Gegenwart des Königs entflammte die Einwohner zum entschiedensten, ja verzweiflungsvollsten Widerstande. Selbst als es den Schweden gelang, von einer Seite in die Stadt, in die Straße, die noch immer, um diesen gefährlichsten Moment zu bezeichnen, die Sturmstraße (Stormgaden) genannt wird, einzudringen, wurden sie zurückgeschlagen und genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Auch die Studirenden der Universität

wurden damals als tapfere Kämpfer ruhmvoll genannt, und obgleich das ganze übrige Land in den Händen der Feinde war, und der Roeskilder Friede, der das Jahr darauf geschlossen wurde, Dänemark auf immer aller Besitzungen auf der scandinavischen Halbinsel beraubte, so hat doch diese persönliche Theilnahme des Königs an allen Gefahren der Belagerung ihm so durchaus das Vertrauen aller Dänen erworben, daß er es wagen konnte, zwei Jahre später dem übermüthigen Adel des Landes die Herrschaft zu rauben, die ganze Verfassung des Landes umzustürzen und (1660) die Souveränität einzuführen.

Als nun der Prinz=Regent in Kopenhagen erschien, lebte dieser so glänzende Moment der dänischen Geschichte wieder auf, die Einwohner empfingen ihn mit einer glühenden Begeisterung, und man kann sich ihre Empfindung denken, als er nach wenigen Stunden die Hauptstadt verließ, und seinen alten geistesschwachen Vater mit sich führte. Hatte doch dieses Entweichen eine traurige Bedeutung, ward dadurch doch, noch vor allem Kampf, ausgesprochen, daß die Stadt sich nicht vertheidigen ließe; und leider, aus Preußens trauriger Erfahrung hatte man nichts gelernt. Ein

alter, schwacher, im Frieden ergrauter Greis war der Gouverneur der Hauptstadt.

So natürlich nun auch dieser Vorwurf erscheint, so ist er dennoch grundlos. Wären damals der Regent und sein Vater in feindliche Gewalt gerathen, so wäre das Land in die grauenhafteste Lage gestürzt worden. Man darf nicht vergessen, daß von jetzt an ein Bündniß mit Napoleon nothwendig geworden war, daß der gefangene Regent aber gezwungen worden wäre, diesem zu entsagen, daß in diesem Falle das ganze Land feindlich von den Franzosen eingenommen, und das Elend und die innere Zerrüttung aller Verhältnisse den höchsten Grad erreicht haben würde; ja eine jede Spur der Selbständigkeit wäre verschwunden, wenn die Engländer den Regenten gefangen hielten, wenn sie die Flotte geraubt hätten, während das Land von den Franzosen erobert war. Die erste Empfindung konnte daher nicht lange dauern, und der muthvolle Widerstand ward nicht gelähmt. Der Regent eilte durch Siaelland, er und sein Vater verkleidet über den großen Belt. Hier waren englische Schiffe stationirt, offenbar in der Absicht, den zurückkehrenden Regenten aufzufangen. Das

Schiff, auf welchem der König und Kronprinz überfuhren, ward in der That angehalten und visitirt. Die große Geistesgegenwart des Regenten rettete beide. Der alte König ward nach Rendsburg gebracht und der Krieg erklärt.

Ich hielt mich überzeugt, daß das Leben des Königs eben durch die stille geräuschlose Gewohnheit des Daseins erhalten wurde. Weder innerlich noch äußerlich angeregt, in derselben Umgebung athmend, von derselben Reihefolge der Gedanken, halb schlummernd, bewegt, war es das unveränderte, ihn zwar an- aber nie aufregende Dasein, welches sein Pflanzenleben fortdauernd unterhielt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn dieses sich erhalten hätte, er ein sehr hohes Alter erreicht haben würde. Die plötzliche Veränderung aller inneren und äußeren Verhältnisse, die Ahnung einer Gefahr, die er weder klar aufzufassen, noch auf irgend eine Weise abzuwehren vermochte, mußte psychisch wie physisch eine dumpfe Unruhe erzeugen, die tödtlich an der Wurzel seines Daseins nagte. Ich erwartete, als ich seine Reise erfuhr, seinen Tod. Doch starb er erst acht Monate später.

Der Krieg ward nun, wie begreiflich, mit großer

Erbitterung geführt: Napoleon hatte keinen treueren Verbündeten. England hatte selbst viele der eigenen Einwohner in eine traurige Lage gebracht. In allen größeren Häfen lagen englische Schiffe, diese wurden natürlich sämmtlich für gute Prisen erklärt und die Besatzung gefangen genommen. Täglich liefen Nachrichten von der belagerten Hauptstadt ein. Die Engländer landeten, umzingelten die Stadt, und diese ward mehrere Tage hintereinander mit Kugeln, Bomben und congreveschen Raketen beschossen. Die Einwohner bewaffneten sich, die Bürger, mit diesen die Studirenden, wagten kühne Ausfälle, aber sie konnten keinen bleibenden Erfolg haben. Ganze Theile der Stadt geriethen in Brand. Der Thurm der Frauenkirche, der höchste unter allen, stürzte ein. Man sah ein, daß die Stadt nicht zu halten war. Aber es war den Engländern auch nicht um diese zu thun. Was sie haben wollten, war der uralte Edelstein des Landes, war das große nationale Heiligthum, an welches seit uralten Zeiten, seit den kühnen Zügen der Normannen, die das südliche Europa besiegten und den entnervten Einwohnern nach der Eroberung neue Kräfte verliehen, als an das Symbol der volksthüm-

lichen Selbständigkeit, sich alle geschichtliche Erinnerung knüpfte — es war die Flotte! Daß viele friedliche Bürger den Muth verloren, daß eine große Hauptstadt durch Waffen, deren vernichtende Gewalt eine frühere Zeit nicht kannte, in eine solche Lage versetzt, innerlich erbebte, das ist begreiflich. Während die Jugend auf den Wällen und bei den Ausfällen muthig nur für den Kampf lebte, und von dem großen Moment hingerissen, alles Uebrige vergaß, saß der ältere Bürger mit Frau und Kind in seinem Hause, in mehreren Gegenden der Stadt jeden Augenblick den Tod seiner Familie erwartend. Daß neben der kecken Kampflust, die das Letzte wagen wollte, sich die Hoffnung, diese Tage des Schreckens durch eine Uebergabe der Stadt zu endigen, erst leise, dann immer lauter äußerte, ist begreiflich. Mußte man sich doch sagen, daß der fortgesetzte Widerstand die Zerstörung der Stadt nur beförderte, ohne die Katastrophe verhindern zu können. Abgesandte der Feinde gaben die schönsten Versprechungen. Nur auf wenige Tage sollte Land und Stadt besetzt werden, wenn man nur die Flotte abführen ließe. Da trat ein kühner Seemann hervor und machte den Vorschlag, die Kriegsschiffe

anzubohren und dann die Thore zu öffnen. Aber der Gouverneur der Stadt war ein schwacher Greis und fürchtete die Folgen, die eine solche That für die Stadt haben würde, wenn der Feind in dieselbe einzog, und voll Erbitterung seine Absicht vereitelt sah. Ein junger tüchtiger Commandeur würde eingesehen haben, daß eine unnütze Grausamkeit in den Augen von Europa, ja nach dem Urtheile des eigenen, für große Gesinnung empfänglichen Landes, den feindlichen Heerführer mit Schande bedeckt hätte. Die Gesinnung mußte seine Bewunderung erregen. Aber aus welchem Gesichtspunkte der alte schwache Commandant der Festung die Verhältnisse betrachtete, erhellt schon aus einer Anekdote, die in Dänemark öffentlich geworden ist, und die ich um so eher das Recht habe, zu erzählen, weil mein eigener Bruder eine Rolle dabei spielte. Er hatte als Ingenieur-Major die Aufsicht über die Küstenstrecke längs des flachen Inselufers von Amager. Diesem Ufer gegenüber liegt die seichte Insel Saltholm; oft vom Meere ganz überspült, im Sommer aber, der reichen Grasung wegen, für die Viehherden der nahe wohnenden Einwohner benutzt. Diese Insel war natürlich von den Engländern be-

setzt. Die Einwohner ruderten täglich herüber, um die Kühe zu melken, und mein Bruder machte darauf aufmerksam, daß die Communication mit dem Feinde nicht zu dulden sei. Die Weiber und Männer bezogen die Märkte der Stadt, denn die Befestigungen von Kopenhagen reichten an diesen Ufern weit hinaus; und das Stadtthor nach dieser Richtung war nicht geschlossen. Daß die Feinde den nach Saltholm hinüberrudernden keine Hindernisse in den Weg legten, war natürlich; sie konnten durch diese die besten Nachrichten über die Lage der Stadt erhalten. Dieser Bericht meines Bruders kam in einem Kriegsrathe zur Sprache. Diese Communication, äußerte der Gouverneur, kann ja nicht verhindert werden, denn wie sollen die Kopenhagener sonst alle Morgen ihre Sahne erhalten? —

Die Thore wurden nun geöffnet, geschäftig sah man die Engländer mit gewohntem Geschick die Kriegsschiffe ausrüsten und wegführen, und Dänemarks alte Glorie ward der Raub einer frevelhaften That.

Die dänischen Kriegsschiffe zeichneten sich unter allen europäischen aus; sie konnten sich, das ward

von den Engländern anerkannt, mit ihren besten messen. Der Ruf der dänischen Seeleute war in ganz Europa begründet. Als die norwegischen und dänischen Matrosen, die in englischem Dienste waren, aufgefordert wurden, diesen zu verlassen, trennten sich mehr als 10,000 von der feindlichen Flotte. Sie gehörten, anerkannt, zur besten Bemannung. Der dänische Seeoffizier war mit Recht stolz auf seinen Stand; es gab zwei Institutionen im Lande, deren echte Gediegenheit allgemein anerkannt war. Dänemark unterwarf sich mit stolzem Nationalgefühl der selbständigen Gerechtigkeit des höchsten Gerichts, und das Land fühlte sich gehoben durch die Tüchtigkeit der Marine. Wenn man sich denken könnte, daß es möglich wäre, ein tapferes feindliches Heer durch einen Schlaftrunk in unüberwindlichen Schlummer zu versenken, wenn dann der Feind sich heranschliche, und dem eingeschlafenen Heere alle Waffen raubte, wenn nun dem entwaffneten Heere der nächtlich erschlichene Sieg kund würde, dann mag man aus der Empfindung der Erwachenden sich eine Vorstellung von dem vernichtenden tragischen Gefühl machen können, welches den dänischen Seemann durchdrang.

Aber der Regent hatte selbst den Beschluß gefaßt, den Befehl, die Kriegsschiffe anzubohren, dem Gouverneur in Kopenhagen zuzusenden. Den bedenklichen Auftrag, sich mit diesem Befehl in die belagerte Stadt zu schleichen, erhielt mein jüngster Bruder. Es gelang ihm wirklich, unbemerkt durch die englischen Truppen bis in die Nähe von Kopenhagen zu kommen; hier ward er öfter angehalten, einige Zeugnisse, die er von den Beamten erhielt, wurden nicht als gültig betrachtet und er ward gefangen nach einem Kriegsschiffe gebracht. Die Depesche hatte er glücklich vernichtet, und gab sich für einen Hauslehrer aus, der seinen Prinzipal suchte. Man war schon im Begriff, ihn als unverdächtig zu entlassen, als ein einfältiger Bauer, der als ein entlassener und jetzt wieder beorderter Soldat, sich auf dem Kriegsschiffe mit einigen andern als Gefangener befand, ihn voll Verwunderung erkannte und in aller Unschuld ausrief: „Jh! das ist ja unser Lieutenant.“ Dieses ward dem Commandanten bald gemeldet, und mein Bruder gerieth, wie es schien, in große Gefahr. Man drohte, ihn zu tödten, änderte aber bald das Betragen gegen ihn, als man sah, daß man durch Drohungen nichts über ihn vermochte, und

behandelte ihn von jetzt an wie einen gefangenen Offizier mit Achtung. Leider erfuhr ich den Auftrag, den mein Bruder erhalten und angenommen hatte, durch einen Zufall, und seine Gefahr beunruhigte mich sehr.

Aber eine andere Nachricht vergrößerte das Unglück, welches sich um mich concentriren zu wollen schien. So groß war das Vertrauen zum englischen Hofe, daß der dänische Gesandte mit Urlaub sich entfernt hatte. Man wird sich erinnern, was mir Rist war; nebst Mynster und meinem jüngsten Bruder, der vertrauteste Freund, den ich besaß. In der That habe ich mich bis dahin gegen keinen Menschen so völlig aufgeschlossen als gegen ihn. Er war Legationssekretär in London und in der Abwesenheit des Gesandten Chargé d'affaires; und nun hörte ich, welche harte Vorwürfe ihn trafen: Er habe, sagte man, das Gelingen der Ueberraschung veranlaßt, von ihm hätte man vorher über die Ausrüstung und ihren Zweck die hinlängliche Nachricht erhalten müssen.

Zwei Tage lagen nur zwischen dem Empfang der Nachricht von den Friedensstipulationen zu Tilsit in London, und zwischen dem allgemeinen Embargo, der

jede Mittheilung verhinderte. In den bekannt gewordenen Berichten aus Graf Münsters Correspondenz behauptet der kundige Hormayr sogar: erst am 22. Juli 1807 sei durch d'Autraignes dem englischen Cabinet die Nachricht davon zugekommen. Die für einen andern Zweck ausgerüstete Expedition erhielt den Befehl, nach Kopenhagen zu segeln, am 24., und am 26. Juli segelte sie ab. Erst am 31. wurde das Embargo aufgehoben, und eine Mittheilung möglich. Dennoch hatte Rist auf die Ausrüstung aufmerksam gemacht. Der König erkannte, bei genauer Ueberlegung und als die erste furchtbare Ueberraschung ihre Gewalt verloren hatte, die Unmöglichkeit einer Mittheilung; Rist erhielt eben in dieser Zeit nach dem unglücklichen Ereigniß einen höhern Rang und Wiederanstellung, und bei seiner ersten Audienz sagte der König: „um an diese Schandthat von Seiten einer christlichen Macht zu glauben, müßte man so schlecht sein, als die englischen Minister.“

Aber, wie wenig sich mein Freund auch vorzuwerfen hatte, so war es doch ein grauenhaftes Ereigniß, in einen solchen düstern Moment der Geschichte sich persönlich hineingezogen zu sehen. Es ruht noch ein

Dunkel auf den politischen Vorgängen jener Tage, und soviel ich weiß, vermag Rist es zu lichten. Ich wage es, ihn dazu aufzufordern — und seine Schriften über unsern verstorbenen Freund v. Berger und über Schönborn beweisen, wie bedeutend unter seiner Feder solche Darstellungen werden. Es sind so viele Jahre seit jener Zeit verflossen. Die Thatsachen dürfen jetzt, als der Geschichte gehörig, betrachtet werden, und für die klare, ruhige, völlig leidenschaftlose Mittheilung darf ich haften.

Mir machte diese Nachricht, zu einer Zeit, wo Alles, äußerlich wie innerlich um mich her in Trümmern lag, die Nacht, die mich schauerlich umfing, noch dunkler. Rist war in Holstein. Ich eilte, ihn aufzusuchen, als ich erfuhr, daß Scharlach und Friesel in seiner Familie herrschte. Ich war früher Zeuge der Ansteckung meiner ältesten Tochter von dem Keuchhusten. In Angeln begegnete uns nämlich eine arme Frau auf einem Spaziergange. Sie bettelte, ein Kind, von ihr getragen, war vom Keuchhusten ergriffen. Meine Tochter schauderte, als sie den Anfall sah, und den Tag darauf brach die Krankheit bei ihr aus. Sie ward sehr heftig. Mein Freund, Professor Weber der jün-

gere, in Kiel, war ihr Arzt und dieser fand ihren Zustand bedenklich. Noch war sie kaum wieder hergestellt; ich war ängstlich in dieser Zeit, wie nie, und ich werfe mir es noch vor, daß ich umkehrte. Ich habe Rist erst im Jahre 1824 wiedergesehen.

Mir war es, als ich diese Nachrichten erhielt, als sollte mein Dasein mit allen seinen innersten Stützen zusammenstürzen, und die nächtliche Melancholie, ein mir bis dahin unbekanntes Uebel, fing an, an meinem Innersten zu zehren. Und dennoch sträubte sich meine ganze Natur gegen diese mir fremde Krankheit, und ein jeder Anschein von Hoffnung ward leidenschaftlich ergriffen. Ja mit Heftigkeit suchte ich eine wissenschaftliche Beschäftigung, und ein Aufsatz, über die Bedeutung der Vegetation, den ich für Schellings Journal für die Medizin als Wissenschaft schrieb, ward in dieser Zeit ausgearbeitet. — Ritter, der durch Schellings Einfluß aus seiner betrübten Lage in Jena gerettet wurde, erhielt einen Ruf als Mitglied der Akademie in München; dort hatte er sich mit einem sogenannten Wasser- und Metallfühler eingelassen und glaubte, die seltsamsten Entdeckungen gemacht zu haben. Siderismus nannte er die neue Lehre, die er

durch diese Entdeckungen begründen zu können glaubte, und eine kleine, jetzt ganz vergessene Schrift, die er damals herausgab, ward zwar von den empirischen Physikern verschmäht und zurückgewiesen, erregte aber in gewissen Kreisen, besonders unter denen, die die Natur speculativ zu betrachten geneigt waren, ein großes Aufsehen. Obgleich nun die leise Oscillation eines kosmischen Daseins, welches in unklaren Bebungen unser Inneres bewegt, von mir niemals abgeleugnet wurde, so zweifelte ich nichts destoweniger entschieden an der Möglichkeit, diese verborgene Naturthätigkeit zum Gegenstande klarer wissenschaftlicher Beobachtungen machen zu können; und wenn ich auch diese Richtung der Untersuchungen nicht ganz abwies, so näherte ich mich ihnen doch nur mit großem Bedenken. Zu den Versuchen, auf welche Ritter aufmerksam gemacht hatte, und die er selbst in Menge anstellte, so wie sie sich auch mit Leichtigkeit wiederholen ließen, gehören vorzüglich folgende: An einem Haar oder sonst an einem möglichst feinen Seidenfaden wird ein goldener Ring befestigt. Der Faden wird leicht zwischen den Fingerspitzen gehalten, und wenn er über verschiedene Körper gehalten wird, be-

sonders über Metalle, entstehen bestimmte Schwingungen; theils in geraden Linien, die dann durch ihre Richtung nach verschiedenen Weltgegenden sich unterscheiden lassen; theils durch verlängerte Ellipsen, bei welchen man nicht nur die Richtung nach den Weltgegenden, sondern auch die Bewegung der Ellipse von der Rechten nach der Linken oder umgekehrt wahrnehmen kann. Ritter glaubte in diesen Bewegungen je nach der Natur der Gegenstände, über welchen die Schwingungen stattfanden, ein geheimes Gesetz zu entdecken. In mehreren Gegenden von Deutschland wurden diese Versuche von Männern und Frauen mit leidenschaftlichem Eifer angestellt; sie waren förmlich Mode. Auch unter meinen Freunden in Holstein erregten sie ein lebhaftes Interesse. Ich wollte nicht widersprechen, und nahm, obgleich kopfschüttelnd, an ihren Versuchen Theil. Ich entdeckte bald, daß der subjektive psychische Einfluß des Experimentators sich von dem Objectiven des Gegenstandes niemals entschieden trennen ließ, und hielt mich für überzeugt, daß ein reiner Versuch auf diesem Wege nicht möglich wäre. Nun sollte aber die Beschäftigung meiner

Freunde auf eine für mich höchst lehrreiche Weise ein Ende nehmen.

Ich habe oft bemerkt, daß Philosophen, die von einem rein abstracten Anfang an sich entwickelt haben, am leichtesten mit unbestimmten Erscheinungen zufrieden gestellt werden, die sich der Abstraction am leichtesten fügen; so wie der exacteste mathematische Calcül wohl nicht selten den unsichersten Beobachtungen eine scheinbare Festigkeit ertheilt hat, und wie eben die schlechteste und ungeschickteste Dichtung durch die vortrefflichste musikalische Composition gehoben wird.

Unter denen, die diese Versuche mit dem größten Eifer und mit wirklichem Scharfsinn verfolgten, gehörte Hülsen. Während ich mich bei Thaden aufhielt, hatte er sich eine Menge Metallstäbe angeschafft, zum Theil von Metallmischungen in wechselnden, jederzeit möglichst genau bestimmten Verhältnissen. Er betrachtete nun mit möglichster Genauigkeit die Schwingungen, über eine genau nach Norden orientirte Linie, welche durch andere in allen Richtungen der Windrose gelegte Linien durchschnitten wurde. Nachdem er sich eine Zeit lang mit diesen Versuchen beschäftigt hatte, hielt er sich für überzeugt, ein wirkliches System aller

dieser Bewegungen gefunden zu haben, nach welchem sich die siderische Bedeutung der einfachen Metalle und ihre Mischungen bestimmen ließen. Diese Bewegungen, ihre Richtungen und die Drehungen der Ellipsen nach der Rechten oder Linken wurden genau bemerkt, und die Reihe der Versuche bildete ein langes Verzeichniß, welches in der That nicht ohne Ueberraschung betrachtet werden konnte. Ich hatte eben Thaden verlassen, und reiste über Seekamp nach Hamburg zurück. Hülsen, erfreut über seine Entdeckung, die, wie ihm schien, durch die oft wiederholten Versuche, die immer den nämlichen Erfolg hatten, fest begründet war, kam ebenfalls nach Seekamp, um mich mit seiner Entdeckung bekannt zu machen. Alle Metallstäbe wurden in einer bestimmten Reihe geordnet, wie die Richtungen der Oscillationen den Strichen des Compasses von Norden nach Osten folgten, die ganze Windrose hindurch, und wie bei einem jeden Strich die Ellipsen sich rechts oder links bewegten. Das weitläufige Verzeichniß, welches die Resultate von fast hundert Beobachtungen enthielt, ward mir übergeben. Alle Versuche zu wiederholen, wäre freilich zu weitläufig gewesen, aber ein Drittel vom

Ganzen wurde wirklich angestellt, willkürlich aus allen Windstrichen genommen. Jedesmal, wenn ein bestimmtes Metall genommen war, verglich ich das Resultat mit dem in dem Verzeichniß angegebenen. Daß nun der Experimentator die Resultate so vieler Versuche solcher Art, die willkürlich aus der ganzen Reihe herausgesucht wurden, für einen jeden Fall klar im Gedächtniß behalten hätte, sich nie darin geirrt, sich durch sein sicheres Bewußtsein orientirt, und uns so getäuscht hätte, war allerdings eine Hypothese, die entschieden abgewiesen werden mußte; theils weil wir den redlichen Mann kannten, theils weil solcher Betrug schlechterdings unmöglich schien. Ich verfolgte diese Versuche stillschweigend, aber mit einer großen Spannung und steigender Verwunderung. Mein Freund Hülsen glaubte, den Grund dieser Verwunderung in der Wichtigkeit seiner Entdeckung zu finden, und ward, je mehr die Menge der Versuche zunahm, sichtbar zufriedener. Indessen hatte ich mit Berger, unserem Wirth, ein geheimes Einverständniß, und als wir die Reihe der Versuche schlossen, wandte ich mich an Hülsen: „Freund, sagte ich, was ich hier erlebt habe, ist in der That bewundernswürdig. Es ist mir eine

Aufgabe geworden, die mich wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch beschäftigen wird, ohne ihre ganze Lösung zu finden; aber sie ist mir eine psychische und nicht eine physische geworden. Du bist mir das Wunder, nicht deine Metallstäbe — denn da, sagte ich, und zeigte mit dem Finger, ist Norden und nicht, wo du meintest." Er hatte das mit den Strichen bezeichnete Papier allerdings nach dem Compaß gelegt; daß er sich bei diesen Versuchen nach dem magnetischen Pol richten zu müssen glaubte, war natürlich. Während er sich nun wegbegab, um seine metallischen Stäbe zu holen, wurde zufällig durch einen Anstoß das Papier verschoben. Berger und ich vereinigten uns bald stillschweigend, um die Erfolge dieses Irrthums wahrzunehmen, und entdeckten nun mit größtem Erstaunen, daß zwar der objective äußere Pol verrückt war, daß aber der subjective Pol der Seele dieselbe Richtung behalten hatte, so daß alle scheinbar gesetzmäßigen Verhältnisse sich um diese mit instinktartiger Sicherheit ordneten.

Hülsen erschrak zwar, als er auf diese Weise erfuhr, daß er, anstatt seine physikalischen Kenntnisse, ja die Wissenschaft zu erweitern, sich selbst ein uner-

klärbares Räthsel geworden war. Aber er war zu sehr Philosoph, um nicht diese Sache vollkommen rein objektiv zu betrachten; von Pendelversuchen war aber von jetzt an in diesem Kreise nicht mehr die Rede.

Noch hatten sich keine entschiedenen Aussichten für eine zukünftige Thätigkeit eröffnet; der Herbst näherte sich, meine Frau erwartete ihre Niederkunft, die Großmutter, deren Liebling sie war, würde sich, wie sie unsere Lage kannte, nie beruhigt haben, wenn sie nicht die bedenkliche Zeit in ihrem Hause in Hamburg verlebt hätte, und die treffliche Frau Sieveking lud mich ein, die Herbstmonate in ihrem herrlichen Garten in Neumühlen zuzubringen. Wir trennten uns mit Wehmuth von den Holsteinschen Freunden, und traten die Reise an. Ein dunkler Schatten hatte zwar während des Aufenthalts in diesem schönen Kreise auf der Vergangenheit geruht, aber die rein menschliche Zuneigung theurer Freunde, durch geistige Annäherung erleuchtet, bildete einen heiteren Hintergrund, über welchem sich zwar der Trübsinn gestaltete und dunkle,

unfreundliche Tage hervorrief, die aber wie Wolken verschwanden.

Ich muß selbst von der Witterung reden, denn sie war in diesem Sommer merkwürdig. Die heftigsten Gewitter herrschten, und setzten uns zweimal in Schrecken. Bei Thaden schlug der Blitz in eine Mühle, die in gefährlicher Nähe des Wohnhauses stand. Unsere Schlafstube lag nach dieser Mühle hin, die Flammen richteten sich auf das Haus; ich sah hier zum ersten Mal wie die flammenden Windmühlflügel in Bewegung geriethen, und wie der Umschwung immer heftiger wird, je mehr die Flammen wachsen. Man kann sich den Schreck meines Freundes denken. Die Mühle brannte allein ab. — Als wir uns vor der Abreise in Seekamp aufhielten, wurden wir abermals durch ein heftiges Gewitter in großer Nähe aufgeweckt. Ein donnernder Schlag, der dem Blitz unmittelbar folgte, schien das Haus fast in Bewegung zu setzen; wir sahen zum Fenster hinaus. So wie mehrere Edelhöfe in Holstein, war auch dieser von einem Graben umgeben; jenseit dieses Grabens stand die Wohnung eines Häuslers in Flammen. Zum zweiten Mal also trat dasselbe furchtbare Ereigniß hervor.

Der Sievekingsche gesellige Kreis gehörte viele Jahre hindurch zu den ausgezeichnetsten im nördlichen Deutschland. Der Handelsherr war schon vor mehreren Jahren gestorben, und ich hatte ihn nicht kennen gelernt; er gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern der Stadt, bekleidete die ansehnlichsten Aemter, wurde zu bedeutenden Gesandtschaften gebraucht, und stand in wahrhaft großartigen Verhältnissen, sowohl mit den gelehrten als politischen Notabilitäten seiner Zeit, in Frankreich, England und Deutschland. In einer Zeit, wie die seit der Revolution, bei der großen Gastfreiheit des reichen Handelsherrn, war daher sein ansehnliches Haus ein europäischer Vereinigungspunkt der großartigsten Gesellschaften. Seine Frau war die Enkelin des zu seiner Zeit berühmten Reimarus, des Verfassers der durch Lessing herausgegebenen Wolfenbüttler Fragmente, die Tochter eines Mannes, der so viel dazu beitrug, Hamburg einen literarischen Ruf in Deutschland zu erwerben. Er hat sich, wie bekannt, vorzüglich durch die Schriften über die Blitzableiter, so wie durch eine andere über die Kunsttriebe der Thiere einen großen Ruf erworben. Ich habe Gelegenheit gefunden, an einer

andern Stelle dieses liebenswürdigen Greises zu erwähnen, der im hohen Alter noch immer mit großem Eifer die Fortschritte der Naturwissenschaft verfolgte. Ebeling und Büsch waren seit langen Jahren Hausfreunde, so wie der allgemein bekannte Voigt, der Besitzer der großen Gartenanlagen in Flodbeck, die jetzt im Besitz des Senator Jänisch, noch immer durch den großen Reichthum der seltensten Pflanzen für das Studium der Botanik so wichtig ist. Voigt legte den Grund zu den berühmten Armenanstalten der Stadt, die später als Muster ähnlicher Anstalten in vielen andern großen Städten dienten. Fast täglich erschien in diesem Kreise Pool, der Eigenthümer des Altonaer Merkurs, ein Mann von der lobenswerthesten Gesinnung, der die politischen Ereignisse seiner Zeit mit großer Umsicht übersah, mit Gründlichkeit erforschte, und durch seine mannigfaltigen Verbindungen genau kannte. Er war mit meinem Schwiegervater in Verbindung, und der Herausgeber einer Monatsschrift, unter dem Titel: „Frankreich," die noch immer als eine Hauptquelle der Geschichte der Revolution betrachtet werden muß. Meine Schwiegermutter war von Kindheit an mit der Frau des Hauses erzogen, Reichardt

gehörte, so zu sagen, zur Familie. Eben als ich in meiner Jugend, in der traurigsten Lage in Hamburg lebte, hielt er sich hier mit seiner ganzen Familie auf. Er bewohnte den Sommer über ein Haus in Neumühlen, welches an den Sieveking'schen Garten grenzte. Sein damaliger Aufenthalt in Hamburg war durch den Ankauf eines bedeutenden Gutes in Holstein veranlaßt worden. Er ward in den Stand gesetzt, dieses Gut zu kaufen, durch eine durchaus Platonische Verbindung mit einer hohen Frau, durch eine jener Verirrungen der damaligen Zeit, als die wechselseitige Bewunderung der Männer und Frauen sich auf eine wahrhaft naive Weise aussprach, die durch ihre schwächliche Sentimentalität freilich einen starken Gegensatz bildeten gegen die gesunde Art, mit welcher Goethe solche Verhältnisse auffaßte. In Jacobi's Woldemar ist diese Krankheit auf die Spitze getrieben. —

Das Gut in der Nähe von Kiel war zwar gekauft, Reichardt mit seiner Familie hielt sich dort einige Wochen auf, aber dieser verstand zu wenig ein solches Geschäft; er hatte den Besitz zu theuer bezahlt, und war sehr zufrieden, als er das Gut sogleich wie-

der mit einem bedeutenden Verluste verkaufen konnte. Als er es wieder verlassen hatte, hielt er sich nun in Hamburg und Neumühlen auf. Aber nicht allein die mit der Familie enger Verbundenen machten diesen Kreis merkwürdig. Dumouriez und Lafayette haben sowohl als Claudius, Voß, die Stolberge und der Philosoph Jacobi an diesem Kreise Theil genommen.

Ich kann diese Darstellung der früheren geselligen Verhältnisse des gastfreien Sievekingschen Hauses nicht schließen, ohne noch ein Ereigniß zu erwähnen. Meine verstorbene Schwägerin nämlich, die als Componistin geschätzte Louise Reichardt, schloß hier eine genaue Freundschaft mit einem merkwürdigen Mädchen, Felicité Fernay. — In der Gegend von Brüssel lebte Fernay als Inhaber eines Pachtgutes, während der heftigsten Bewegung der Revolution, einsam mit drei Töchtern; der Sohn, der in der französischen Armee diente, war abwesend; das Haus ward von wilden Räubern überfallen; kein Schutz war da. Da bewaffneten sich die beiden älteren Töchter, stritten mit den Räubern und vertheidigten den alten Vater. Sie sahen ein, daß im väterlichen Hause keine Sicherheit war. Der Vater ward mit der jüngsten Tochter nach

Brüssel gebracht, die beiden Aeltesten zogen Männerkleider an, und versahen in der Armee des Dumouriez Adjutantendienste, und zeichneten sich durch ihre Kühnheit aus. Als dieser General sich von der französischen Sache trennte, begleiteten sie ihn. Der Vater, der Alles verloren hatte, erhielt sich in Altona als Sprachlehrer, und die Töchter, die wieder als Frauen auftraten, erschienen in dem Sievekingschen Kreise, und zwar ganz als sanfte, feingebildete, liebenswürdige Mädchen. Sie bewohnten mit Reichardt in Neumühlen dasselbe Haus, und Felicité blieb eine fortdauernde Correspondentin meiner Schwägerin. Der Bruder, General Fernay, ist in den Kriegen der Restaurationszeit, und irre ich nicht, auch als Krieger in Algier öfter auf eine rühmliche Weise genannt; ohne allen Zweifel lebt er noch. Die jüngste Schwester, die mit dem Vater in Brüssel zurückblieb, heirathete den in den napoleonischen Feldzügen berühmt gewordenen General Guilleminot, der später als französischer Gesandter in Constantinopel eine große Rolle gespielt hat. Im Befreiungskriege folgte ich, nach der Schlacht von Leipzig, den wolkonskischen Kosacken, die den fliehenden Feinden nachsetzten. Ich kam mit wenigen Ko-

sacken nach Weißenfels, das noch von einigen fliehenden Franzosen besetzt war; in der Vorstadt sah ich eine Hausthür mit dem Namen des Generals Guilleminot bezeichnet, und da ich in dieser Stadt die Ankunft der Blücherschen Truppen zu erwarten beauftragt war, konnte ich der Lust nicht widerstehen, mich in dem Hause vorläufig einzuquartieren, welches der Mann, der mir so interessant geworden war, so eben als fliehender Feind, und zwar in der bedenklichsten Lage verlassen hatte.

Sieveking war seit mehreren Jahren gestorben, aber der Gesellschaftskreis hatte dieselbe, ich darf wohl sagen, geschichtliche Bedeutung behalten; und die Frau war mit ihren in blühender Gesundheit heranwachsenden Kindern die Zierde desselben. Nie habe ich eine Frau gekannt, die mich so ganz beherrschte, deren stets milde Gegenwart dennoch eine unwiderstehliche Gewalt über mich ausübte. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie in der großartigsten Umgebung gelebt. Alle geschichtlichen Bewegungen Europas, geistige wie politische und commerzielle, umga-

ben sie durch würdige Repräsentanten, die in ihrer Nähe erschienen. Zwar war die religiöse Ueberzeugung, die in diesem Kreise herrschte, nicht die meinige. Die Ansicht, die mit Reimarus anfing und mit Strauß in unsern Tagen den höchsten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religiosität, und dennoch herrschte in diesem Kreise eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Ueberzeugung eine christliche nennen muß. Das mannigfaltig wechselnde Leben, durch die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit gehoben, hatte eine feine, im edelsten Sinne vornehme Darstellung der Geselligkeit, eine Sicherheit in jeder Aeußerung, ein anmuthiges Maaß, welches niemals überschritten wurde, erzeugt, und eben dasjenige, was am waffenlosesten zu sein scheint, die weibliche Zartheit, erschien hier als das Gebietende. Es war eine wunderbare Vereinigung bürgerlicher unbefangener Vertraulichkeit, durch welche die freimüthigsten Geständnisse hervorgelockt wurden, mit den sichersten Formen der höheren Kreise, die den Umgang stets anregte und zugleich mäßigte. Die unbeschreibliche Güte dieser herrlichen Frau mußte einen jeden hinreißen; sie schien für Andere mehr zu leben,

als für sich selbst; eine jede fremde Sorge trug sie als die eigene, und das Bedenkliche meiner Lage lastete auf ihr, wie auf mir. Nie werde ich den zarten Sinn vergessen, mit welchem sie als Freundin den Gast behandelte. In der Hamburger Classenlotterie war für die letzte Ziehung eine bedeutende Menge großer Gewinne zurückgeblieben. Als die Ziehung zu Ende war, sagte sie: „Kinder, ich hatte voll Hoffnung ein Loos für euch genommen, doch ihr habt kein Glück."

Die Verhältnisse, in welchen ich mich in Neumühlen, und meine Frau bei ihrer Großmutter sich aufhielt, hatten einige Verwickelungen hervorgerufen, die mir höchst unangenehm waren. Man trug mir Aeußerungen der gütigen Frau zu, die, hätten sie stattgefunden, mich gezwungen hätten, ihr Haus zu verlassen. Ich verwarf sie zwar, aber sie wurden mir auf eine Art vorgetragen, die mich beunruhigte. Ich wandte mich an sie selbst, und nie erschien sie mir liebenswürdiger als eben jetzt. Eine einfache Versicherung von ihrer Seite würde mich vollkommen beruhigt haben; ihr genügte aber diese nicht, es war ihr darum zu thun, einen jeden Verdacht, wie er nur möglich sein könnte, zu entfernen.

Auch die politische Gesinnung, wie sie besonders durch Pool repräsentirt wurde, stimmte nicht ganz mit der meinigen überein; sie war überwiegend demokratisch: aber daß die wilden Aeußerungen einer rohen Demokratie in diesem Kreise verbannt waren, versteht sich von selbst.

Zu den damals ausgezeichneten Männern, die ich im Sievekingschen Kreise fand, gehört Reinhardt, der vor einigen Jahren als französischer Pair starb, der damals von Jassy, wohin ihn Napoleons Ungnade verwiesen hatte, zurückgekommen war. Er hatte bekanntlich, als Sieyes in das Direktorium trat, eine kurze Zeit hindurch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und überhaupt ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Als würtembergischer Predigersohn studirte er fleißig, er war auch mit der Ausbildung der Philosophie vertraut, und suchte in Paris sein Glück zu machen. Hier ward er dem Sieyes bekannt, der damals eine Art französischer Metaphysiker war. Dieser übertrug ihm die Ausarbeitung einer kurzen Darstellung der Kant'schen Kritik, die in einem von Reichardt herausgegebenen Journal „Deutschland" in deutscher Sprache abgedruckt wurde. Sieyes, der

die Kant'sche Kritik nach dieser Darstellung eben so gut verstand, wie in unsern Tagen Cousin den Schelling und Hegel, versicherte zwar, durch Kant nichts Neues erfahren zu haben. „Das Alles," äußerte er höchst naiv, „haben wir schon lange gewußt;" und es ist wohl höchst zweifelhaft, ob Kant jetzt in Frankreich richtiger aufgefaßt wird. So wenig nun auch Sieyes durch Reinhardts Darstellung zufrieden gestellt war, so war der letztere doch durch die Bekanntschaft mit dem mächtigen Manne befördert. Reinhardt hatte ein sehr ruhiges Aeußere; er sprach langsam, und sein Urtheil hatte etwas Bestimmtes und Schneidendes. Wie ich ihn kennen lernte, begriff ich wohl, daß er imponiren konnte. Bekanntlich war Talleyrand sein vorzüglichster Gönner. Unter Denen, die er in den auswärtigen Angelegenheiten benutzte, schätzte er wohl keinen höher, als ihn. Jetzt erschien er bei seiner Schwägerin (seine Frau war die Schwester der Madame Sieveking) nichts weniger als angenehm. Er sprach fast nie, war fortdauernd mürrisch und seine Gegenwart war jederzeit lästig und störend. Wenn er, höchst selten, zugänglicher erschien als gewöhnlich, freute man sich allgemein. „Heute," sagte die gütige Frau dann,

„ist Reinhardt ganz allerliebst,“ wenn er sich so betrug, wie man es von einem einigermaßen gefälligen Manne unter allen Umständen erwarten konnte. Allerdings mochte er von einem tiefen Gram niedergedrückt sein. Die Masse von furchtbaren Erfahrungen mußte ihn beugen; er haßte, wie ich später von ihm selbst erfuhr, Napoleon, dessen Gewalt er mit Unwillen wachsen sah, und der deutsche Mann hatte die Liebe zu seinem Vaterlande doch nicht aufgeben können; er sah wohl klarer als die Meisten ein, wie in allen Richtungen des Daseins vernichtend Napoleons Gewalt über Deutschland sein würde. Seine eigene Lage in Frankreich war auch nicht eine wünschenswerthe, und als er endlich aus seinem Exil in Jassy zurückkehrte, hielt er sich jetzt ohne irgend eine Anstellung bei der Familie seiner Frau auf. Ich hatte Hamburg noch nicht verlassen, als Napoleon Reinhardt nach Paris berief, um ihn als seinen Gesandten bei seinem Bruder Jerome für das neu errichtete Königreich Westphalen anzustellen. Einerseits mochte der Kaiser wohl glauben, daß der geborne Deutsche ihm nützlicher sein könnte, andererseits bewies diese Anstellung allerdings ein gewisses Vertrauen von Seiten Napoleons, und

die Berufung stellte sich ihm wohl in einem schmeichelhaften Lichte dar. Daß er aber jetzt, da er als ein völlig unabhängiger freier Mann, freilich in einer etwas beschränkten Lage, auf seinem reizenden Landsitze bei Remagen am Rhein leben konnte, sich wieder in eine Abhängigkeit begab, die ihm auf jede Weise drückend sein mußte, mißfiel der Schwägerin durchaus. Unter den Vertrauten äußerte sie sich selbst über das Schicksal der Schwester nicht ohne Sorgen; ich hingegen begriff den Entschluß Reinhardts sehr wohl. Er war noch in seinen besten Jahren, gewohnt in die großen Verhältnisse eines mächtigen Reiches bedeutend einzugreifen, und konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, in einer höchst bedenklichen Zeit seinem Vaterlande nützlich zu sein. Dem armen Predigersohne mochte es schwer fallen, zu vergessen, daß er einmal französischer Minister gewesen war. — Ich trat zu der Zeit ihm nicht näher; er hatte für mich etwas Abstoßendes. Später lernte ich ihn genauer kennen, und gewann ihn sehr lieb. Freilich sahen wir uns zum zweiten Male unter Verhältnissen, die keiner von uns damals so nahe glaubte.

Mit den übrigen Gliedern der Familie lebte ich auf einem vertrauten Fuße. Der Greis Reimarus zog mich sehr an, und ich versetzte mich gern auf den Standpunkt der Naturwissenschaft, in welchem er sich bewegte, der jetzt zwar als ein veralteter erschien, mich aber mit allem Zauber jugendlich glücklicher Erinnerung umgab. Seine Frau ist selbst in der deutschen Literatur nicht unbekannt geblieben. Sie war in ihrem hohen Alter rüstig, ihre Gesichtsbildung hatte etwas Strenges, und sie besaß jenen bedeutenden körperlichen Umfang, der bei den Frauen in Hamburg wie in Holstein, im höheren Alter nicht selten ist; ihre Behauptungen waren schneidend, ihre Ansichten, in der Richtung der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet, entschieden, und ihre Urtheile über Menschen, mit deren Benehmen sie unzufrieden war, fielen hart aus. Mich schonte sie nicht, und fand auch genug an mir zu tadeln; was sie von meinen philosophischen Ansichten gelegentlich erfuhr, erschien ihr unverständlich und daher verwerflich. Daß ich meine Familie durch einen tadelnswerthen Streit mit dem dänischen Regenten in eine so bedenkliche Stellung versetzte, er-

schien ihr thöricht und auf keine Weise zu entschuldigen. In meiner damaligen Stimmung war ich nun keineswegs geneigt, Aeußerungen der Art stillschweigend zu dulden. Ich erinnere mich, ein Mal ihr entschieden entgegen getreten zu sein. „Es kann," sagte ich, „unmöglich Ihr Ernst sein, das zu vertreten, was Sie gegen mich behaupten." Sie hatte nämlich zugegeben, daß der Mann jedes Opfer seiner Ueberzeugung bringen dürfe, wenn er allein für sich zu sorgen habe: anders aber verhielte es sich, wenn das Schicksal der Frau und der Kinder von seinem Benehmen abhängig wäre. „Sie, meine Gnädige," äußerte ich, „die Correspondentin des kühnen Lessing, sollten zugeben, daß eine Frau die Grundpfeiler der männlichen Ueberzeugung erschüttern dürfe? Sie sollten es lobenswerth finden, wenn die Mütter die tapfern Söhne zurückhielten, von einem gefährlichen Kampfe für das Vaterland? Sie schätzen die Würde Ihres Geschlechts zu hoch, stellen diese zu entschieden in ihrer Reinheit dar, und würden selbst, wie in einem bedenklichen Kampfe die spartanische Mutter, so auch als Frau den Mann ermuntern, mit ihr das Elend zu wählen, wo es einem Kampfe für seine Ueberzeugung galt.

Die Verachtung gegen einen Mann, der sich einer, in seinen Augen schlechten Sache verkaufte, um sich zu erhalten, würde Ihnen furchtbarer erscheinen, als Armuth und Verfolgung." —

Was mich schnell bei diesem Streit versöhnte, war die wirkliche Güte, mit welcher sie eine solche harte Erwiderung duldete und, obgleich sie in der Familie eine anerkannte Herrschaft ausübte, mir als Gast eine freiere Sprache erlaubte.

Im Sievekingschen Hause erschien auch der Graf Wallmoden, der die unglückliche Capitulation im Jahre 1803 an der Elbe schloß; mit ihm der Erbprinz von Lippe-Bückeburg und die Schwester des Freiherrn von Stein. Ich habe nicht leicht eine Frau gesehen, in deren Gesichtszügen sich mehr eine imponirende ächt adelige Gesinnung aussprach. Die Lage dieser bedeutenden Personen war im höchsten Grade bedenklich, ihre Länder in feindlicher Gewalt, ihr Eigenthum in Gefahr. Bernadotte hielt Hamburg besetzt, und sein Benehmen ward im Ganzen gelobt. Destomehr ward Bourrienne getadelt. Napoleon, behauptete man, dem er beschwerlich war, wollte ihn von seiner Person entfernen, zugleich aber, da er Vieles wußte, was der Kaiser nicht

durfte bekannt werden lassen, sein Stillschweigen erkaufen. Es war leicht vorauszusehen, daß durch die Continentalsperre die ausgedehnteste Schmuggelei einer Handelsstadt wie Hamburg nothwendig ward, wenn nicht alle Handelsverhältnisse zerstört werden sollten. Diese wurde nun durch eine Uebereinkunft mit Bourrienne befördert; alle bedeutende Handelshäuser standen mit ihm in Verbindung, und er mußte durch bedeutende Summen erkauft werden. Seine Finanzen waren bekanntlich im höchsten Grade zerrüttet und er soll, nachdem kaum einige Monate seines Aufenthalts in Hamburg verflossen waren, über eine Million Franken nach Frankreich geschickt haben. Bernadotte, wurde erzählt, habe sich bei einer öffentlichen Tafel über dieses verächtliche Benehmen streng und unverholen in Bourrienne's Gegenwart geäußert.

Hamburg war damals natürlich in einer sehr unangenehmen Lage; mehrere der größten und reichsten Handelsherren würden sich zurück gezogen haben, wenn ihre Entfernung nicht den sichern Ruin der Stadt herbeigeführt hätte. Besonders waren die bedeutenden Summen, die in der Bank lagen, gefährdet, aber aller Credit der Handelsstadt wäre verschwunden, wenn

man sich die Kapitalien, die hier ruhten, hätte auszahlen lassen. Jerome Sillem war damals schon mit dem russischen Hofe durch bedeutende Finanzangelegenheiten verbunden; er dachte wohl an die Möglichkeit, wenn Hamburg lange in französischer Gewalt blieb, wenn die Continentalsperre fortdauerte, Hamburg zu verlassen und alle seine bedeutenden Kapitalien nach Petersburg hinzuziehen. Aber die Liebe zu seiner Vaterstadt hielt ihn noch immer von diesem Entschluß zurück. In den geselligen Verhältnissen der großen Handelshäuser merkte man zwar keine Veränderung; bei der Tafel herrschte der nämliche Luxus: aber ein innerer Wurm zehrte an diesem äußern Glanz, und die Häuser, die mir bekannt waren, Sillem, Hamburry und Sieveking, verbargen es nicht, daß sie jährlich bedeutende Verluste erlitten.

In der Stadt fand man außer der französischen Besatzung eine spanische. Das Regiment Prinzessa, eines der vorzüglichsten Regimenter des spanischen Volks, ward von Napoleon aus Spanien nach dem Norden gebracht, und gehörte einem Armeecorps zu, welches, von dem General Romana commandirt, aus den besten spanischen Truppen bestand, deren nationale

Gesinnung dem neuen französisch-spanischen Könige Joseph besonders verdächtig schien. Diese Spanier waren in Hamburg sehr beliebt, zum Theil wohl, weil sie ihren Haß gegen die Franzosen nie verbargen. In den Dörfern des Hamburger Gebiets, wo sie anfänglich zusammenlagen, fanden nicht selten heftige Streitigkeiten statt, die oft von Seiten der Spanier mit einem Dolchstoß endigten. Man war genöthigt, sie sorgfältig von den Franzosen entfernt zu halten. In den Häusern von Hamburg dagegen, in welchen sie einquartiert waren, erschienen sie freundlich, vertraulich, und waren mit Wenigem zufriedenzustellen; sie wußten sich meist bei den Familien einzuschmeicheln, ja selbst durch Hülfsleistungen aller Art sich nützlich zu machen. Die Mißverständnisse, zu welchen die fremde Sprache zum Theil Anlaß gab, endigten, so viel ich erfuhr, jederzeit auf eine freundliche Art. Wenn sie auf ihren Mauleseln seitwärts (nach der Frauen Art) sitzend die Straßen durchzogen, gaben sie sich freiwillig und ohne sich beleidigt zu fühlen, den Späßen der jubelnden Knaben preis. Besonders ergötzlich war es den Einwohnern, ihr Erstaunen zu betrachten, als die Elbe und Alster sich in dem ziemlich strengen Win-

ter mit Eis belegten und nun das bunte Leben auf den stark gefrorenen Flüssen begann. Schlitten mit Masten und Segeln versehen, bewegten sich nach dem Winde, Zelte, in welchen Lebensmittel allerlei Art angehäuft waren, wurden hier und da errichtet, und boten der Menge der Schlittschuhlaufenden mancherlei Erquickungen dar. Die Spanier betrachteten dieses Winterleben mit unverholener Freude und äußerten ihre Verwunderung auf die naivste Weise. Viele ließen sich Schlittschuh anbinden, stürzten aber sogleich hin, und schienen sich zu ergötzen, wenn die Umstehenden ihr Ungeschick belachten. — Besonders aber erwarben sie sich die Zuneigung der Familien, durch die rührende Liebe zu den Kindern des Hauses. Sie waren die sorgfältigsten Kinderwärter, und wenn sie auf eine solche Weise vertraulich an dem Familienleben Theil nahmen, brach das Heimweh hervor, das, obgleich man ihre Sprache nicht verstand, die Zuschauer tief erschütterte. Ueberhaupt zeigte sich neben der südlichen Glut und leichten, vorübergehenden, fröhlichen Beweglichkeit dieser Männer, bei vielen ein tiefer Gram, der sich vor Allem in ihren Nationalliedern aussprach, die sie oft hören ließen, bald einzeln,

bald mehrere vereinigt, und welche jederzeit die tiefste Theilnahme erregten.

Perthes besaß auf dem Jungfernstieg ein Bücher-Assortiment von seltener Güte. Er versorgte das nördliche Deutschland nicht allein, sondern auch ganz Scandinavien und Rußland, besonders mit Werken der ausländischen Literatur. Nicht bloß mit der neuern Literatur war er wohl versorgt, sondern auch mit der ältern; und Herr von Rumohr konnte auf einmal einige Hundert Thaler für seltene spanische Werke, die er forderte, anlegen. Ich besuchte seinen Buchladen sehr fleißig; nicht bloß der Werke wegen, die ich dort vorfand, sondern auch, weil Perthes zu meinen bedeutendsten Freunden gehörte. Seine Gespräche waren stets belehrend und inhaltsreich, seine Vaterlandsliebe in dieser bedenklichen Zeit entschieden und warm; ich verdanke ihm viele schöne und lehrreiche Stunden. In Perthes Buchladen fand ich oft einen kleinen Mann, in einen einfachen Ueberrock gekleidet, der uns besonders auffiel. Er war ein Ausländer, dies hörte man wohl an seiner Sprache, obgleich er ziemlich fertig deutsch sprach; seine Physiognomie verrieth den Südländer und war höchst bedeutend. Obgleich freund-

lich, erschien er vornehm, gebieterisch und seine Freundlichkeit hatte etwas Herablassendes. Was uns in Erstaunen setzte, war seine genaue Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, obgleich nicht mit der neuesten. Dieser Mann war uns beiden lange ein Räthsel. Einst traten ein Paar spanische Offiziere herein, die, als sie ihn erblickten, sich ehrerbietig hinstellten und Front machten. Er ging bei ihnen vorbei, mit der entschiedenen Miene des Gebieters, und verließ den Laden. Wir erfuhren nun, wer dieser Mann war. Wir hatten den General Romana kennen gelernt. Er erschien öfter, und als ich einst den Laden verließ, sprach er mich als einen alten Bekannten an. Als ich gegen ihn meine Verwunderung über seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur äußerte, erfuhr ich, daß er in seiner Jugend einige Jahre in Leipzig studirt habe, wo der bekannte Schriftsteller Garve ihm Unterricht ertheilt hatte. Unsere Ansichten über die Literatur waren freilich sehr verschieden, aber diese Bekanntschaft interessirte mich dennoch sehr, obgleich er in seinen Aeußerungen äußerst vorsichtig war und jedes Gespräch, wenn es politische Gegenstände berührte, plötzlich abbrach. Romana hatte offenbar

die stolze Absicht, sich durch spanische Großmuth auszuzeichnen, und in dieser Hinsicht den französischen Befehlshaber Bernadotte zu überbieten. Seine Wohnung war bei einem reichen Handelsherrn der Stadt. Diesem bot er eine ansehnliche Entschädigung an, die jener natürlich ausschlug, indem er ihn versicherte, daß nicht er, sondern die Stadt die Unkosten der Einquartirung trage. Jetzt wandte er sich an die Frau des Hauses und forderte sie auf, einen Schmuck zu besorgen. „Er ist," sagte er, „für eine Dame bestimmt, die ich in hohem Grade verehre. Ich überlasse Ihrem Geschmack die Wahl des Gegenstandes und bitte, das Geld nicht zu schonen." Als der Schmuck fertig war, zeigte er sich sehr zufrieden; dankte für die Mühe, welche die Frau sich gegeben, lobte ihren Geschmack, und bezahlte die bedeutende Summe. Wie überrascht war aber die Frau, als Romana am Weihnachtsabend ihr selbst dieses ansehnliche Geschenk überreichte, welches sie zwar in Verlegenheit setzte, das sie aber doch nicht abzuschlagen wagte.

Die spanischen Truppen wurden nachher, wie bekannt, nach Dänemark verlegt, und in Jütland und auf den Inseln vertheilt. Ich habe, bei meinen Be-

suchen in Dänemark viele Jahre nachher, Manches von diesen, den Dänen so seltsamen Gästen gehört, besonders aber von der schlauen und geheimen Art, mit welcher sie ihre Unterhandlungen mit den Engländern, durch welche die Küsten des Landes beunruhigt wurden, einzuleiten verstanden und wie erstaunt man war, als die kühne Entweichung aller Truppen fast zu derselben Zeit in allen Gegenden vor sich ging. Bekanntlich hat General Romana nach seiner Zurückkunft vorzüglich dazu beigetragen, den, den Franzosen so gefährlichen Guerilla-Krieg in Spanien zu organisiren. Durch Romana wurde nun zuerst mein Interesse für das spanische Volk erregt, und erreichte nachher den höchsten Grad, als der Widerstand gegen die Feinde, die das Land besetzten, immer entschiedener und großartiger ward. Wenn man sich erinnert, wie lebhaft die vorzüglichsten Geister Deutschlands sich damals für die glänzende Epoche der spanischen Literatur interessirten; wie Cervantes und Calderon mit Shakespeare, Dante, Ariost und Tasso eine Zeit bezeichneten, deren geistige Bedeutung einen lichten Glanz über die Länder warf, in welchen sie gelebt und gedichtet hatten: so wird man wohl begreifen, wie ein

Jeder, der für das vornehm Geistige in der Geschichte lebte, eben dieses vor der rohen Gewalt eines Volkes retten wollte, welches durch die starre Einseitigkeit einer flachen Bildung keine Ahnung hatte von dem Werthe der Schätze, die es zu vernichten drohte; und wie ein Jeder sich hingezogen fühlen mußte zu einem Lande, in welchem die kühne Kraft vergangener Zeiten wieder aufzuleben schien. Es war mir, ich will es nicht leugnen, als müßte der alte verschwundene Geist durch diesen mächtigen Kampf wieder erstehen, als sollte ein wunderbares Gebilde der Vergangenheit, zwar uns fremd, räthselhaft, aber in seiner Eigenthümlichkeit voll unergründlicher Tiefe, wieder lebendig werden, und fast unvermeidlich erschienen mir die kühnen Heere, die rastlos kämpfenden Banden der Guerillas, die belagerten Städte, wenn sie sich verzweiflungsvoll wehrten, nicht allein die Wälle, sondern auch die Straßen gegen die eingedrungenen Feinde vertheidigten, wie ein mythisches Volk, welches allen übrigen unterjochten Völkern in Europa streng strafend, aber auch ermunternd gegenüber trat. Und in der That, wie viel hat Deutschland den Spaniern zu verdanken! Die Kämpfe auf der Halbinsel, von den Engländern

unterstützt, kann man als die erste Niederlage des kühnen Eroberers betrachten; und kein ächter Deutscher, welcher jene Periode durchlebte, wird es leugnen, daß Spanien als mahnendes Muster im höchsten Sinne ihm vorschwebte, und die Gesinnung, welche Deutschlands Befreiung herbeiführen sollte, förderte und stärkte. Wie grauenhaft wird die Gegenwart, in welcher die verstorbenen Gespenster früherer Jahrhunderte mit den eingedrungenen schrankenlosen Meinungen einen rohen, nie zu vermittelnden Kampf in einem jeden Gemüth angezündet haben; einen Kampf, dessen furchtbare Folgen sich durch die immer heftigere Zerrüttung des unglücklichen Landes offenbart, wenn sie verglichen wird mit jener Zeit unserer kühnen Hoffnungen.

So viele bedeutende Persönlichkeiten, die meine Aufmerksamkeit fortdauernd auf die größeren Verhältnisse der Zeit hinzogen, erhielten mich in großer Spannung, und in einer solchen Umgebung mußte auch das, was ich durch den früher erwähnten Hessen Martin erfuhr, mir sehr wichtig sein. Die geheimen Gesellschaften in Hessen hielten zusammen, aber sie waren auch schon Gegenstände der Aufmerksamkeit und Ver-

folgung der neuen westphälischen Polizei geworden. Ich erfuhr, daß ein Mitglied des hessischen Bundes als Spion ergriffen, und in der Nähe von Hamburg todt geschossen ward. Doch wuchs das Bündniß fortdauernd, und ich hörte hier zuerst Emmerich nennen, dem ich später näher trat, und der als der vorzüglichste Urheber des Bundes betrachtet werden kann; so wie er auch die zukünftige Thätigkeit der zerstreuten Glieder vorbereitete. Er war hannöverscher Offizier, der sich im nordamerikanischen Kriege sehr ausgezeichnet hatte, als Schriftsteller durch seine militairische Schrift „über den kleinen Krieg" bekannt; eine höchst ausgezeichnete Persönlichkeit, jetzt ein Greis. Was ich später von ihm zu berichten habe, wird, glaube ich, nicht ohne Interesse sein.

Philipp Otto Runge, war, als er bei meinem früheren, wie späteren Aufenthalte in Hamburg, in dem vertrautesten Umgange mit mir lebte, 30 Jahre alt. Seine erste Bekanntschaft hatte ich mehrere Jahre früher in Dresden gemacht, wo er in dem genauesten Umgange mit Tieck lebte. Dieser, nur zu früh ge-

storbene Künstler erregte zu seiner Zeit eine große Theilnahme, und da das Andenken an ihn durch die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften erneuert ist, so halte ich mich um so mehr verpflichtet, das Bild dieses in vieler Rücksicht merkwürdigen Mannes zu geben, wie es mir erschien, und so gut ich es zu entwerfen vermag.

Das seinen Schriften vorgedruckte Bildniß ist nach dem Oelgemälde, welches er selbst gemalt hat, und man kann es ein ziemlich gelungenes nennen. Er war von mittlerer Größe, schlank gebaut, zeichnete sich aber besonders durch einen starken Knochenbau aus, den man an den Händen und Füßen, aber auch im Gesicht erkannte. Seine Gesichtszüge waren dessenungeachtet höchst einnehmend und bedeutend; Jeder, der ihn sah, ahnete in ihm eine phantasiereiche Dichternatur. Seine großen lebendig sinnenden Augen waren gewöhnlich nach innen gekehrt, und hatten eine unbeschreiblich anziehende Gewalt. Seine dicht geschlossenen Lippen waren ungemein zart, und aus den leisesten Bewegungen derselben sprach sich etwas Sinniges und Geistreiches aus. Er war in Gesellschaft unbekannter Menschen still und verschlossen; im vertrau-

ten Kreise aber gab er sich gern und willig hin. Er lebte in Hamburg als glücklicher Ehemann, und ich brauche dieses Verhältniß nur kurz zu erwähnen. Die Briefe an seine Frau, vor und nach seiner Ehe, wie viele Briefe an seine Freunde, die jetzt gedruckt sind, enthüllen uns die Tiefe der, mit allen seinen künstlerischen und dichterischen Gedanken innig verbundenen, Neigung. Es gibt wenige Menschen, die sich so ganz als Fremdlinge auf der Erde darstellen, wie er. Alle seine Gedanken, dichterische wie künstlerische, bewegten sich in einer höhern geistigen Welt, in welcher er lebte, und aus welcher jede Aeußerung entsprang. Wenn junge Männer nicht selten sich bemühen, einem in allen äußeren Rücksichten gefesselten sinnlichen Dasein äußerlich eine höhere Bedeutung zu geben, das Gemeinste und Geringste mit hohen, aber leeren Worten zu übertünchen — ein Versuch, der immer auf eine widerwärtige Weise mißlingt — so erschien Runge hingegen mit einer unbefangenen und ungesuchten Wahrheit. Er suchte nie Worte, ich hörte nie einen Menschen sprechen, der mit großer Tiefe so einfach sich äußerte wie er; gewöhnliche Menschen übersahen ihn ganz, aber die

wärmste Neigung eines jeden Menschen, der ihm einmal nahe getreten war, erwarb er sich auf immer. Es entstand fast unvermeidlich ein Gefühl in seinen Freunden, durch welches sie gezwungen wurden, ihm thätig zu dienen, Alles in seiner Umgebung so zu ordnen, daß das innere, in der Erscheinung fremde Dasein, in allen Richtungen sich frei entwickeln und äußern konnte. Dieses, daß wer ihm nahe trat, ihm dienen mußte, gestaltete sich deswegen als eine unvermeidliche Forderung, weil die verschiedenen Richtungen seiner Arbeiten weit auseinander lagen, und dennoch so durchaus von einem einigenden Lebensprinzip durchdrungen waren, daß seine Freunde mit der gespanntesten Erwartung der reichen, lebendigen Gestalt entgegensahen, deren Geburt angekündigt war, und die nun erscheinen mußte. Dieses erkannten seine Freunde, seine Familie, vor Allen der Herausgeber seiner hinterlassenen Schriften, sein Bruder, der ganz für ihn lebte und sich opferte.

Wenn Runge unter seinen Freunden saß, erschien er im wahrsten Sinne kindlich. Die geringsten, gewöhnlichsten Ereignisse erhielten einen dichterischen Anstrich, und das Unbedeutendste erschien ihm mährchen-

haft. Ich habe auf diese Weise Abende erlebt, durch die Unterhaltung, die von ihm ausging, so seltsam gehoben, daß, wäre es möglich, sie, wie sie waren, darzustellen, eine Dichtung zum Vorschein kommen würde, die zu den vorzüglichsten gerechnet werden müßte, die jemals erschienen sind. Das Phantasiereiche und Kindliche in der plattdeutschen Sprache trat dann mit einem unwiderstehlichen Zauber hervor; die beiden, in der deutschen dichterischen Literatur allgemein bekannten und geschätzten Mährchen hörte ich an solchen Abenden von ihm erzählen, als sie noch nicht gedruckt, ja noch nicht aufgeschrieben waren; und sie erschienen da um so bedeutender, weil sie nicht isolirt etwa als ein verfertigtes vorgelesenes Gedicht fremdartig in eine prosaische Welt hineintraten, weil wir vielmehr sämmtlich als Kinder von dem wunderbaren Grauen des Lebens ergriffen waren, so daß die Mährchen uns fast wie das Natürlichste, die gewöhnliche Reflexion aber als etwas Unwahres und Nichtiges erschien.

So sehr auch Novalis durch Bildung und Ansichten des Lebens von Runge verschieden war, so wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in

einer reichen Mythenwelt, wie sie sich geschichtlich gestaltet hatte, er lebte forschend, grübelnd, bildend in ihr, und sprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ immitten einer kalt reflectirten Zeit unmittelbar wahrzunehmen.

In der That es war merkwürdig, wenn man nun neben dieser rein phantastischen Richtung seines Geistes, die Schärfe der Auffassung bestimmter Gegenstände, denen er in allen ihren Beziehungen nachforschte, und sie zu verfolgen suchte, wahrnahm. Als Maler war ihm die Natur und Bedeutung der Farben höchst wichtig, aber obgleich auch diese in einer tiefern, fast mystischen Bedeutung aufgefaßt wurden, so vergaß er doch keineswegs die durchaus äußeren, für das Technische wichtigen Verhältnisse. Es wäre in der That wünschenswerth, wenn die Untersuchungen, die er anstellte, die Versuche, durch welche er den Farben Dauer zu ertheilen unternahm, selbst wenn sie nicht ganz gelungen waren, allgemeiner bekannt würden. Da in den letzten Decennien die Malerkunst wieder aufzuleben anfängt, nachdem sie fast verloren gegangen, oder mit untergeordneten Gegenständen beschäftigt, und in untergeordneten einsei-

tigen Manieren gefesselt war, ist es mit Bedauern bemerkt worden, wie schnell mehrere der vorzüglichsten Bilder der neuesten Zeit nachgedunkelt sind. Die Kunst, welche die Alten so wohl verstanden, der Frische und dem Glanze der Farben in ihren Bildern Dauer zu verschaffen, scheint in der That verschwunden, oder wenigen Malern nur noch wie durch einen Zufall eigen zu sein. Auf diesen Gegenstand war Runge's Aufmerksamkeit sorgfältig gerichtet. Was Albrecht Dürer und vorzüglich Leonardo da Vinci über die Farben geschrieben hatten, war ihm wohlbekannt. Einen alten chemischen Laboranten in Altona, der sich viel mit Versuchen in der Farbenchemie beschäftigte, und im Besitz bestimmter Geheimnisse zu sein glaubte, hatte er persönlich kennen gelernt. Seine Geheimnisse gab dieser nicht für eigene Erfindungen, vielmehr für Ueberlieferungen aus, und Runge verschmähte es nicht, sich mit ihm einzulassen. Das große lebhafte Interesse, welches er zeigte, erwarb ihm das Vertrauen des alten Adepten. Runge selbst stellte eine Menge Versuche an. In wiefern diese Arbeiten zu irgend einem bedeutenden Resultate führten, ist mir unbekannt geblieben. Die Schwierigkeit bleibt immer, daß das entscheidende Urtheil erst

nach einer bedeutenden Länge von Zeit gefällt werden kann.

Aber mit welcher Strenge und Schärfe der Beobachtung er einen bestimmten Gegenstand behandelte, beweist seine Schrift: „die Farbenkugel," in welcher er die Verhältnisse aller Mischungen der Farben zu einander in ihrer vollständigen Verwandtschaft zu construiren und eine Ableitung der Harmonie in der Zusammenstellung derselben nachzuweisen suchte. Diese Schrift, streng auf ihren Gegenstand beschränkt, ist als ein Muster, einer in sich ganz abgeschlossenen Untersuchung, selbst für die Naturwissenschaft, zu betrachten.

Runge wandte sich an Goethe, der, wie bekannt, einen seiner Briefe in seiner Optik abdrucken ließ. Ich habe aus den hinterlassenen Schriften gesehen, daß ich, wenigstens eine Zeit lang, diese Correspondenz vermittelte. Mir war es völlig aus dem Gedächtnisse verschwunden. Aber die Darstellung der Farbenkugel, wie sie Runge gibt, ist von einer jeden vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Farbentheorie ganz unabhängig. Bei einem jeden solchen Wechsel behält sie ihren Werth.

Obgleich nun diese Arbeit in ihrer Abgeschlossen-

heit eben so abgesondert von der großen, künstlerisch-dichterischen Unternehmung Runge's, wie von der theoretisirenden Physik, daliegt, einem vollendeten Faktum ähnlich, so ist doch die Betrachtung desselben für einen Jeden, der Runge richtig schätzen will, von großer Bedeutung. Es gibt keinen Künstler der neueren Zeit, der sich so unbedingt seiner reichen Phantasie hingab, und bei dem ersten Anblicke scheinen seine Produkte mehr einem willkürlichen Traume ähnlich, in welchem alle bestimmten Gestalten sich durch unsichere Verwandlungen in das Gestaltlose hineintauchen und zu verschwinden drohen. Wenn wir nun aber sehen, wie dieser scheinbar träumerische Künstler mit der kältesten Besonnenheit, einen verwickelten Gegenstand in allen seinen Beziehungen zu umfassen vermag, dürfen wir dann voraussetzen, daß er in seinen Darstellungen alle Besinnung verloren hat? muß man nicht vielmehr glauben, daß die wunderbare Freiheit so viel wagt, weil sie von einer besonnenen Zuversicht sicher getragen wird? daß sich eine verhüllte, tiefe Absichtlichkeit in dem scheinbar willkürlichen Spiel verbirgt? Seine Produkte mögen uns räthselhaft erscheinen, aber die Räthsel sind sinnvoll, sie stoßen nicht zurück, sie

ziehen uns vielmehr an, und wir können sie nicht verlassen, ohne mit aller Anstrengung ihre Lösung zu versuchen.

So erfreulich das Wiederaufleben der Kunst in unseren Tagen ist, so gern wir die Bewunderung der bedeutenden Talente, die zum Vorschein gekommen sind, theilen: so müssen wir doch gestehen, daß eine so tief geistig bewegte Zeit, wie die unsere, eine neue, ihr zugehörige eigenthümliche Kunst fordert. Was wir besitzen, ist mehr oder weniger Wiederholung des Dagewesenen; von dieser Ueberzeugung war Runge durchdrungen, und in dieser Hinsicht recht eigentlich ein Kind der lebendigen neuen Zeit, die hervortrat; in seiner reinen Ursprünglichkeit dem Tiefsten, was damals laut wurde, und sich wechselseitig verständigte, gleich.

Alle Kunst ist Mythe, ja diese findet ihre reine vollendete Darstellung erst in der Kunst. Allerdings hat eine jede Religion, auch die wahrste und heiligste, ihre mythische Seite, aber keine, auch nicht die verirrte, entspringt aus der Mythe. In der Religion bewegen sich alle Momente des Daseins, und in dieser lebendigen Einheit Aller geht sie einer höheren, über das bloß sinnliche Dasein hinausreichenden

Entwickelung entgegen: aber sie will, ja sie soll sich auch sinnlich darstellen, sie soll innerhalb der sinnlichen Entwickelungsstufe, auf welcher wir leben, eine vollendete Gestaltung erhalten, sie soll irdischer Natur, d. h. Kunst werden. In dieser Richtung bleibt das Dasein zwar, wie jede historische Erscheinung, wo es eine wahre Bedeutung behält, wo es also als eine Verklärung der Geschichte erscheint, in seiner Quelle religiös. Die Religion ist das Gewissen der Kunst, wie jeder irdischen That. Die Richtung gegen die Kunst aber ist in der Bewegung der erscheinenden Geschichte als eine besondere befangen, nicht eine Bewegung des ganzen Daseins, wie die Religion, sie ist Poesie, Mythe. So ist in der lebendigen Zeit des Katholicismus auch die christliche Religion dichterisch geworden und diese Dichtung hat ihre Vollendung gefunden in einer mythischen Kunst. Das Christenthum hat nicht angefangen mit einer Mythe; wer diese Behauptung aufstellt, verkennt durchaus seinen göttlichen Ursprung. Eine bestimmte irdische Entwickelungsstufe aber schloß mit einer solchen, wie mit einer bestimmten Bildung der Wissenschaft, des Volkslebens, des Staates. Wir haben Recht, wenn wir die tiefe gött-

liche Absichtlichkeit, die sich in diesen Bildungen verbarg, bewundern: aber sie bilden sämmtlich unsere Vergangenheit, die nicht verdrängt, wohl aber einer höhern reicheren Metamorphose entgegengeführt werden, und in dieser selbst eine tiefere Bedeutung erhalten soll.

Runge hat sich selbst über seine Ansicht einer neuen Kunst geäußert, und diese Aeußerungen liegen uns jetzt in aller Ausführlichkeit vor. So aber, wie sie da sind, waren sie nicht für das Publikum bestimmt, es war vielmehr eine innere tiefe Aufgabe, die Verständniß, Lösung und Mittheilung bei den nächsten Freunden suchte. Der Reichthum, der in diesem Anfange einer neuen Kunst lag, stimmte mit der geistigen Bewegung der ganzen Zeit überein. Der Keim der neuen Entwickelung schloß den Menschen nicht als ein isolirtes, leibliches, sinnliches Gebilde in sich, vielmehr ihn selbst mit seiner Welt; alle Naturgebilde sollten den Menschen mit seinen inneren Kämpfen und Siegen darstellen, und der Mensch sollte wiederum ganz Natur sein. Ich selbst gehörte zu denen, die, als die hinterlassenen Schriften erschienen, die große Ausführlichkeit zu tadeln geneigt waren. Je mehr ich mich

aber mit diesen Schriften beschäftigte, desto entschiedener trat die Ueberzeugung hervor, daß nichts fehlen dürfe. Wer würde es wagen, an diese Confessionen die abkürzende Hand zu legen?

Die Arabesken, mit welchen er anfing, enthielten den lebendigen Keim einer neuen Kunst; in einem solchen Keim aber liegt ein überschwenglicher Trieb der Bildung, eine reiche, aber unbestimmte Zukunft, die geweissagt, angedeutet, aber nicht dargestellt werden kann. Die Tageszeiten, wie sie zuerst erschienen, zeigten in ihrer Composition etwas Architektonisches; das Beweglichste erhält dadurch einen ruhenden Charakter und wird plastisch, und alle drei Richtungen der Kunst treten in diesem Anfange in ihrer Einheit hervor. Die tiefe Absichtlichkeit, die in den Darstellungen sich ausspricht, ist leicht zu entdecken. Der heiße Tag, der kühle Abend, die träumerische Nacht, alle diese Darstellungen sprechen uns in ihrer Eigenthümlichkeit unmittelbar an; aber der tiefe verborgene Sinn, durch welchen die Bilder sich in Schriften reichen Inhalts verwandeln, Gestalten Worte, und die bedeutungsvollsten Worte Gestalten werden, treten erst nach einem langen Studium dem Betrachtenden entgegen.

Der Ausdruck „Symbol," wäre hier ein schwacher und schiefer; in diesem nämlich liegt immer Etwas von äußerer Beziehung zwischen Gestalt und Wort; es fällt Keinem ein, die Worte Symbole der Gedanken zu nennen, und wie das treffende Wort der reinste Ausdruck der Gedanken, so sind in diesen Darstellungen die Gestalten die reinsten Ausdrücke der Worte. Görres hat in den Heidelberger Jahrbüchern eine gelungene Darstellung dieser Bilder gewagt, und obgleich bei der herrschenden Unfähigkeit, eine solche Bildersprache vollkommen zu verstehen, die Deutung mit der wechselnden Persönlichkeit selbst eine wechselnde und willkürliche wird, kann man doch behaupten, daß ein längeres Studium dieser Bilder, selbst wenn es hypothetisch anfängt, immer von neuem zu einer tiefern Forschung reizt, und daß eine Ahnung entsteht, von einem vollkommen klaren Verständniß aller Ausdrücke, so daß, wo das Räthsel gelöst ist, auch alle Willkürlichkeit verschwindet.

Ich habe oben unter den Tageszeiten die Darstellung des Morgens nicht genannt. Runge war mit dieser nicht zufrieden. Eine spätere in sich klarere Darstellung schickte er mir in einer Zeichnung kurz vor seinem

Tode. Es ist das einzige Bild, welches auch als Oelgemälde ausgeführt wurde. In diesem treten auch die Farben in ihrer mythischen Bedeutung hervor. Das Gemälde ist in dem Besitze des Bruders, und wenn es als Oelgemälde nicht verglichen werden kann mit den Werken großer Meister, so darf man nicht vergessen, daß diese Werke die künstlerische Vollendung einer vergangenen Zeit, das Gemälde meines Freundes aber der erste unvollkommene Anfang einer neuen Kunst ist. Die für mich entworfene Zeichnung, die ich als einen großen Schatz bewahre, ist in Hamburg lithographirt. Das, worauf ich bei dieser aufmerksam machen will, ist der Gegensatz zwischen der Morgenröthe und einem auf dem Rücken liegenden, spielenden Kinde. Die natürliche Lage des Kindes, wodurch es sich von allen Thieren unterscheidet, ist, daß es auf dem Rücken liegt; daß sich bei den neugebornen Thieren so früh das Gehen entwickelt, beweist eben, daß sie der Vormundschaft der Natur noch nicht entrückt sind. Das hülflose Kind, welches man bedauert, ist aber von der Natur losgesprochen; es ist in eine höhere Welt versetzt, es ist geboren, von den Armen der Liebe getragen zu werden.

Wenn das nackte Kind gegen das Ende des ersten Jahres, von aller Bedeckung entblößt, frei und spielend auf dem Rücken liegt, dann gibt es keinen heiligern Ausdruck der Morgenröthe, als der in dieser Gestaltung ausgesprochen wird. Das Kind ist schon durch das Säugen mit den Armen vertraut; Organe, die thätig sind, sind schon durch die That der Reflexion entronnen, und wenn ein Kind sich zu viel mit der Betrachtung der Hände und Finger beschäftigt, so kann man fast eine Krankheit voraussetzen. Die Beine und Füße dagegen bleiben in den ersten Monaten unthätig; sie erscheinen fast als dem Kinde nicht zugehörig; eine innere Ahnung aber zieht die Aufmerksamkeit auf diese Glieder, wie später auf andere Kinder, in welchen der Keim gegenseitiger Entwickelung derselben Stufe sich ahnungsvoll ausspricht. Die Betrachtung geht nun in eine lebhafte Bewegung über. Das Kind rührt die unteren Glieder fortdauernd spielend, und kann nicht müde werden, es zu thun; das Kriechen oder Gehen ist als Gegenwart in dieser Bewegung gar nicht gegeben; es scheinen diese beiden Bewegungen sogar noch immer unmöglich: und dennoch scheinen sie in einer Gegenwart,

welche die bestimmte Thätigkeit ausschließt, ein dunkles Bewußtsein des zukünftigen Kriechens und Gehens, die Vorübungen, ich möchte sagen, die Studien einer spätern Thätigkeit zu verbergen. Das Kind kann nicht sprechen, das Lallen enthält ebensowenig die Elemente der Sprache, wie das Spielen mit den Füßen die Elemente des Gehens. Was ist nun dieses jubelnde Lallen, das gar nicht aufhören will? Es ist die noch geschlossene, aber schwellende Knospe der Sprache. — Eine jede Mutter, die so das spielende Kind betrachtet, trägt einen Himmel der Zuversicht und der Hoffnung in sich.

Man erzählt von dem griechischen Skeptiker Pyrrho, daß er einst in einem heftigen Sturme, auf einem Schiffe segelnd, während der Untergang drohte und die Mannschaft in Verzweiflung war, nach einem schlafenden Schweine hinwies, und äußerte: so müsse der Philosoph sein. Wie ganz anders erscheint eine Mutter, die in ihrem jubelnden Kinde (wie dieses in sich selber) versunken, alle Stürme des Lebens vergißt und in der stillen andächtigen Betrachtung die aufgehende Morgenröthe, die aus ihrer unergründlichen Tiefe einen heitern, reichen Tag der Liebe verspricht, erblickt.

Schützende Geister umgeben das Kind, die mütterliche Liebe beschwört sie, und hält sie in seiner Nähe als dienende fest; die Zuversicht des Kindes, der Jubel des Daseins, mit einer Zukunft schwanger, verkündet den Tag, und so auf der Erde ruhend, bietet es das schönste Bild einer keimenden Welt dar.

In dem Bilde neigen sich anbetende Engel vor der Unergründlichkeit der in einander verflochtenen Engelschaar, welche als Morgenröthe aufsteigend, eben in dem Kinde Mensch geworden ist, und die zwischen beiden schwebende Mutter ist die vermittelnde Gestalt, denn das ganze Dasein ist Kind geworden, und das spielende und lallende Kind trägt eine Welt in sich.

Aber ein solches Kind ist die Kunst des Verfassers, und man muß selbst ein Kind werden, um ihn in seiner Tiefe zu fassen. — Die Kunst, sagen wir, erscheint in ihm kindlich, aber die Welt der Zukunft, das Gehen, Ergreifen und Sprechen des Kindes, liegt in dem Künstler, er ist ja liebende, pflegende Mutter und Kind zugleich. Das umfassende Studium, die besonnene Forschung ist mehr als eine abstrakte Möglichkeit, sie ist die zukünftige Wirklichkeit des Kindes und daher erhält auch diese Umgebung ihre eigentliche Be=

deutung aus der fortschreitenden Entwickelung der Kunst selber.

So als ein mit den Füßen spielendes, mit der Zunge lallendes Kind, aber auch mit der Prunklosigkeit der Entwickelung des Kindes, und von der reichen Hoffnung erfüllt, muß man jene Runge'schen Anfänge der Kunst betrachten. Das Spielen zwischen Kindern und Blumen, die sich wechselseitig verständigen, soll einen Tag der Kunst herbeiführen, stellt ihn aber noch nicht dar; daß jedoch dieses scheinbar nutzlose Spiel nicht ein leeres sei, das beweist die tiefe Absichtlichkeit, die in ihm verborgen liegt, wie in dem Organismus des Kindes.

Meine Bekanntschaft und innige Verbindung mit Runge rief zuerst die Bedeutung einer neuen Kunst, einer neuen Poesie, die ich erwartete, hervor; sie schwebt mir noch immer wie eine zukünftige, lebendige Hoffnung vor der Seele, obgleich die ersten Töne der Poesie, welche die künstlerische Vollendung der Mythe verkündigen und beleben sollten, mit der Tieck'schen Mährchenwelt ebenfalls in ihrem kindlichen Lallen verklangen. — Runge war dem Tode geweiht; die hektische Constitution sprach sich entschieden aus,

die rothen Flecken auf den Wangen verkündigten die Annäherung der letzten Stunden, und ein tief wehmüthiges Gefühl durchdrang mich, als ich mich zuletzt von ihm trennte.

Meine Bekanntschaft mit Runge und seine vertraulichen Mittheilungen bis zu seinem Tode hatten zuerst meine Aufmerksamkeit auf die Kunstentwickelung gerichtet, und wenn ich seine zwar weit angelegten, aber doch noch immer zerstreuten, großartigen Arbeiten, die so früh durch den Tod abgebrochen wurden, betrachte, dann muß ich mir sagen, daß sie die eine Hälfte der Bedingungen einer zukünftigen Kunstentwickelung enthalten, daß aber die zweite noch fehlt. Es sei mir erlaubt, diese, wie ich sie in ihren ersten Keimen zu entdecken glaube, ebenfalls darzustellen, um so mehr, da sie, wo ich sie, freilich immer nur vorübergehend und im Gespräch kaum jemals in ihrer bestimmteren Auffassung, zu äußern wagte, vielen Widerstand fand. Dieses war natürlich, denn ich bemühte mich, die Aufmerksamkeit auf Lebensverhältnisse hinzulenken, die von den dichterisch Gesinnten gering geschätzt und verschmäht wurden, und die sich in der That auch feindlich dem gegen=

überstellten, was wir als dichterische Ueberlieferung aus dem Mittelalter erhalten hatten.

Ich wagte nämlich, in dem Eleganten die noch kaum zu erkennenden Bedingungen eines zukünftigen Schönen nachzuweisen. Allerdings ist jenes den wechselnden Launen der Zeit und der sogenannten Mode unterworfen. Diese in ihren wechselnden Formen hat freilich keinen dichterischen Werth, sie ist ein Ausdruck des in jeder Richtung Geringsten, sie wird nur aus dem Unbedeutenden, nichtig Subjectiven erzeugt, und aus ihm, als solchem, kann so wenig die Schönheit entspringen, wie aus einem chemischen Prozesse ein Leben. Die Mode entsteht vielmehr, wie dieser, jederzeit nur aus äußeren Verhältnissen, so aus äußeren Rücksichten, und erscheint daher durchaus nur schwankend. Die scheinbare Annäherung zum Schönen ist jederzeit wie zufällig, und das Bizarreste, ja das schlechthin Unschöne und Barbarische kann in dem nächsten Augenblick hervortreten, wie wir es in unsern Tagen immer erleben: aber dennoch enthält die Mode etwas Höheres, und in ihrer mit Recht gering geschätzten Erscheinung, Räthselhaftes. Das ist ihre Entstehung, man weiß nicht woher, ihre in gewissen

Formen allgemeine Verbreitung über alle Länder der cultivirten Welt und die Gewalt, die sie, darin fast der Natur zu vergleichen, auf alle Anschauung ausübt. Der mit der Kunst Vertraute ist fast immer genöthigt, sich feindlich der Mode gegenüberzustellen, er erklärt sie dann für unschön, er nennt sie barbarisch, und dennoch unterliegt er mehr oder weniger ihrer Gewalt. „Man darf," sagt er, „sich dieser nicht entziehen, nicht als durch Seltsamkeiten sich absondernd erscheinen;" und eben durch dieses Geständniß erscheint die Mode als ein Gebietendes, dem man sich unterwerfen muß; ja wenn wir vollkommen aufrichtig sind, werden wir finden, daß wir, unserem entschieden ausgesprochenen Kunsturtheile zum Trotz, eine herrschende Mode nicht bloß dulden, sondern auch auf eine gewisse instinktartige Weise mit ihr verbunden und ihr zugethan sind. Wer auf eine lebhafte Weise an der Gegenwart Theil nimmt, der ist zu gleicher Zeit in dieses Bündniß hineingezogen, denn die Mode ist eben so gewiß, als die Literatur in ihrer wechselnden Form, in welcher diese auch nichtig erscheint, ein bestimmter, wenngleich vorübergehender Ausdruck der in sich nichtigen Gegenwart. Immer erscheint aber eine solche

vorübergehende Form in unserer Umgebung und Kleidung, wie in der Literatur, sobald sie verschwunden ist, als eine widerwärtige und nichtige. Ob eine Annäherung zu den Allongenperücken der Männer, zu den Reifröcken der Frauen wieder stattfinden wird, dagegen sind wir freilich nicht sicher: soviel aber ist gewiß, daß die alte Form niemals völlig wiederkehren wird; denn sie ist ganz entschieden in eine, in ihrer Metamorphose verschiedenen Zeit hineingezogen, und die Aehnlichkeit nur scheinbar. Betrachten wir dieses wandelbar Subjective der Zeit da, wo es dem Geistigen verwandter ist, in der dichterischen Literatur, ja selbst, wenn ein Geist hervortritt, der mächtig alle Schranken bloß äußerer vorübergehender Verhältnisse zu beherrschen, niederzureißen und eine neue Zeit zu schaffen berufen ist: so wird man entdecken, daß die vorübergehende Gegenwart, in welcher er lebt und die er bekämpft, wenn auch nur mit einem leichten Anflug, dennoch ihrer Gewalt über ihn keineswegs zu entsagen gesonnen sei; daß aber eben diese Macht eines höheren Geistes, wie bei Shakespeare und Göthe, dem Vorübergehenden einen bleibenden Werth mittheilt, während wir diejenigen Werke, die von der li-

terärischen Mode der Zeit durchaus beherrscht sind, nach wenigen Jahren eben so unausstehlich finden, wie eine veraltete Kleiderform. So dürfte auch in diesem so Nichtigen die leise Spur eines höhern Geistigen verborgen liegen.

Die Eleganz nun, wenn sie ihrer tiefern Bedeutung und ihrem Wesen nach aufgefaßt wird, ist eben das höhere Moment der wechselnden Mode. Wir bauen keine Tempel mehr; denn die gelungenen Gebäude der Art sind eben sowohl wie die Gemälde, Copien einer vergangenen Zeit: wohl aber entstehen Wohnhäuser der Familien ganz eigenthümlicher Art; auch die nächste Umgebung, die innere Einrichtung und Ausschmückung der Gemächer ist an die Stelle der innern Pracht der Tempel getreten. Wir können nicht leugnen, daß, wenn wir diese Wohnungen unserer Tage, da, wo sie eine geschichtliche Absicht der Zeit am gelungensten ausdrücken, untersuchen, diese uns ein bequemeres, behaglicheres Dasein gewähren, als die Wohnungen der alten Welt, oder die des Mittelalters und der Zeit der nächst vergangenen Jahrhunderte. Die Griechen, selbst die Athener, in ihrer schönsten Zeit, wohnten kaum so bequem wie wir. Die

Römer in der Kaiserzeit schienen in der That viele Annäherungen an unsere Zeit zu zeigen. Sie suchten sich gegen die immer bedeutungsloser werdende Gewalt eines vernichtenden Allgemeinen zu retten, und Häuser und Gemächer zeigten sich wie in Herkulanum und Pompeji: aber es waren Blüthen im Spätherbst, und obgleich sie die Spuren einer verschwundenen Schönheit, das Klima eines vergangenen warmen Sommers trugen, waren sie dennoch nicht bestimmt, reiche Früchte zu tragen, denn der lange, Alles zerstörende Winter lag vor ihnen.

In der Eleganz liegt der Begriff der Zweckmäßigkeit, je reiner dieser ausgedrückt wird, desto entschiedener tritt jene hervor. Ich mache in dieser Rücksicht auf die astronomischen und physikalischen Instrumente unserer Tage aufmerksam, ja selbst auf die größeren mechanischen Maschinen, wie die Dampfmaschinen nnd andere; sie sind durchaus aus unserer Zeit entstanden, Produkte unseres eigenthümlichsten Lebens. Es gibt keine Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes, in welchen die klare Absichtlichkeit so durchaus in die Zusammensetzung der Theile eingedrungen ist, wie in diese. Der exakte Gedanke findet

bis in den kleinsten Theilen den strengsten reinsten Ausdruck, und man wird gestehen müssen, daß diese Absichtlichkeit, diese streng erforderte Präcision der Zusammensetzung von der Eleganz des Baues gar nicht getrennt werden kann. Zwar wird ein solches Instrument jederzeit nur als ein elegantes erscheinen, ein schönes in der höhern Bedeutung der Kunst kann es nie werden. Und so müssen wir freilich gestehen, daß es keinen Uebergang von dem einen zum andern gibt. Aber diese Kunstprodukte legen Zeugnisse ab, von einer ordnenden, der Geschichte dienenden Gewalt über die uns fesselnde Natur; und wie eine richtige Erkenntniß der Geologie uns überzeugt von einer größern Ordnung aller organischen Elemente, welche allein ihren innern Vereinigungspunkt in der menschlichen Gestalt fand, so daß eine rohere Bewegung aller Naturkräfte in der frühern Epoche nur geringere Organisationen erzeugte — so beweisen jene Erzeugnisse, die eine so mächtige Gewalt über das gesellige Leben schon jetzt ausüben und eine nicht zu berechnende großartigere der Zukunft weissagen, eine zu erwartende, der Geschichte dienende, durch eine höhere Ordnung die Schönheit tragende anorganische Natur. Die äußere

Zweckmäßigkeit soll eine innere werden; Kleidung und Wohnung soll sich an die Persönlichkeit anschmiegen, wie ein Organ; der Mensch soll sich in dieser Naturumgebung wie in seinem Leibe frei fühlen, das bürgerliche, persönliche Dasein soll sich wie in einem erweiterten Leibe bewegen.

Allerdings erscheint diese Uebergangsepoche unerfreulich und mehr Schönes und Herrliches der Vergangenheit zu zerstören, als Neues und frisch Lebendiges hervorzurufen. Allerdings ist das Streben nach Eleganz, d. h. in der höheren Bedeutung nach engerer und zweckmäßiger Umgebung der Gegenwart, in unseren Tagen höchst bedenklich; die Neigung, sich der Gewalt der Natur zu entziehen, erscheint nur in den ersten Momenten der Entwickelung, die einer höhern weichen, und selbst verwelken soll. Die sich sondernden Gestalten besitzen noch keinen kräftigen, concentrirten innern Entwickelungstrieb; und so erzeugt sich eine Verweichlichung derjenigen Stände, die vorzüglich sich bequem, d. h. elegant und behaglich einzurichten im Stande sind. In früheren Zeiten fand in der That selbst bei der strengen und harten Unterscheidung der Stände eine größere Gleichheit der Lebensverhältnisse

statt, als in unseren Tagen, in welchen die Ansprüche der niederen Stände viel höher gestiegen und lauter geworden sind. Jetzt herrscht, wir wissen es, die Geld-Aristokratie. Denn bis die Gewalt über die Natur, wie sie sich in allen Richtungen zu entwickeln strebt, eine allgemeinere geworden ist, wird der Geldbesitz allein jene innere Zweckmäßigkeit einer erweiterten persönlichen Organisation hervorrufen. Aber auf diese nur äußere unlebendige Grundlage gebaut, ist das vereinzelte, begünstigte Dasein, selbst in seinem innern Wesen ein todtes, in seiner äußern Darstellung ein unschönes, bloß elegantes. Betrachten wir aber die Zukunft dieser jetzt noch rohen industriellen Zeit, so liegt es uns vor, daß die Erzeugnisse, die ein höheres, jeder Persönlichkeit dienendes Dasein bilden, in immer größerer Allgemeinheit erscheinen, und mit einer Leichtigkeit von Jedermann zu erhalten sein werden, derjenigen ähnlich, mit welcher wir die nothwendigsten Nahrungsmittel zur Erhaltung des leiblichen Daseins uns erwerben.

Es gibt eine Erfahrung, die ein Jeder, der ein höheres Alter erreicht hat, von selbst anstellen kann. Es ist nämlich in den letzten funfzig bis sechzig Jahren

bloß durch die Fortschritte der Tuchfabriken und durch die Behandlung der Tücher eine Aehnlichkeit in der Kleidung der höheren und niederen Stände entstanden, die wir Aelteren in unserer Jugend nicht für möglich gehalten hätten. Es gilt dieses für die Kleidungsstücke der Frauen, wie für die der Männer; und das Streben der geringeren Stände, den höheren in dieser Hinsicht gleich zu sein, hat selbst die moralisch schädliche Bedeutung größtentheils verloren, nachdem es aufgehört hat, tadelnswerthe Aufopferungen zu fordern. Dieses ist aber nur ein Anfang. Die Zukunft, die uns vorliegt, wird auf eine ähnliche Weise alle Naturverhältnisse ergreifen, und jeder tüchtigen bürgerlichen Persönlichkeit dienstbar machen. Nur der Verworfene, sich selbst Aufgebende, wird von dieser bedeutenden Entwickelung ausgeschlossen. Der Unterschied der Stände wird dadurch keineswegs aufgehoben. Bauer, Bürger, geistige Capacitäten und Adel bleiben als die lebendigen Organe der in der höhern geschichtlichen Bedeutung sich entwickelnden Staaten, von der Alle durchdringenden, aber zugleich befreienden Herrschergewalt belebt. Je freier aber, ja persönlicher der König, desto selbständiger die Corporationen

als Organe des Einen Lebens; je persönlicher die Organe, desto freier eine jede Person derselben. Ich nenne diese Zukunft, die schon in unsern Tagen geweissagte Epoche des siegenden Protestantismus, in welcher die höchste Aufgabe des Daseins an die innere Gesinnung, d. h. an das Ewige der Persönlichkeit hinweist, also an sein unmittelbares Bündniß mit Gott. Diese Gesinnung wird auch einen darstellenden Sinn fordern und aus diesem entspringt die zukünftige Kunst.

Man hat mich zwar gefragt: wie nun die Architektur, wie überhaupt die verschiedenen Darstellungen der Kunst sein würden? und wie nichtig es wäre, davon zu sprechen, wenn man das Wie der Darstellung nicht anzugeben wisse. Es ist ja einzusehen, daß wenn dieses möglich wäre, die zu erwartende Kunst schon eine gegenwärtige sein müßte; und mit denjenigen, die an keine Weissagung glauben, ist freilich über eine lebendige Zukunft, die sich erst entwickeln wird, gar nicht zu sprechen. Daß wir aber verpflichtet sind, uns im Sinne der alten Kunst zu bewegen, bis die Gewalt der neuen Entwickelung uns unwiderstehlich ergreift; daß eine, den ins Geheim wachsenden Trieb

mäßigende Opposition sich gegen die zukünftige Entwickelung bilden wird und soll, ist eben so leicht einzusehen. Wie würde es mit der höchsten Aufgabe der Philosophie, welche die rein geistige Weissagung der geschichtlichen Zukunft ist, aussehen, wenn der Blick nach der Vergangenheit, selbst als ein hemmender der vorschnellen Entwickelung, der Zukunft entgegen zu treten aufhörte? Und was bis zu einer Natursicherheit der Bildung in der Vergangenheit durchdrang, das soll ja auch für die Zukunft einen bleibenden Werth behalten, nicht verdrängt, wohl aber in einer höhern Einheit verklärt werden.

Herr von Rumohr war eben aus Rom, wo er sich einige Jahre aufgehalten, und mit den Gebrüdern Riepenhausen und Overbeck in sehr genauen Verhältnissen gelebt hatte, zurückgekommen. Obgleich noch jung, hatte er doch schon eine ausgebreitete und sichere Bilderkenntniß erworben, und war in der beneidenswerthen Lage, sich seiner Neigung ganz überlassen zu können. Ich machte in Hamburg seine Bekanntschaft, und er lud mich auf ein Paar Monate nach seinem

Schlosse, in der Nähe von Lübeck, ein. Ich hatte jetzt erfahren, daß die Universität Halle wieder hergestellt werden solle. Niemeyer, der als Geißel nach Frankreich gebracht war, besuchte, als er nach dem Frieden die Erlaubniß erhielt, die ihm zum Aufenthalt angewiesene Stadt, Pont à Mousson, zu verlassen, vor seiner Abreise Paris. Er war dort als Schriftsteller nicht ganz unbekannt, wußte bedeutende und einflußreiche Bekanntschaften anzuknüpfen, und Halle verdankt ihm allein Napoleons Erlaubniß zur Wiederherstellung der Universität. Das Verdienst, welches er sich dadurch erworben hat, muß billig anerkannt werden. Nicht allein wurden dadurch sämmtliche Professoren und ihre Familien aus einer sehr betrübten Lage gerettet, sondern auch die Universität. Erbittert wie Napoleon war, würde er vielleicht die völlige Aufhebung beschlossen haben. Die Fonds der Universität würden dem neuen Königreiche Westphalen ohne allen Zweifel willkommen gewesen, und für andere Bedürfnisse benutzt worden sein; ob dann je in Halle wieder eine Universität entstanden wäre, blieb höchst ungewiß, und war kaum wahrscheinlich. Daher darf man nie vergessen,

wie viel die Stadt Halle Niemeyer zu verdanken hat.

Als ich die offizielle Nachricht von der Wiederherstellung der Universität und die Aufforderung, mich dahin zu verfügen, erhielt, beschloß ich, diesen für mich einzig möglichen Ausweg, meine Familie zu ernähren, wenigstens vorläufig zu ergreifen: aber die Gesundheit meiner Kinder erlaubte mir nicht, eine Winterreise anzutreten, und meine Gegenwart in Halle war erst im Frühling bei Eröffnung der Vorlesungen nothwendig. Bis dahin blieb meine Familie im Hause der Großmutter in Hamburg, und ich folgte dem Herrn v. Rumohr nach Lübeck.

Lübeck.

Winter 1808.

Ein Grund, warum ich der gütigen Einladung meines Freundes folgte, war vorzüglich, um Muße für meine Studien wiederzufinden, und dieses gelang mir auf eine ausgezeichnete Weise. In dem einsamen Hause des jungen Mannes herrschte eine große Ruhe; auch v. Rumohr war fortdauernd und mit ungewöhn-

lichem Eifer mit seinen Kunststudien beschäftigt. Ich erinnere mich, daß er damals die mühsame Arbeit unternahm, das große Werk des Plinius gründlich durchzusehen, um alle Nachrichten desselben von Kunstwerken der Alten zu sammeln und zusammenzustellen. Mein ängstlicher Zustand und mein zerstreutes Leben hatten mich bisher doch sehr gestört, und ich brauchte die Zeit und die Muße, die mir vergönnt war, jetzt, da mein nächstes Schicksal, wenn auch auf eine kümmerliche Weise, eine bestimmte Wendung genommen hatte, um mich mit der neuern Literatur in meinem Fache bekannt zu machen, und in eigenen Ideen zu orientiren. Mein gütiger Wirth und ich sahen uns nur eine halbe Stunde beim Frühstück um 11 Uhr, und dann beim Mittagessen ein Paar Stunden, von 5 Uhr ab. Den ganzen übrigen Tag brachten wir einsam auf unsern Stuben zu, und, wenn keine Gäste aus Lübeck da waren, wurde mir, nach meinem Wunsche der Thee auf meiner Stube gereicht. Diese Einsamkeit war mir nun im höchsten Grade willkommen, ich fühlte mich durch sie gestärkt, die ernsthaften Studien ertheilten meinem Geiste die ursprüngliche Elasticität, und mit dieser die Lebenszuversicht, durch welche die

inneren Kämpfe des Schicksals zu verschwinden anfingen.

Außer den Kunststudien, die v. Rumohr mit großem Eifer trieb und die er durch seinen langen Aufenthalt in Italien und seine genaue Bekanntschaft mit allen dortigen Kunstschätzen, so wie durch das Talent einer scharfen und sichern Auffassung, und durch eine praktische Kenntniß der Kunst zu einer Autorität ausbildete, die für die Kunstgeschichte eine bleibende Bedeutung erhielt, und in ganz Europa anerkannt ist, beschäftigte er sich auch damals schon mit der Kochkunst. Ein solches Studium darf ein Mann, wie wichtig es auch sein mag, doch nur mit einem Anstrich von Scherz treiben, und es ist bekannt, wie meisterhaft und geistreich er gewußt hat, diesen Ton in seinem berühmten Werke über die Kochkunst, festzuhalten.

Es ist in der That merkwürdig; wie wenig Wissenschaftliches in dieser Richtung bis jetzt noch erschienen ist. Die Aerzte sollten es einsehen, wie die Nahrung doch in der That eine Hauptgrundlage der ganzen Gesundheit bildet; und je mehr die ganze Kochkunst, wie die Poesie auf den Effekt losarbeitet, auf

den pikanten Genuß des Augenblicks, desto sorgfältiger sollten sie mit gewissenhafter Aufmerksamkeit diese verderblichen Ausschweifungen verfolgen. Es würde dann nothwendig werden, die chemischen Laboratorien der Küchen eben so genau zu inspiciren, wie die Apotheken. Die letzteren, in medicinische Systeme hineingetaucht, haben kaum eine wirkliche wissenschaftliche Bedeutung, wenn sie von den Küchen losgerissen und vereinzelt dastehen. Kennt die Chemie doch kaum die Prozesse des Kochens und des Bratens. Allerdings liegt die Schwierigkeit, hier durchzudringen, in den Vorurtheilen und in den auf diese gegründeten zähen Oppositionen der Frauen. Das Princip einer einfachen Kochkunst, durch welche die verschiedenen Nahrungsstoffe in ihrer reinen Eigenthümlichkeit der natürlichen Zunge angenehm, dem unverdorbenen Magen zuträglicher erscheinen, hervorgehoben zu haben, verdanken wir in der That v. Rumohr. Und in dieser Rücksicht wird seine Küche von Rechts wegen die Urküche im Gegensatz gegen die Schmorküche genannt.

Ich selbst war keineswegs gleichgültig gegen die Genüsse der Tafel; bestimmte Gerichte konnte ich fast

mit der Freude eines unterhaltenden Gespräches vergleichen, und ich bildete mir wohl sogar nicht wenig auf meine Kenntnisse in dieser Richtung ein. Und dennoch mußte ich in dem Auge meines geistreichen Freundes als vollständiger Ketzer erscheinen; denn, was er am stärksten tadelte, und ohne allen Zweifel mit Recht, war mir zur zweiten Natur geworden. Es ist meinen Freunden allgemein bekannt, wie sehr mir der Genuß der schärfsten Gewürze zur Gewohnheit geworden ist, und wer die Menge von Cayenne-Pfeffer, die ich genießen kann, zum ersten Male sieht, pflegt darüber zu erschrecken. Es ist eine Ironie des Zufalls, die den berühmten Botaniker, meinen Freund Kunth, der mit meiner sündhaften Neigung unbekannt war, dazu brachte, eine von ihm bestimmte neue Gattung der Pfefferfamilie mit meinem Namen zu bezeichnen.

Es konnte uns bei unseren wechselseitigen Studien in den wenigen Stunden, die wir mit einander zubrachten, nicht an lehrreicher Unterhaltung fehlen. Mir war das Meiste, was ich durch meinen freundlichen Wirth erfuhr, neu und interessant, denn sein jugendlicher Sinn, durch Kunst und Poesie in Bewegung gesetzt, war auch für andere Richtungen empfänglich.

Auch die Männer in Lübeck, mit welchen wir lebten, waren mir willkommen und interessant. In der Stadt selbst hatte sich Blücher mit großer Tapferkeit vertheidigt. In dem unglücklichen Kriege, der so viele Niederlagen sah, hatte er den größten Ruhm erworben und für die Zukunft die größten Erwartungen begründet. Während dieses harten Kampfes hatte die Stadt viel gelitten; Bürger waren erschlagen, die Stadt geplündert, und Bernadotte, der gegen Blücher kämpfte, vermochte erst spät die Greuel der Einnahme zu hemmen. Noch lebte das Grauen dieser Zeit in der Erinnerung der Einwohner. Der Haß gegen die eingedrungenen Feinde war hier äußerst lebhaft; und die Freunde, die sich bei Herrn v. Rumohr versammelten, schlossen ein Bündniß gegen die Franzosen, welches damals inhaltsleer und erfolglos, wie es sein mußte, freilich nichts als Betheuerungen und Verpflichtungen für eine Zeit und Handlungsweise, die noch keine Bestimmtheit hatte, enthalten konnte. Dieses Bündniß sollten wir nun nach allen Richtungen ausbreiten, die deutsche Gesinnung stärken und, wo eine besonnene That möglich war, die Gelegenheit, sie zu fördern, mit Eifer ergreifen. Ich erinnere mich,

wie ein Mitglied dieses Bundes vorschlug, die Zeichen der Freimaurer einzuführen, als Erkenntnißzeichen der Verbündeten. Meine Opposition dagegen erweckte den ersten etwas heftigen Streit unter uns, und ich erwähne diesen Umstand hier, weil er die erste Aeußerung einer Polemik gegen die Freimaurer, die später entschiedener hervortrat, war, die bei dieser Gelegenheit laut wurde. Ich drang mittelst einer sehr einfachen Bemerkung durch; ich machte nämlich darauf aufmerksam, daß die geheime französische Polizei ohne allen Zweifel unter den Freimaurern Spione hätte, und durch diese auch Mittel, sich in das Vertrauen der unbesonnenen Glieder des Bundes einzuschleichen.

Unter den Männern, welche dieses Bündniß bildeten, waren mehrere, die sich auszeichneten und auch sonst einen bedeutenden Ruf erlangt hatten. Einen großen Eindruck machte in religiöser Hinsicht der, durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, so wie durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit

unendlich theuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmten. Suabedissen, der später als Professor der Philosophie in Marburg starb, war damals Lehrer und, irre ich nicht, Direktor des Gymnasiums. Er war ein etwas schwächlicher, bedächtiger, leise redender und höchst bescheidener Mann. Wir traten uns nahe, ich gewann ihn sehr lieb, aber schwerer ward es mir doch, mich mit ihm in Uebereinstimmung zu setzen, als mit Geibel. Ein Franzose, der zu seiner Zeit einen großen Ruf besaß, Villers, gehörte zwar nicht zu unserm Bündniß, war aber mit unsern Gesinnungen nicht unbekannt. Er hatte sich während des heftigen Kampfes in der Stadt, für die Rettung der Einwohner mit großem Muthe, Besonnenheit und Geschick thätig gezeigt; er lebte in Lübeck in großem Ansehen und besaß in hohem Grade die Zuneigung der Einwohner. Seine schöne Gestalt imponirte, seine männliche Freimüthigkeit hatte etwas durchaus Anziehendes, und seine nicht bloß französische, sondern auch gründlich deutsche Bildung mußte ihn dem deutschen Gelehrten werth und theuer machen. Es ist bekannt, daß er, wie die Frau v. Staël, die Absicht hatte, die Franzosen auf

die eigenthümlichen Verdienste der deutschen Literatur aufmerksam zu machen. Er erhielt dadurch einen bedeutenden Ruf in Frankreich wie in Deutschland, aber seine Absicht ward nicht erreicht; denn das leere Gerede in einigen französischen Journalen hat in dieser Hinsicht keine nachhaltige Bedeutung. Ich unterhielt mich gern mit Villers, und es war leicht, sein Vertrauen zu erwerben. Ich kenne wenige Männer, die durch ein ernsthaftes inneres Streben sowohl, als durch eine frühzeitige geschichtliche Bildung und durch ihre Persönlichkeit so bequem im Umgange erschienen, wie er. Ich lernte aber hier auf eine für mich höchst betrübende Weise eine Schwäche deutscher Gelehrten kennen, über die ich erschrak. Er besaß Briefe von den verdienstvollsten Gelehrten, oft in einem Tone geschrieben, der keineswegs ihres Rufes würdig war. Sie bettelten nämlich auf eine herabwürdigende Weise um Anerkennung in Frankreich. — Schlözers Tochter, die Frau v. Rodde, lernte ich nun auch kennen. Es ist bekannt, wie bizarr ihre frühere Erziehung war. Sie genoß einen gelehrten Unterricht, hörte die Vorlesungen ihres Vaters, und promovirte in der philosophischen Facultät. Eine andere Doctorin (richtiger

weiblicher Doctor) war mir von meiner frühen Kindheit an bekannt geworden. Es war eine Erxleben in Marburg, die als Doctor der Medicin, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, promovirte. Es ist merkwürdig, wie die bessere Natur alle solche thörichte Versuche zu vernichten vermag. Frau v. Rodde hatte ihre ganze frühere Gelehrsamkeit vergessen, und erschien als eine höchst liebenswürdige, durchaus natürliche, noch immer schöne Frau, und ich erinnere mich stets mit Freude der Stunden, die ich theils in ihrer Familie, theils in der Wohnung des Herrn v. Rumohr in ihrer Gesellschaft zubrachte.

So hatte ich nun auch, und zwar unerwartet, Bekanntschaften gemacht, die mir wichtig und lehrreich waren. Deutschland ist dadurch ausgezeichnet, daß so viele mittlere Städte bedeutende geistige Mittelpunkte bilden, ein Vortheil, den wir dem Umstande verdanken, daß wir keine Alles verschlingende Hauptstadt, wie London und Paris, besitzen.

Ich brachte meine Familie nach Lübeck. Sie verweilte ein paar Wochen bei der höchst liebenswürdigen und geistig bedeutenden unverheiratheten Schwester des Herrn v. Rumohr, und wir verließen im Frühling 1808

Lübeck, um, von ängstlichen Ahnungen durchdrungen, Halle zu erreichen, wo ich mich mit meiner unvertilgbaren Gesinnung, der verhaßten Gewalt eines fremden Herrschers preisgeben mußte.

Durch eine, in meiner Lage bedeutende Summe, die mir v. Rumohr auf eine zarte Weise großmüthig überließ, konnte ich der nächsten Zeit sorgenlos entgegensehen.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Was ich erlebte.

Sechster Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Sechster Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1842.

Halle; Frühjahr 1808 bis Herbst 1811.

1. Universität.
2. Studien.
3. Allgemeine literärische und gesellige Verhältnisse.

Geheime politische Unternehmungen.

Ruf nach Breslau; Reise nach Jena und Berlin.

Letzte verhängnissvolle Ereignisse in Halle.

Halle. Frühjahr 1808 bis Herbst 1811.

1. Universität.

Die unbestimmte Angst, die mich zu befallen pflegt, wenn ich nach einer langen Abwesenheit in die alte Wohnung zurückkehre, und mich zwischen meinen Büchern und Papieren wiederfinde, befiel mich dieses Mal im höchsten Grade. Schon auf der Reise, die von dem schönsten Wetter begünstigt war, ward meine Frau, wie ich, immer stiller und ängstlicher, je mehr wir uns Halle näherten. Die Masse der Häuser, je deutlicher sie hervortraten, erschien mir düster und ihre verhängnißvolle Stille drohend und finster.

Die ersten Tage steigerten die Angst, die sich nicht verdrängen ließ. So mag ein reicher Besitzer, der durch eine Feuersbrunst alle seine Reichthümer verloren hat, nach der Brandstätte zurückkehren, um die kümmerlichen Reste in der ausgebrannten Asche, zwischen den

Ruinen zusammenzusuchen; und nicht bloß eine Brandstätte fand ich: die ganze Gegend, in welcher das Haus lag, hatte sich verwandelt; böse Geister waren da eingezogen, wo mir die Stätte früherer Thätigkeit geweiht schien; und wo mit frischer Jugend ein kühnes Leben, in früherer Zeit quellend mir entgegentrat, da schien jetzt Alles matt, durch Kummer abgestumpft, die Gesinnung schwankend, während die Gewalt der Feinde, die mit dem Untergange drohten, mächtiger ward, das äußere Leben nach ihrer Art gestaltete und das innere verpestete.

Das Reichardtsche Haus stand noch in einer Art von Verwüstung da; Reichardt hatte bei dem neuen westphälischen Hofe eine Stelle erhalten, und war mit seiner Familie nach Cassel gezogen; er dirigirte die Oper; die Verfolgung von Seiten Napoleons hatte aufgehört, aber man wollte ihn in der Nähe unter Aufsicht halten. Zu seinem Glücke fand er dort alte Freunde, die ihn warnten und beschützten. Bülow, von Magdeburg aus dahin versetzt, war westphälischer Finanzminister; Johannes v. Müller war Staatsrath und verwaltete das Departement des Unterrichts. Reinhardt war der, den Regenten controlirende, ja in gewissen

Verhältnissen gebietende Gesandte, von dem mächtigen Bruder ihm zur Leitung und Beaufsichtigung hingeschickt. — Wolf hatte Halle verlassen, und war nach Berlin gezogen, wo schon der Gedanke an die Errichtung einer Universität in der Hauptstadt sich immer entschiedener auszusprechen anfing. Man glaubte einzusehen, daß das unterdrückte Preußen jetzt nicht mehr durch Waffen, sondern durch Geist sich heben ließ, und dieser, zur Erfrischung und Erneuerung des Staats berufen, schien sich immer bedeutender in sich zu fassen. Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Schleiermacher, Graf Dohna können wir wohl als die Hauptpersonen nennen, die diesen Gedanken pflegten, und bis zur Ausführung reifen ließen. Schleiermacher war noch eine Zeit lang in Halle, und zwar noch in meiner Wohnung geblieben; ich fand sie so, wie er sie mit seiner Schwester verlassen hatte, und wie viel ich durch seine Abwesenheit entbehrte, fühlte ich eben dadurch noch tiefer. Auch Professor Froriep war nach Berlin gegangen; Reil war aber noch da, und ich fing an zu hoffen, daß er die gesunkene Universität nicht verlassen würde, so groß auch seine Neigung dazu sein mochte; denn seine bürgerliche Stellung sowohl,

als seine große Praxis schienen ihn hier fest zu halten. Reil und Blanc waren nun in der That die einzigen, die aus der alten Zeit mir übrig geblieben waren, und an diese schloß ich mich mit voller Seele an.

Die übrigen Professoren waren mir fast fremd, die meisten waren früher mehr oder weniger meine Gegner. Horkel saß verschlossen auf seiner Stube; seine Hausgenossin war eine Schildkröte; Reil besuchte ihn wie gewöhnlich, er aber vertiefte sich in seine Studien. Hoffnungsloser ist wohl kein Halbjahr auf einer Universität eröffnet worden als dieses, nach einer so drohenden Unterbrechung. Die Freude über die Erneuerung der Universität wollte sich gar nicht äußern, und als die Vorträge anfingen, fiel freilich der große Unterschied zwischen der frühern blühenden Zeit und der jetzt so traurigen, allgemein auf. Die Anzahl der Studenten, die sich versammelt hatte, war äußerst gering, sie wird kaum 300 betragen haben; noch nicht der vierte Theil der früher. Alles schleppte sich in dem gewöhnlichen Gange hergebrachter Formen der Vorträge hin; der Sinn, die geistige Liebe, die mich früher trug und hob, und die schönste Blüthen-

zeit meines Lebens schuf, war durch die rauhe zerstörende Zeit verschwunden. Keine ermunternde Zuneigung trat mir entgegen, ich mußte mit jedem Tage deutlicher fühlen, daß ich auf einer Universität, wie die damalige, völlig überflüßig und nutzlos war. Die Zahl meiner Zuhörer war wenigstens im Anfange so gering, daß ich die sechs bis sieben, die sich etwa einfanden, in meiner kleinen Stube versammeln konnte; von irgend einer speculativen Richtung war gar nicht die Rede. Und hätten meine Vorträge über Experimentalphysik und Mineralogie nicht einige Zuhörer angezogen, so würde ich die vollkommenste Muße für meine einsamen Studien gehabt haben. Das Urtheil einiger Zuhörer über meine naturphilosophischen Vorträge in der damaligen traurigen Epoche, wie ich es später erfahren habe, ist mir sehr merkwürdig geworden. „Ich habe," sagte man, „eine außerordentliche Gabe der Ueberredung, so daß, während ich meine Vorträge hielt, die Ansichten, die ich entwickelte, eine große Gewalt ausübten: aber der ganze Eindruck, der dadurch hervorgerufen wurde, wäre einem Rausche ähnlich; vergliche man, was man bei mir hörte, mit den kalten, besonnenen Lehren der übrigen Professoren,

so verlöre jenes freilich alle Gewalt. Ich erlebte hier, was mir früher in Freiberg begegnete, aber was ich da erfuhr, war der Widerstand, den ich von einem technischen Institute erwarten mußte; der Widerstand des Anfanges, und dieser erweckt eine unendliche Kraft und ist mit den kleinsten Erfolgen zufrieden gestellt: jetzt aber sah ich ein früheres, blühendes, hoffnungsvolles Leben von einer zehrenden Krankheit ergriffen, dem Tode entgegengehen.

Ich werde hier, was sich näher auf die Universität bezieht, allein hervorheben; mein inneres wissenschaftliches Streben einerseits, und meine politische Stellung, sowie die Erfahrung, die ich in dieser machte, später darstellen.

Es war, irre ich nicht, bei dem Anfange des zweiten Halbjahrs, als man sich entschloß, die Erneuerung der Universität durch einen solennen Akt zu feiern. Bekanntlich hatte Halle bis in die neueste Zeit kein eigenes Universitätsgebäude. Ein altes großes Gebäude, der Stadt angehörig, mit einigen wüsten weitläufigen Sälen, durch finstere Gänge verbunden, war der Universität seit vielen Jahren gegen einen Miethzins überlassen. Diese Feierlichkeit, die innerhalb dieses

Hauses stattfand, zeichnete sich von den gewöhnlichen förmlichen Universitäts-Feierlichkeiten mit ihren langweiligen lateinischen Reden in nichts aus, und ich würde sie gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht Niemeyer, dem Rector perpetuus der erneuerten Universität, eingefallen wäre, dieser Festlichkeit einen alterthümlichen Anstrich zu geben. Die verschiedenfarbigen Talare und Barette der Facultäten waren von alten Zeiten her noch in so großer Menge und so wohl erhalten vorhanden, daß die gesammten ordentlichen Professoren sich für diese Feierlichkeit in ihre alten Costüme kleiden konnten. Wir sahen förmlich wieder erstandenen Gespenstern ähnlich; es war ein Leichenzug im eigentlichsten Sinne, durch Leichen gebildet, und das Ganze machte auf mich einen furchtbaren Eindruck. Ich glaubte den Modergeruch eines verwesenden Daseins wahrzunehmen.

Man darf indeß keinesweges glauben, daß die vaterländische Gesinnung bei den Professoren erloschen war; jede angeordnete Feierlichkeit ward nur unwillig begangen. Es gab vielleicht keine Stadt in dem Königreiche Westphalen, die bei allen Bürgern eine treuere Anhänglichkeit an das Königliche Haus in seinem Un-

glücke zeigte, als Halle. Ein Paar Männer wurden (ich habe nicht erfahren können, ob mit Recht), als Spione betrachtet und allgemein geflohen. Einst sollte der Geburtstag des Königs von Westphalen feierlich begangen werden, die Glocken sollten wie zum Gottesdienste geläutet werden; der Tag ging aber vollkommen unbemerkt vorüber, denn glücklicher Weise war der Befehl zur Anordnung der Feierlichkeit nach Halle in Westphalen gegangen, und wir erhielten sie erst, nachdem der Geburtstag vorüber war.

Es gibt wohl ultrapreußische Patrioten, die Niemeyer beschuldigten, er sei französisch gesinnt gewesen: diese Beschuldigung ist sehr ungerecht, und so wenig ich in wissenschaftlicher Rücksicht mit ihm übereinstimmte, so wahrscheinlich es auch sein mag, daß er, wenigstens im Stillen, als mein Gegner wirkte, so bin ich ihm doch die Gerechtigkeit schuldig, dieses falsche Urtheil abzuweisen. Daß er Alles, was der unabweisbare Druck der Verhältnisse erlaubte, klüglich benutzte, um der Stadt und Universität nützlich zu sein, kann kein Besonnener ihm vorwerfen, muß es vielmehr billigen. Persönliche Vortheile hat er während dieser traurigen Zeit weder gesucht, noch erhalten.

Bei mehreren Gelegenheiten äußerte er unverholen seine Anhänglichkeit an das preußische Königshaus, und als die Nachricht von dem Tode der geliebten Königin die ganze Stadt mit Trauer erfüllte, äußerte er seinen Schmerz auf eine öffentliche, selbst auf eine feierliche Weise. Nie erschienen mir aber die Einwohner der Stadt in einem schönern Lichte, als damals. Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien einen jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Selbst die Feinde schienen diese Gefühle zu ehren, aber sie ahneten nicht, welche feindselige Gesinnungen sich in jedem Gemüthe zusammendrängten, und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu; „der Feind," sagte man sich, „habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet," und ein Gefühl der Rache und ein, wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch

unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volksthümliche Gesinnung, die eine jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen. Die Königin blieb nach ihrem Tode, was sie in ihrem Leben war, die Heldin eines Kampfes, der selbst, nachdem er sich in das Innerste der Gemüther hineingezogen hatte, nicht aufhörte, sich vielmehr für den ersten günstigen Augenblick stärkte.

Joh. v. Müller war der Chef aller westphälischen Universitäten. Er hatte sich, wie man behauptet, von den furchtbaren Ereignissen des Krieges überwältigt, nach einer Audienz bei dem Kaiser Napoleon, schwach gezeigt, aber als er sich besann, entzog er sich dennoch dem Einflusse der nahen und drückenden Gewalt der Feinde. Er verließ Berlin, um sich auf der Universität Tübingen als Professor zu verbergen, ward aber auf der Reise, man kann wohl sagen, aufgegriffen, und als Staatsrath nach Cassel geschleppt. Gewiß war ihm diese glanzvolle Beförderung, die ihn an die Spitze aller wissenschaftlichen Institute des neuen Königreichs stellte, keineswegs angenehm. Wie er war, konnte er sich die trotzige Gesinnung, die erfordert wurde, um eine solche Stelle zu bekleiden, keines-

wegs zutrauen, und daß kein Beamter eine unangenehmere Stellung einnehmen würde, als er, ließ sich voraussehen. In der That erfuhren wir auch, daß er nie so entschieden, als erfordert wurde, sich zeigte; und ein Gelehrter in Göttingen, der berühmte Heyne, trat freilich durch seine Celebrität, wie durch sein hohes Alter — er war der Senior aller deutschen literarischen Notabilitäten — beschützt, viel trotziger und kühner hervor. Man fürchtete Göttingen, denn es war die einzige Universität die man schätzte, alle übrigen waren den Franzosen unbekannt, und Heyne's entschiedene Opposition ward, wie wir erfuhren, dieser Universität bei vielen Gelegenheiten nützlich.

Der neue König Jerome beehrte die Universität der Stadt Halle mit seinem Besuch. Er ward von mehreren Generalen und Beamten und unter diesen von seinem Staatsrath Joh. v. Müller, begleitet. Ich war erst entschlossen, unter den Professoren, die sich ihm vorstellen sollten, nicht zu erscheinen, konnte aber der Lust nicht widerstehen, diesen Menschen, der aus einem völlig unbedeutenden und nichtigen frühern Leben, nachdem er seine Frau verstoßen hatte, um eine deutsche Prinzessin zu heirathen, durch die bloße Will-

für seines Bruders ein deutscher König geworden war, in Augenschein zu nehmen. Das sämmtliche Corps der Professoren und die Beamten der Stadt waren bei Niemeyer versammelt. Der Thorweg, den der König passiren mußte, um in die für ihn bestimmten Gemächer einzutreten, war mit Blumen bestreut; geputzte Mädchen aus der Stadt waren dort bereit, ihn mit Gedichten zu empfangen: und ich gestehe, daß mich diese, für seinen Empfang bestimmten Feierlichkeiten empörten. Mir war es, als wäre ein solcher Akt der Huldigung, durch welche die reine Unschuld das Zeugniß einer tiefen Zuneigung ausdrücken soll, als wären die heiligen Worte des Erlösers: „werdet wie die Kinder," entweiht; als dürfte eine ähnliche Huldigung bei dem Empfange eines echten Königs, der Treue und Anhänglichkeit zu fordern berechtigt ist, nie mehr stattfinden, nachdem sie durch eine solche Entheiligung allen Werth verloren hatte. Und doch, welche andere könnte an die Stelle dieser schönsten treten?

Während wir ziemlich eng zusammengedrängt auf die Ankunft Jerome's warteten, wurde allerlei gesprochen. Manche Professoren äußerten sich dreist ge-

nug; ich schwieg, ja, ich ward von einer Scham ergriffen, mich hier zu finden, die mich niederdrückte. Meine Erbitterung gegen den ganzen Auftritt, wie gegen mich selbst, war sichtbar, meine nie verhehlte Gesinnung allgemein bekannt.

Unter den Professoren in Halle war ein seltsamer Mann, Rüdiger, Professor der Cameralistik, riesenhaft groß, der durch seine wunderlichen Launen sich auszeichnete. Oft machte er, in eine Blouse gekleidet, (eine Kleidung, die zu der Zeit noch sehr ungewöhnlich war) mit einem mächtigen Knotenstock versehen, große Fußreisen, und soll dann nicht selten den Menschen, denen er begegnete, durch seine große Gestalt und seine Bewaffnung Furcht eingeflößt haben, obgleich er der gutmüthigste Mensch von der Welt war. Während der Hundstage ward er von einer Lust, seltsame Flugschriften drucken zu lassen, befallen; diese enthielten jedesmal Bemerkungen über unbedeutende Gegenstände des Tages. Zuweilen kamen Aeußerungen darin vor, die nicht ohne Witz waren. Er machte gewöhnlich eine heftige Opposition gegen Reil. Als dieser an der Saale ein großes Bad anlegte, nannte er es in einer dieser Schriften eine Saalbaderei. Dieser Rüdiger nun, der

unter den Versammelten über alle Professoren hervorragte, äußerte sich in seiner rauhen Art laut genug, daß wir es alle hören konnten, folgendermaßen:

„Heute," sagte er, „wird das Wahrzeichen der Stadt Halle dargestellt." Ich kannte es nicht, und fragte ihn, wie dieses Wahrzeichen aussehe? „Nun," antwortete er, „es ist ein Esel, der auf Rosen geht."

Ich erwähne diesen kühnen Witz, der wohl Viele im höchsten Grade erschreckte, mich aber innerlich ergötzte, auch deswegen, weil Professor Rüdiger, mehrere Jahre später, diesen Witz ableugnete. Ich hatte ihn meinem Freunde, dem Professor Wachler in Breslau, mitgetheilt, und dieser hatte ihn bei irgend einer Gelegenheit, ohne mein Wissen, drucken lassen. Es war zu einer Zeit geschehen, in welcher eine solche Aeußerung völlig unbedenklich erschien, ja kurz nach dem siegreichen Kampfe allgemeine Billigung finden mußte. Professor Rüdiger trat nun zu meinem Erstaunen in der Literaturzeitung gegen Wachler und mich auf, und versicherte, sich nie so geäußert zu haben. Er glaubte dieses schon dadurch bewiesen, daß in der Wachlerschen Erzählung der auf Rosen tanzende Esel das Wappen der Stadt genannt werde. Es sei aber das

Wahrzeichen gewesen, welches nur unter den wandernden Handwerksburschen eine Bedeutung habe; er aber, als Professor der Cameralistik, hätte sich nie einer solchen Verwechselung schuldig machen können. Daß aber ich, der ich in meinem ganzen Leben an diesen Unterschied nicht gedacht hatte, bei der Wiedererzählung Wappen und Wahrzeichen mit einander in aller Unschuld verwechseln konnte, fiel ihm nicht ein. Es ist leicht möglich, daß er seinen Witz vergessen hat, vielleicht kurz nachdem er ihn geäußert. Confus, wie er war, mochte ihm dies wohl nicht selten begegnen. Die Umstehenden pflegten seinen Witzen keinen großen Werth beizulegen, aber für die Wahrheit der Aeußerung spricht der Inhalt; ich konnte ihn nicht erfinden, denn daß ein solches Wahrzeichen existirte, erfuhr ich erst bei dieser Gelegenheit.

Der König kam. Es dauerte noch eine lange Zeit, bevor die verschiedenen Klassen der Versammelten zur Audienz vorgelassen wurden. Der damalige Unterpräfekt, in die Staatsuniform gekleidet, den Klapphut unter dem Arm, stand dicht an der Thüre, die eröffnet werden sollte, als Derjenige, der mit seinen Untergebenen zuerst vorgelassen zu werden erwartete und for-

derte. Wir hatten uns bescheiden zurückgezogen. Die Thüre ward eröffnet, einer der vornehmen Begleiter des Königs, ob ein Hofmarschall, oder Kammerherr, oder Adjutant, weiß ich jetzt nicht, und wußte es kaum damals, trat herein. Der Präfekt hatte schon einen Schritt vorwärts gethan, ward aber aufgehalten. Der König wollte zuerst die Gelehrten empfangen. Es ist bekanntlich eine Sitte in Frankreich, der das Geistige repräsentirenden Korporation den Vorrang zu geben. Die religiöse hatte nach der Revolution den ihr gebührenden Vorzug verloren. Wir traten ein. In der Mitte seiner Umgebung stand der König da, eine wahrhaft kümmerliche Gestalt; eine nichtssagende Physiognomie; jugendliche Gesichtszüge, durch Ausschweifungen entstellt, seine Augen matt, seine Haltung unsicher; man erkannte den Mann, der kein eigenes Dasein hatte, und es fühlte, daß er, von Andern getragen, in sich völlig bedeutungslos war. In einer kurzen Anrede versicherte er uns, daß er die Wissenschaften ganz vorzüglich liebe, und diese und die Universität beschützen werde.

Aber eine Gestalt hatte mich in der Umgebung des Königs mit tiefer Wehmuth ergriffen; es war

Joh. v. Müller. Er war stark, breit, in seiner Haltung etwas ungeschickt, seine Gesichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als schön. Wie ich zu bemerken glaubte, schien er höchst verlegen, als schämte er sich. In der steifen, von breiten Goldtressen starrenden Staatsrathsuniform, sah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermißte den Portierstab.

Nach der Audienz stattete ich dem Staatsrath Joh. v. Müller einen Besuch ab. Es waren mehr als drei Jahre verflossen, seit ich seine Bekanntschaft in einer Zeit voll großer kühner Entschlüsse und glänzender Hoffnungen, gemacht hatte, und nun sahen wir uns so wieder. Beide der nämlichen feindlichen Gewalt, wie es schien, rettungslos hingegeben, waren wir insofern uns gleich; es war das grenzenlose Unglück, welches uns gleich machte. Daß die Verschiedenheit unserer Stellung, seine, als meine höchste Behörde, meine, als sein Untergebener, dem tiefen, gleichmachenden Unglücke gegenüber, keine Bedeutung hatte, war natürlich. Unser Gespräch drehte sich um jene kühne Zeit, und um die furchtbare Gegenwart. Ihm war alle Hoffnung verschwunden, er war innerlich ganz in sich

zerfallen, und verbarg es nicht; und, wie natürlich, in seiner Umgebung konnte er die Stätte nicht entdecken, die eine zukünftige Hoffnung festhielt, und zur That auszubilden versprach. In dieser war ich heimisch, wie der Erfolg meiner Darstellung zeigen wird. Er warnte mich, er hatte Mancherlei von meinen unvorsichtigen Aeußerungen gehört, er schien gefährliche, geheime Verbindungen zu ahnen, doch nicht zu kennen. „Ich kann Keinen schützen," sagte er, „ich bin genöthigt, stillschweigend den Untergang der Unbesonnenen zu dulden." Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, reichte er mir wehmüthig die Hand; die Thränen standen ihm in den Augen. „Sie müssen sich entfernen," sprach er, „ein zu langes Gespräch könnte verdächtig erscheinen." Das war der Mann, der die große Vergangenheit mächtiger germanischer Gesinnungen bewahrt und ausgesprochen hatte! Eine Erfahrung, wie diese, war mir schrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müssen.

Die Universität Helmstädt ward aufgehoben, und zum Theil mit Halle verbunden; ein Theil der Professoren wurde nach Marburg versetzt. Die Hallesche Universität erhielt dadurch neue Lehrer, und einige von Ruf. Gesenius, dessen große Celebrität als Orientalist sich schon damals zu entwickeln anfing, ward hier angestellt, aber nichts vermochte das entwichene Leben wieder hervorzurufen. Die Tage schlichen in stiller Sorge dahin; unter den Studirenden zeigte sich hier und da eine Spur von wissenschaftlichem Streben, aber es war völlig isolirt. Ich verband mich immer inniger mit Reil. Meine Studien waren in diesen Jahren still, sie waren von meiner Universitätsthätigkeit völlig getrennt; ich hatte Muße genug, insofern die äußere Noth, die mich umgab, nicht drückend auf mir ruhte. Wie lebendig ich auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft festhielt, dennoch ward ich von der Gegenwart überwältigt, und die westphälische Regierung verstand es, auch die finanzielle Lage der Professoren zu verschlimmern. Die ganz herabgesunkene Universität verkürzte meine Einnahme bedeutend; die Studirenden bestanden fast durchgängig aus ver armten Landeskindern, und an Honorar kam so gut wie nichts

ein. Aber auch unsern Gehalt verstand die Regierung theilweise an sich zu ziehen. Durch eine gezwungene Anleihe behielt man einen bedeutenden Theil desselben zurück. Wir erhielten Papiere als Schuldverschreibungen, die uns keiner abnehmen wollte. Die Verwirrung in meiner Lage, die noch keineswegs verschwunden war, als die Universität aufgehoben wurde und die Verhältnisse mich anderthalb Jahre in der Ferne herumtrieben und zu kostspieligen Reisen zwangen, hatten sich gesteigert, und ich lebte täglich in großen Sorgen, ohne daß irgend eine Spur einer bessern Lage mich zu erheitern vermochte. Nur meine Studien und eine Thätigkeit, die mich in fortwährende Spannung und augenscheinliche Gefahr stürzte, gaben meinem Leben einige Elasticität, die sonst in der Stumpfheit des elenden Daseins ganz verschwunden wäre.

Von einer Unternehmung, die mich einigermaßen in Bewegung setzte, muß ich doch noch reden. Ich schlug nämlich der westphälischen Regierung vor, ein wissenschaftliches Bergwerks-Institut in Halle zu errichten. Dieser Vorschlag fand im Anfange großen Widerstand; er ging nämlich darauf aus, das

Institut für das ganze Königreich geltend zu machen. Es war natürlich, daß die Harzer Bergwerks-Behörden anfangs dagegen protestirten; doch einmal angeregt, erklärten sie später ein solches Institut für höchst wichtig. Der Berghauptmann v. Meding und der Bergrath Jordan wünschten das Institut nach Clausthal verlegt. Diesem Vorschlage war nun leicht entgegenzutreten; denn die Ausführung desselben erforderte die Anstellung mehrerer Lehrer, und zugleich die Einrichtung wissenschaftlicher Sammlungen, und daher Ausgaben, zu welchen die westphälische Regierung keineswegs geneigt war. Es konnte, sollten meine Vorschläge angenommen werden, nur von Göttingen oder Halle die Rede sein. Auf den Universitäten fand man schon Sammlungen und Lehrer, die für die Ausbildung der Bergeleven benutzt werden konnten. Indem ich nun vorstellte, wie viel Halle, welches doch auch in der Mitte bedeutender Bergwerke lag, gelitten hatte, drang ich, unterstützt vom Bergrath Gerhard, (dem nachmaligen, vor einigen Jahren in Berlin verstorbenen Oberberghauptmann) in der That durch. Das Bergwerksinstitut ward genehmigt und errichtet. Ich ward Direktor desselben gescholten; man wollte durch

die Genehmigung solcher Vorschläge die feindlich Gesinnten gewinnen, und meine Gesinnung war bekannt, indem ich sie nicht verhehlte. Aber eben diese meine Stellung, der Regierung gegenüber, zwang mich, einem jeden Vortheile, der aus dieser Ernennung etwa entspringen könnte, zu entsagen. Von meiner Seite fand keine Forderung statt, von Seiten der Regierung kein Anerbieten. Ich glaubte daher, freier, unabhängiger zu stehen, wenn ich von der westphälischen Regierung nur das annahm, was ich als preußischer Professor erhalten hatte, und was die westphälische Regierung mir, nach der Wiederherstellung der Universität in Halle, auszuzahlen verpflichtet war.

Der Vortheil, der aus dieser Anstalt für mich entstand, war nun vorzüglich die Erweiterung der Mineralien-Sammlung, durch Harzer Stufen, und eine lebhafte Correspondenz mit gebildeten Bergbeamten und Mineralogen, die ebenfalls zur Erweiterung des Mineralien-Cabinets beitrugen. Vorzüglich gern erinnere ich mich an den damals herbeigeführten freundlichen Briefwechsel mit dem verdienstvollen und ausgezeichneten Mineralogen Hausmann, dessen lehrreiche Briefe ich noch immer aufbewahre. Er ward zum

Oberberghauptmann des Königreichs Westphalen ernannt, zog sich aber nach einiger Zeit von dieser ansehnlichen Stelle nach seiner stillen Professur in Göttingen zurück. Sein wissenschaftlicher Eifer, seine tüchtigen Kenntnisse und seine redliche Gesinnung machten ihn mir sehr werth. Ein jeder Brief, den ich von ihm erhielt, hatte für mich etwas höchst Anregendes, und ich bedaure sehr, daß ich nicht das Glück hatte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Obgleich es mir nun keineswegs gelang, das beschlossene Bergwerks-Institut ins Leben zu rufen, so war mir doch die Beschäftigung lieb. Sie besonders brachte mich dazu, mich lebhaft mit der Mineralogie zu beschäftigen, und es gelang mir auch in der That, einige Zuhörer zu interessiren. Unter diesen war der Baron von Harthausen, von welchem später die Rede sein wird. Er war es besonders, der durch seine wiederholten Aufforderungen mich bewog, das Handbuch der Oryktognosie auszuarbeiten. Die verwitwete Professorin Bathe, Besitzerin der Curtischen Buchhandlung, Reils Schwester, ward meine Verlegerin. In ihrem Hause erhielt ich eine freundliche Wohnung, und die Freundschaft dieser wohlwollenden Frau trug

nicht wenig dazu bei, meine sonst so unangenehme Lage in geselliger Rücksicht erträglicher zu machen.

Das Bergwerks-Institut blieb aber ein todtgebornes; nichts konnte in den unglücklichen Verhältnissen, unter welchen wir lebten, gedeihen. Ein technischer Bergbeamter mußte freilich angestellt werden, damit der praktische Theil des Bergbaues vorgetragen, und durch Excursionen anschaulich gemacht werden konnte. Eine solche Anstellung, obgleich ich für sie einen Bergbeamten vorgeschlagen hatte, der auch willig war, die Stelle anzunehmen, fand gar nicht statt. Um so mehr hatten die unwilligen Harzer gewissermaßen Recht, wenn sie keine Bergeleven nach Halle schickten. Die Universität zeigte gar kein Interesse für die Errichtung des Instituts; Reil ausgenommen, der durch seinen Freund Gerhard Alles that, was er vermochte. Ein einziger Bergeleve, der keine großen Hoffnungen erregte, erschien, und ich nannte ihn spottweise: das Bergwerks-Institut.

Ein anderes Ereigniß, freilich ein bloß persönliches, muß hier noch erwähnt werden. Professor Meckel,

dessen großer und wohlverdienter Ruf als comparativer Zoolog, als Gründer der pathologischen Anatomie, sich immer mehr zu entwickeln und auszubreiten anfing, war mein Freund, und in dieser, auch für die Naturphilosophie so wichtigen Richtung, mein Lehrer. Wie viel ich ihm verdanke, wird Jeder, der sich für meine wissenschaftlichen Unternehmungen interessirt hat, wissen. Er hatte einen jüngern Bruder, der noch als Studirender auf der Universität sich aufhielt, der schon sehr gründliche anatomische Kenntnisse besaß, sich auch später als Schriftsteller bemerkbar machte, und als Professor in Bern jung starb. Dieser schloß sich mir innig an, und ich ward in der Anatomie sein Schüler. Er hatte etwas von der düstern Natur, die auch dem ältern Bruder eigen war, und ein unglückliches Ereigniß diente dazu, diese Stimmung noch zu vermehren. Es fand ein Duell statt. Meckel und ein anderer Student, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, waren die Secundanten. Dieser zweite Secundant wollte die Duellirenden, die zu heftig aneinander gerathen waren, trennen, und rannte sich dadurch den Degen des Gegners in den Leib. Er starb, und Meckels Antheil an diesem Duell ward bekannt.

Die Sache sah sehr gefährlich aus. Niemeyer drang auf die Relegation, die um desto unangenehmer war, weil Meckel sich eben zur Promotion gemeldet hatte. Ich behauptete nun, daß er als Doktorand nicht mehr so behandelt werden könne, als wäre er ein bloßer Studirender. Die Sache müßte, meinte ich, gerichtlich behandelt werden, und wandte mich unmittelbar an den damaligen westphälischen Justizminister, nachmaligen französischen Pair, Simeon. Ich stellte ihm vor, wie es sich mit den Studentenduellen verhalte; wie sie gewöhnlich gefahrlos wären, und wie der unglückliche Todesfall hier ein durchaus zufälliger sei, wie etwa der Tod, der durch ein unwillkürlich losgehendes Gewehr stattfinden könne. Bei der Ansicht der Franzosen von Duellen, und da hier von nichts Politischem die Rede war, gelang es mir, den Minister für meinen jungen Freund zu gewinnen. Ich erhielt von Simeon ein sehr ausführliches Schreiben; Meckel promovirte, und die Relegation ward in mehrwöchentliche Karzerstrafe verwandelt.

Obgleich ich nun mit Glück die Sache meines jungen Freundes vertreten hatte, machte mir dennoch dieses Ereigniß einen tiefen schauerlichen Eindruck.

Daß in den ruhigen menschlichen Verhältnissen und in der stillen Ordnung des gewöhnlichen Lebens, die Ermordung eines Menschen als eine That betrachtet wird, die einen jeden in seinem Innersten tief erschüttert, daß wir verpflichtet sind, ein jedes Menschenleben als ein Heiligthum zu betrachten, welches wir alle nie zu verletzen, die Besseren zu schützen verpflichtet sind, schien mir ein so wesentliches Element der Bildung zu sein, daß mir die Duelle, in einem Alter, in welchem sowohl meine Stellung, wie meine Gesinnung, sie von mir persönlich entfernt hielten, ein so widerwärtiger Rest früherer roher Barbarei schienen, daß mir die Vertilgung des wildesten Aberglaubens und der Hexenprozesse, neben der fixen Idee eines krankhaften Ehrgeizes, die sich erhalten hatte, nur ein halb gelungenes Werk dünkte. Und dennoch ward es mir immer klarer, daß ein Vorurtheil, welches nicht von diesem oder jenem herrührte, vielmehr mit geschichtlicher Gewalt in der Gesinnung, selbst der besseren Jugend, seine Wurzel hatte, nicht durch äußere Gesetze vernichtet werden könnte. Diese treffen nie eine tiefwurzelnde Gesinnung, wobei die Strafe, wenn sie auch noch so hart, keine Schande ist; vielmehr er-

scheinen dann diese Strafen selbst als barbarische, je strenger sie sind, und werden eben daher, wo ein entschiedenes Faktum ihre Anwendung fordert, fast immer in ihrer Ausführung schwankend und unsicher, und dadurch zugleich nutzlos, was eine gerechte Strafe nie sein darf. Der Tod des unglücklichen jungen Mannes schwebte mir unaufhörlich vor Augen; mein junger Freund erschien mir als ein anderer, und ein tiefes Grauen verband sich mit meiner Zuneigung zu ihm, die nicht geringer ward. Ich dachte mir ihn selbst als höchst unglücklich, als unabläßig verfolgt von dem Bilde des Sterbenden, und was bis jetzt mir nur eine äußere Aufgabe der kalten Reflexion gewesen war, eine allgemein geschichtliche, wie so viele andere, ward mir nun eine innere, erschütternde, persönliche; eine Aufgabe, welche die tief verletzte Gesinnung eben so wenig zu lösen vermochte, wie die kalte Reflexion.

Ich erlebte bald darauf ein ähnliches Ereigniß, welches mich einige Stunden hindurch im höchsten Grade beunruhigte. Ein junger Studirender bekam auf einem Ball Händel mit einem französischen Offizier, und eine Herausforderung war die Folge davon. Das Duell fand auf

Pistolen statt, und ein junger, kühner preußischer Offizier, der nach dem Kriege mit großem Erfolg in Halle studirte, war sein Sekundant. Der junge Mann war doch etwas aufgeregt, als er sich nun auf Leben und Tod hinstellen sollte, und in seiner unruhigen Stimmung glaubte er sich mir vertrauen zu müssen. Meine Lage war bei diesem Vertrauen schwierig. Als Professor war ich verpflichtet, das Duell zu verhindern, und hätte es zwischen Studirenden stattfinden sollen, würde ich nach einem Pedell geschickt, und ihn, bis dieser erschien, als Arrestant festgehalten haben. Jetzt verhielt sich die Sache anders. Ein jedes mögliche Hinderniß von unserer Seite hätte die ganze deutsche Jugend in den Augen der verhaßten Feinde beschimpft, und diese Ansicht überwog so sehr, daß ich dem jungen Manne nur antwortete: daß die Sache die seinige wäre, und daß ich das, was er mir mitgetheilt habe, geheim halten wolle. Er hatte mir den Reilsberg als den Ort, und zugleich die Stunde genannt. Als diese sich näherte, war ich nun in eine Stimmung versetzt, die ich nicht zu überwältigen vermochte; ich warf mir mein Betragen bei dieser Gelegenheit heftig vor; ich stellte mir den jungen Mann als ein

Opfer des rohen, feindlichen Kriegers dar, dessen Klauen ich ihn hätte entreißen können und sollen. Ich sah den französischen Offizier, wie er mit kaltem Blute, sich seiner größern Gewandtheit bewußt, den jungen Mann niederschoß. Ich hatte mich in meine Stube eingeschlossen, damit meine Familie meine furchtbare Aufregung nicht wahrnähme. Mir war wie einem Verbrecher zu Muthe, und wenn ich auf der Treppe, in der Nähe meiner Stube, oder auf dem Gange Fußtritte hörte, ward ich von Entsetzen ergriffen. Einige Stunden vergingen auf diese Weise; da hörte ich ein schnelles Laufen die Treppe herauf, angstvoll schloß ich die Thür auf, es war der Sekundant, der mir lachend entgegentrat. Die beiden Duellanten, erzählte er, hätten einen Schuß gewechselt, darauf war es den beiderseitigen Sekundanten gelungen, die Streitenden zu versöhnen. Das Duell war ihm überhaupt nicht sehr gefährlich vorgekommen; keiner der Duellanten hatte mörderische Gedanken. Kurz darauf kam auch der nun sehr glückliche junge Mensch. Die französischen Offiziere, nach ihrer Art, suchten bei dieser Gelegenheit einen dramatischen Effekt. Sie veranstalteten ein Frühstück; Duellanten und Sekundanten wa-

ren dabei; eine feierliche Versöhnung der Gegner fand statt, und daß ein junger deutscher Studirender es gewagt hatte, sich einem kühnen französischen Helden zu stellen, ward laut gepriesen.

---

2. Studien.

So lebte ich nun in einem sehr trüben und äußerlich unthätigen Dasein fort. Die größere äußere Thätigkeit, die Vorträge in der Mitte einer aufgeregten Jugend, die mich einige Jahre hindurch so sehr in Spannung gehalten und beglückt hatten, waren fast bis zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und ich lernte ein wissenschaftliches Eremitenleben führen, mit allen meinen Gedanken an mich selbst gewiesen. Denn wie die Zuhörer verschwunden waren, die mich anregten, so war auch der wissenschaftliche Verkehr, das große, schöne gemeinschaftliche Geistesleben, welches auch in der Entfernung die Gleichgesinnten verband, verstummt; das fröhliche Wechselgespräch durch Schriften, wie durch Briefe, ließ sich kaum mehr hören. Eine Gewitterschwüle ruhte über dem ganzen Lande, und nicht bloß die freie bürgerliche Ge-

sinnung, sondern auch die wissenschaftliche, in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit schien mir geächtet. Zu sehr war das, was ich Deutschland nannte, in seiner großartigen Einheit von mir aufgefaßt; ich vermochte so wenig die leiblose Seele, wie den seelenosen Leib zu fassen, und wenn selbst einer meiner tiefsten und bedeutendsten Freunde mich damit trösten wollte, daß unser wissenschaftliches Reich ja doch nicht von dieser Welt sei, so trat mir durch eine solche, wie durch ähnliche Aeußerungen, das Unglück und die Nacht, die mich umgab, erst recht entschieden entgegen.

Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß diese trübe Stimmung mich etwa lähmte, oder die nie verschwundene Hoffnung erstickte. Ich fing immer mehr an, einzusehen, daß das frühere Leben, obgleich voll lebendiger Kraft, dennoch ein wild wucherndes gewesen war. Nicht das Lebensprincip war angegriffen, wohl aber hatte die Zeit die wilden Triebe richtend getroffen; und was auf eine solche Weise verwelkt war, sollte nur dazu dienen, die Lebenskeime in sich zusammenzudrängen, und von der äußeren Begrenzung, gegen welche sie ungeduldig anstrebten, zu-

rückzuweisen, damit diese ihre tiefste, ja göttliche Bedeutung, ihre Einheit mit dem Ganzen in ihrem Innersten, wie die Erde ihre Einheit mit dem Universum in ihrem Mittelpunkte, kennen lernten.

Ich hatte während der glücklichen Zeit in Halle die „Grundzüge" der Naturphilosophie in Aphorismen drucken lassen; der innere Zusammenhang dieser scheinbar getrennten Sätze wird hoffentlich einem jeden, der sich die Mühe gibt, sie zu lesen, von selbst einleuchten. Diese Schrift entstand während meiner Vorträge und ist allerdings anzusehen als ein Produkt der Begeisterung, die mich und meine Zuhörer damals durchdrang.

Ich will nicht leugnen, daß ein Enthusiasmus der Art zu Excessen führt, und daß auch ich mich dergleichen schuldig gemacht habe. Ich habe dieses Geständniß öffentlich abzulegen mich nicht gescheut, und man hat es so albern mißverstanden, als enthielte es eine Reue, die der Wissenschaft und Kunst allen Werth raubte. Habe ich doch diesen Vorwurf von Freunden vernehmen müssen, mit denen ich am innigsten geistig verbunden zu sein glaubte.

Eine gesunde Reue stärkt, erfrischt, belebt, lähmt

nie; und wenn die Ueberzeugung, daß wir unsere Aufgabe falsch aufgefaßt, irrig gelöst haben, sich in Geringschätzung derselben verwandelt, sind wir die Verworfenen. Wir sind dann durch das, was wir zu verwerfen uns erkühnen, selbst die Verworfenen geworden; und was aus der reinsten Quelle entsprungen, ein erneuertes geistiges Leben entfalten soll, steigert nur die Krankheit. Das ist es nun, was ich die Dummheit genannt habe. Es bekam mir, wie ich schon früher berührte, sehr übel, als ich sie auch einmal schlecht zu nennen wagte.

Eine wahre Reue aber, die ihren Gegenstand nicht verwirft, vielmehr immer inniger umfaßt, wird auch das, was sie zu bekämpfen hat, nur in Beziehung auf den edlen Keim der Entwickelung betrachten. Ich nenne alle wahre Selbstkritik eine solche Reue. Diese wird das Krankhafte und Vernichtende der Entwickelung, den Wurm, der sie hemmt und zerstört, erkennen, aber niemals vergessen, daß die Krankheit nur im Lebendigen möglich ist; daß der Prozeß der Zerstörung allmählig wächst, ja daß dieser, wie in den engsten Schranken des Pflanzenlebens, und ebenso in den kühnsten Prozessen der Geschichte, auch in einem je-

den sich entwickelnden Geiste, in den ersten Stadien einen günstigen Reiz hervorruft, der besiegt, ein reiches wahrhaftes Leben zu entfalten vermag. Wir würden einsehen, daß die Pflanze sich nicht dann freudiger entwickeln würde, wenn sie keine Insekten nährte, daß sie vielmehr eben durch diese angeregt, besser gedeiht. Nur wenn das Pflanzenleben sich der wuchernden Insektenbildung hingibt, wird es zerstört. Alexander, Julius Cäsar, ja selbst Napoleon, hatten solche keimende Epochen, die der Geschichte eine neue Welt aufschlossen, und aller mächtige Irrthum war in seinem Ursprung ein reizender Keim großartiger Entwickelung.

Die Grundzüge erschienen kurz vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges. Sie würden als Grundlage meiner Vorträge für mich selbst eine immer wachsende Bedeutung erhalten haben, aber sie setzten ein fortdauernd lebhaft theilnehmendes Auditorium voraus, und jetzt war dieses verschwunden. So ward mir mein früheres Werk in der Art, wie es entstanden war, und sich ausbilden sollte, fast fremd; und war das mit mir der Fall, so durfte ich mich um so weniger darüber wundern, daß es in der Literatur

vollkommen vergessen wurde. Und doch habe ich vielleicht nie später irgend Etwas geschrieben, reicher an fruchtbaren Ideen, als dieses kleine Werk. Es kann hier und in einer Schrift wie diese, meine Absicht nicht sein, diese Behauptung weiter auszuführen. In den Jahren 1808 und 1809 fing Schelling schon an, sich mehr mit der Begründung einer höheren und lebendigeren Ansicht der Philosophie zu beschäftigen und hatte die weitere Bearbeitung der Naturphilosophie mir allein überlassen. Ich kann sagen, mir allein; denn die von Oken gegründete Schule konnte durchaus nicht als eine naturphilosophische im eigentlichen Sinne betrachtet werden. Einige speculative Ideen an die Spitze gestellt, um als Leiter für eine sinnliche Betrachtung der Natur zu dienen, hören in ihrer Fortschreitung auf, Philosophie zu sein. Diese nämlich will im Sinnlichen durchaus nur ein Geistiges erkennen, und durch diese Richtung des Sinnlichen selbst von ihrer Erscheinnng ab, wird sie erst, was sie ihrem Wesen nach sein soll. Aber dennoch beweist eben Oken, wie erfolgreich eine lebendige Auffassung der Natur für die Betrachtung der Organismen sein kann. Sie riß ihn los von einer Vereinzelung der

Untersuchungen; sie zeigte ihm umfassendere Beziehungen, wo der gewöhnliche Beobachter nur Beschränkteres sah. Sein Talent, diese aufzufassen und zu benutzen, ist in der That bewundernswürdig, und es gibt keinen Physiologen, der mehr als er auf eine bedeutendere Ausbildung der Anatomie und Physiologie, selbst bei solchen, die sich nicht äußerlich ihm anschlossen, gewirkt hat. Auch seine Gegner waren, wenn sie ihn bestritten, gezwungen, sich auf einen umfassenderen Standpunkt, als den bis dahin gewöhnlichen, zu stellen; und es ist bekannt, wie viele ausgezeichnete Männer in dieser Richtung aus seiner Schule hervorgegangen sind. Ganz anders verhielt es sich mit mir. Je mehr ich das Verhältniß meiner Bemühungen jetzt im Stillen erwog, desto klarer ward es mir, daß Alles, was ich wollte, und wonach ich strebte, dasselbe war, was mich in meiner frühesten Jugend in Bewegung setzte, was ich in den Erinnerungen, aus meinen keimenden ersten Jünglingsjahren durch das Bild eines allmälig reifenden Knaben hervorzuheben gesucht, als mich das allgemeine Naturleben hinriß und in Bewegung setzte; und daß, selbst in meinen frühesten Jahren, dieser Trieb, seiner Natur nach, eine

religiöse Wurzel hatte. Allerdings entstanden schon frühzeitig Zweifel mancherlei Art; vorzüglich dadurch genährt, daß die damals herrschende teleologische Ansicht der Naturbetrachtung mir so wenig genügte, und als gottselige Betrachtungen aufgefaßt, zu nichtig erschien. Aber die Unruhe, die dadurch entstand, und mich zwischen einer bloß sinnlichen Klarheit, die mich hinriß, ohne mich zu befriedigen, und einer dunklen Ahnung, die mich festhielt, ohne sich irgendwie gestalten zu können, schwanken ließ, bewies am deutlichsten, daß ich durch die naturwissenschaftlichen Forschungen, doch nur, der tiefsten Bedeutung nach, eine religiöse Aufgabe lösen wollte.

Wenn ich nun sagen soll, was ich Schelling verdankte, und zwar so, daß es nicht ein Geliehenes war, sondern ein Ursprüngliches aus meiner eigensten Natur Entsprungenes genannt werden mußte, so glaube ich diese mir verliehene Gabe am deutlichsten zu bezeichnen, wenn ich sie als ein anschauendes Erkennen des ganzen Daseins als eine Organisation auffasse. So wie in einer jeden organischen Gestalt ein jedes, selbst das geringste Gebilde, nur in seiner Einheit mit dem Ganzen begriffen werden kann, so

war mir das Universum, selbst geschichtlich aufgefaßt, eine organische Entwickelung geworden, aber eine solche, die erst durch das höchste Gebilde, durch den Menschen, ihre Vollendung erhielt. Dadurch nun war allerdings eine Teleologie entstanden, die, tiefer begründet, die Stelle der früher verschmähten ersetzte. Denn als ein sich organisch Entwickelndes kann das Dasein nur dann begriffen werden, wenn die Zukunft der Entwickelung schon als eine vollendete uns vorschwebt, und nur in dieser abgeschlossenen Vollendung betrachtet, erhalten die früheren Momente eine lebendige Bedeutung.

Dieses sich Entwickelnde, Natur und Geschichte auf gleiche Weise Umfassende und Belebende, war mir nun zwar, indem ich es immer tiefer mir anzueignen suchte, während meiner einsamen Betrachtungen in der unglücklichen Zeit, eine göttliche Offenbarung; und oft war es mir, als sähe ich die Hoffnung erfüllt, die mich zehn bis zwölf Jahre früher, als ich Schellings Schriften zuerst las, so lebendig durchdrang; als wäre die starrgebietende spinozistische Substanz, der Wille, der sich selbst in seiner Vollendung vernichtet, wirklich ein im Ganzen, wie in einer jeden Form fort-

dauernd wollender geworden. Aber diese Auffassung eines persönlichen Gottes, den wir uns nur durch eine völlige Hingebung aneignen können, ward noch von der speculativen Selbstsucht der freien Bestimmung eines construirenden Bewußtseins, welches durch die Speculation sich in seiner eigenen Nothwendigkeit ergriff, gefesselt. Es war noch immer jene Gewalt der Construction, die selbst meinen Gott festhielt, als wäre er durch mich gebannt, und durch die strengen Gesetze meines Denkens gezwungen worden, mir seine innersten Rathschläge und Gedanken, fast wider seinen Willen, kund zu thun. Gegen die Ansicht, als wäre der sich entwickelnde Gott doch nichts anderes, als das sich entwickelnde Bewußtsein selbst, als liege daher in diesem allein, wie alle Wahrheit, so auch jeder lebendige Keim einer geistigen Zukunft, sträubte sich zwar ein religiöses Gefühl, welches niemals ganz verschwand, weil ich selbst in Momenten, in welchen ich mir ein Titan zu sein dünkte, doch nicht aufhören konnte, zugleich ein Kind zu sein. Auf diesem Standpunkte hatte ich mich schon Jahre lang bewegt, auf welchem ich einsehen lernte, daß die Philosophie da anfing, wo die unauflöslichen Widersprüche eines sinn=

lichen Verstandes ihre Lösung suchten durch einen rein geistigen. Dieser Uebergang von einem Erkennen bloß erscheinender, sich wechselseitig bedingender, zu einem höheren, Alles umfassenden, aber sinnlich unzugänglichen Gesetze bestimmter Verhältnisse zur Speculation, setzte das Ganze, als ein geistig Vollendetes und doch Werdendes, voraus; wir müssen uns dem Ganzen hingeben, um uns in und mit dem Gesetz als einem Eigenthume des Bewußtseins, frei zu bewegen. So freilich trat das verborgene Gesetz hervor, und ward Selbstbestimmung der Vernunft. Ich jubelte, als ich mich nun von einem unerkannten Gesetz befreit fühlte, als dieses die Natur meines selbständigen Geistes mir enthüllen mußte, mir diente, anstatt mich zu zwingen: aber meine ganze Bildung war keine ursprünglich abstrakte. Wenn das lebendige Dasein sich auch in den nothwendigen Formen des Denkens bewegte und sich diesen fügte, so lag doch Etwas in diesem Leben, die lebendige Fülle desselben, und seine reiche Zukunft, die Wirklichkeit einer inhaltsreichen Vergangenheit, die so, wie sie da war, im Kleinsten, wie im Größten, bei aller scheinbaren Verwirrung zugleich eine bedeutungsvolle Weissagung enthielt. Alles

hatte sich unter meinen Händen in eine geschichtliche Verwirklichung verwandelt, welche die äußere Natur, wie das Innere des persönlichen Bewußtseins umschlang, und die Vollendung des Daseins, von welcher sie ausging, durch welche ein jedes Moment des Erkennens erst seine Bedeutung erhielt, verwandelte sich in eine gegebene, nicht durch das Dasein errungene. So ward ich nun auf einen höhern Standpunkt geführt, auf welchem der frühere Kampf zwischen Verstand und Speculation sich mit tieferer Bedeutung wiederholte. Das, was ich durch eine Selbstbestimmung des Bewußtseins erringen zu können wähnte, sollte sich als Vollendung einer noch nicht abgeschlossenen Entwickelung, also als ein noch nicht Erkanntes, als ein Gegebenes darstellen, und noch einmal sollte ich mich über die Thätigkeit des bloß sich selbst bestimmenden Denkens erheben, und die Freiheit desselben durch eine innere unbedingte Hingebung erlangen. Aber dasjenige zu opfern, was wir mit der größten Anstrengung als einen großen Schatz erworben zu haben meinen, fällt dem Menschen schwer. Das Geständniß sollte ich ablegen, daß ich mit dem ganzen Dasein, welches sich in mir bewegte, zwar

meine ganze geistige Bedeutung von einem Lebendigen erhielt, daß dieses nicht als ein abgetrenntes Fragment von dem Ganzen betrachtet werden konnte, weil sonst die Entwickelung aufhörte eine lebendige und organische zu sein, daß daher auch alles wahre Erkennen in mir nur aus diesem lebendigen Ganzen entspringen konnte: daß aber dennoch mein ganzes geistiges Wesen und seine Wahrheit nur als das Moment einer Entwickelung begriffen werden konnte, dessen inneres, immanentes Princip in mir thätig war, ohne in seiner Vollendung von mir zur Wirklichkeit gebracht werden zu können. Ich war nie innerlich von dieser zukünftigen Wirklichkeit getrennt; ich habe es nie vermocht, mich mit der Consequenz der Möglichkeit zu begnügen; und die Täuschung, als könnte jene in dieser aufgehen, konnte nicht lange dauern: und doch ward es mir schwer, sie aufzugeben. Das Starre eines allumfassenden in sich abgeschlossenen Denkens, fesselte noch immer meinen Gott, selbst als die lebendigen Pulse eines höhern Lebens die Fesseln der Construction zu zersprengen drohten.

Man wird jene Epoche einer keimenden religiösen Ansicht, die sich dennoch nicht von der Consequenz ei=

nes bloßen einseitigen Denksystems loszureißen wagte, in den Grundzügen erkennen; aber besonders ist in dieser Rücksicht eine kleine Schrift „über die Idee der Universitäten" mir selbst beim Wiederdurchlesen merkwürdig geworden. Dort erscheint der alles Wissen tragende Glaube offenbar als die Grundlage und zugleich als die geheiligte Quelle des Daseins, Christus als derjenige, in und mit welchem Gott sich offenbart, selbst Gott: aber dennoch wird der Glaube durch ein Alles umfassendes Wissen bedingt, und der persönliche Heiland verschwimmt in jenem von der Speculation geforderten Ideal der Menschheit, wie es von Kant zuerst rein, aber auch redlich aufgestellt und seiner Persönlichkeit nach psychologisch erklärt wurde; wie es sich erhalten hat, bis es in unsern Tagen sich in ein durch Denkkünste zugeschnittenes Idol verwandelte, in dessen vollendeter Gestalt der Denkkünstler sich selbst anbetet. Ich werde Gelegenheit haben, später von dieser kleinen Schrift in einer andern Beziehung zu reden.

Eine beschränktere Beschäftigung, die mir wichtig ward, muß ich hier ihrer Entstehung nach erwähnen.

In der glücklichen Zeit der Universität erschien in Halle der zu seiner Zeit so berühmt gewordene Gall. Er hatte Vorlesungen in Berlin gehalten, dort großes Aufsehen erregt, und viele Anhänger und Gegner gefunden. Gall war eine sehr ausgezeichnete Persönlichkeit, uud seine exoterische Lehre von der Schädelbildung und ihrem Einfluß auf die Talente, wie selbst auf die Gesinnungen der Menschen, war, wie bekannt, gegründet auf eine Ansicht der Gehirnbildung als aus dem Rückenmark hervorgehend, die so, wie sie sich durch ihn zuerst aussprach, eine wissenschaftliche Bedeutung erhielt. Gall gehörte zu den Menschen, die in einseitigen sinnlichen Beobachtungen und ihren Combinationen eine große Sicherheit des Erkennens zu finden vermeinten. Ich habe wenige Menschen gekannt, die sich so wenig durch Zweifel irgend einer Art stören ließen. Er schien keine Ahnung von der Möglichkeit solcher Zweifel zu haben, und trat mit einer Zuversicht auf, die bewundernswürdig war. Wo er hinkam, drängte sich nicht bloß die Menge solcher Menschen zu ihm, die manchmal, beunruhigt durch Probleme,

die sie nicht abweisen können, nicht eine innere, selbst-errungene, vielmehr eine bequem mitgetheilte Ueberzeugung suchen, sondern auch die bedeutendsten Männer. Es ist schwer, sich eine Vorstellung zu machen von der Bewegung, die damals entstand. Ein so bequemes und feststehendes Kennzeichen, wie die Erhebung des Hirnschädels hier oder dort, zu besitzen, um aus dieser die Talente und Neigungen der Menschen zu erkennen, war den meisten sehr anlockend. Das freie sittliche Urtheil über andere Menschen ist ein so tiefes, daß es immer im Hintergrunde für die Erscheinung ein tiefer zu Bestimmendes zurückläßt, wenn wir über andere richten wollen, wie wenn der Richterspruch uns selbst trifft. Daß das sittliche Urtheil seinen Abschluß nicht in der Erscheinung finden kann, sondern höher liegt als diese, hatte schon Kant mit großer Entschiedenheit und ethischer Klarheit nachgewiesen. Auch liegt diese Ansicht so tief in dem Bewußtsein eines jeden nicht ganz sittlich versunkenen Menschen, daß sie sich nie ganz verdrängen läßt. Und dennoch möchte der Mensch gern auch hier zum Abschluß kommen, und wenn es ihm gelänge, sichere Abzeichen für unwiderstehliche Neigungen der Menschen zu finden,

die sich nicht wie die Gesichtszüge veränderten, so würde er wohl glauben, sich wenigstens vorläufig beruhigen zu können. Die nach Gall numerirten Hirnschädel gehörten damals, wie die beliebten Schriftsteller, zum Ameublement der Häuser; ja man fand sie auf den Toiletten der Damen. Anstatt die Werke eines Schriftstellers zu lesen, die Compositionen eines Musikers zu hören, war man schon geneigt, wenn es möglich war, die persönliche Bekanntschaft des Gelehrten oder des Künstlers zu machen, seine Stirnbildung zu untersuchen, und wenn ihm etwa das Organ fehlte, welches als die Grundlage des für sein Werk nothwendigen Talentes betrachtet wurde, von vorn herein dieses als ein nichtiges zu beurtheilen. Die Mütter befühlten den Kopf ihrer Kinder, voll Besorgniß, einen zukünftigen Dieb oder Mörder zu entdecken. Glücklicherweise waren diese Erhebungen selbst meistens unklar. Ueber die Organe der Mordsucht und des Diebsinnes schlüpfte die leichte Hand der Mutter hinweg, und erkannte sie nicht. Dahingegen, erhob sich unter den Fingern der liebenden Mutter das Organ irgend eines zukünftigen Talentes, so fühlte sie schon durch die betastende Hand den

Hügel, auf dessen glanzvoller Höhe die Zukunft den geliebten Knaben als Gelehrten, als Künstler, als mächtigen Gesetzgeber oder als Held hinstellen würde. Jetzt werden sich wenige Gipsschädel der Art mit Gallschen Nummern in den Familien vorfinden; oder man muß sie unter alten verbrauchten Möbeln staubbedeckt in den Bodenkammern aufsuchen. Phrenologen findet man nur noch, wie eine Art Secte, in England, vorzüglich in Schottland, kaum in Frankreich.

Gall trat in dem großen Saal eines Gasthauses auf, von Thier- und Menschen-Schädeln umgeben. Seine Vorträge sprachen seine innige Ueberzeugung aus, und er äußerte sich ganz mit der Leichtigkeit der Conversation. Sie imponirten, und die Vergleichung der Menschenschädel mit den Thierschädeln hatte etwas Ueberraschendes. So wurden die Schädel berüchtigter Diebe mit denen der Elstern oder der Raben; die gefährlicher Mörder mit denen der Tiger und Löwen verglichen. Eine schauderhafte, in dem Irrthume verborgene Wahrheit drängte sich selbst dem tiefer Denkenden auf, und was die Flacheren und Seichteren befriedigte, vermochte wenigstens die geistig Tieferen zu beunruhigen.

Einen Auftritt muß ich hier noch darstellen, der für mich etwas Ueberraschendes und zugleich Ergötzliches hatte. Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. Er war auch in Halle oft mein Zuhörer gewesen, aber unsichtbar. Wolf hatte mir sein Auditorium überlassen; das Katheder war vor der Thüre, durch welche er es zu besteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieser verschlossenen Thür, saß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Ansichten ihn interessirten, wie er sich von mir bald angezogen, bald zurückgestoßen fühlte, weiß man aus seinen eigenen Aeußerungen. Jemehr ich mich selbständig entwickelte, je entschiedener die Resultate eigener Probleme sich darthaten, desto heftiger mußten solche Schwingungen wechselnder Abneigung und Zuneigung entstehen. Daß Goethe auf eine solche Weise öfter mein Zuhörer gewesen war, erfuhr ich durch Wolf und seine Tochter, die für mich etwas sehr interessant Anziehendes hatte.

Ich wünschte nun Goethe als Zuhörer (wenn auch nicht als meinen) zu sehen. Das äußerlich passive Hinhorchen der Menschen ist mir immer interessant. Die stille, erwartungsvolle Aufmerksamkeit, das inten-

sive, in sich hineingedrängte Aufhorchen einiger Zuhörer, ist dann, wenn wir es unbemerkt und genau betrachten, höchst lehrreich. Die geistlose Hingebung Einiger, die nur von fremden Gedanken leben, läßt sich dann nicht selten auf eine auffallende Weise von der innern gährenden lebendigen Entwickelung, die sich in der scheinbar passiven Aufmerksamkeit verbirgt, unterscheiden. Goethe saß nun unter den Zuhörern auf eine höchst imponirende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm saß Wolf und links Reichardt. Gall beschäftigte sich eben mit der Darstellung der Organe verschiedener Talente, und bei seiner unbefangenen Art, sich zu äußern, scheute er sich nicht, die Exemplare, zur Bestätigung seiner Lehre, unter seinen Zuhörern zu wählen. Er sprach zuerst von solchen Schädeln, die keine, in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darstellten, wohl aber ein schönes, bedeutendes Ebenmaaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines solchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters be-

trachtete, der seine Vorträge mit seiner Gegenwart beehrte. Das ganze Auditorium sah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor sich in einem unterdrückten ironischen Lächeln, aber die stille, unbewegliche imponirende Ruhe seiner Gesichtszüge ward dadurch nicht gestört. Er kam darauf zur Darstellung des Tonsinnes. Mein Schwiegervater hatte es bequem. Die Erhebung, die dieses Organ andeutet, liegt nach den Schläfen zu. In der That, bei Reichardt war es auf eine auffallende Weise ausgebildet; auch mußte es, nachdem es an den Schädeln und, irre ich nicht, durch Kupferstiche von großen Componisten nachgewiesen war, bei Reichardt sehr in die Augen fallen. Denn er hatte eine vollständige Glatze; nur einige dünne Haare waren hinten übrig geblieben. Den kahlen Kopf pflegte er nur durch Puder und Pomade zu schützen, und als Gall nach diesem ausgezeichneten Exemplar hinwies, stellte er in der That einen, für diese Vorträge ausdrücklich präparirten Schädel dar. Endlich kam die Reihe an Wolf. Bekanntlich sitzt das Organ des Sprachsinnes nach Gall über den Augen nach der Nasenwurzel zu; es ist eben so entschie-

den, daß Wolf dieses Organ auf eine auffallende Weise ausgebildet besaß. Aber Wolf trug Brillen; als nun Gall anfing, das Organ des Sprachsinnes an den Schädelknochen zu demonstriren, konnte Wolf wohl erwarten, daß er seinen Schädel wie Göthe's und Reichardt's, benutzen würde. Nun war es recht ergötzlich zu sehen, wie der große Philolog der Absicht des Schädellehrers entgegenkam. Er nahm mit großer Ruhe die Brille ab, wandte das Gesicht nach allen Seiten, und ward so momentan in einen Schädelknochen in der Hand des Demonstrators verwandelt, der mehr durch ihn, als durch die Person, die ihn noch trug, in Bewegung gesetzt und allen Zuschauern gezeigt wurde. Obgleich dieser ganze Auftritt etwas Komisches und Ergötzliches hatte, so verfehlte doch Gall seine Absicht keineswegs. Die schlagende Bestätigung, die seine Lehre durch so auffallende Persönlichkeiten erhielt, wirkte offenbar mit großer Gewalt auf alle Zuschauer.

Als Gall seine Vorträge geschlossen hatte, lud ich die gesammten Zuhörer ein, einigen öffentlichen Vorträgen, die ich in dem nämlichen Lokale über die Schädellehre halten würde, beizuwohnen. Ich glaubte

keineswegs, daß diese populäre und allgemein bewunderte Schädellehre, so wie sie hier dargestellt wurde, von dre Wichtigkeit wäre, daß sie irgend eine ernsthafte wissenschaftliche Widerlegung verdiene. Die Schwächen, die sich in der Gallschen Darstellung kund thaten, waren so auffallend, daß die tiefer liegende Wahrheit gar nicht zum Vorschein kam. So lange Gall sich in Halle aufhielt, sahen wir uns oft in Gesellschaft. Ich war damals sehr geneigt, was mir unrichtig erschien, laut und unbefangen zu äußern. Gall glaubte ich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Analogie der Sinnesorgane keineswegs eine Anwendung auf seine Gehirnerhebungen erlaubte. Und wenn man sie auch gelten ließe, so zeigte sie nur die nervöse Seite des Organs; der Sehnerv wäre aber kein Auge, der Hörnerv kein Ohr, vielmehr die Gehirnseite des Organs forderte ein zweites, in welchem es sich kund thäte. — „Ich bin erstaunt," sagte ich ihm einst, „zu erfahren, daß ein so scharfer und nüchterner Beobachter der Natur wie Sie, an Gespenster glaubt." — „Ich?" antwortete erstaunt und entrüstet Gall, „wie kommen Sie darauf?" — „Sie haben ja einen Sinn für Geistererscheinungen," antwortete ich, „und wenn Sie die Gei-

stererscheinungen leugnen, so müssen Sie dem Blindgebornen das Recht zugestehen, die Existenz des Lichts zu leugnen. Wir beide, Sie und ich, sind zu bedauern, wir sehen keine Geister, weil wir in dieser Rücksicht blind sind."

Die Physiognomie, meinte ich, ließe sich durch andere Organe viel leichter entwickeln, weil die Modelle mit größerer Leichtigkeit anzuschaffen wären; ich hätte, behauptete ich, die Physiognomie der lange getragenen Hüte, vor allem der Handschuhe, schon längst bemerkt. Nun könnte ein Jeder alte Handschuhe, die eben am besten wären, je länger dieselbe Person sie getragen hätte, in Menge und offenbar leichter als den Schädel hergeben. Die zerstörenden Hände des Mörders, die producirenden des Künstlers, die still und behutsam ergreifenden Finger der Diebe müßten sich offenbar mit Entschiedenheit hervorheben lassen, besonders weil sie sich durch eine unbestimmbar große Menge von Erfahrungen ermitteln ließen.

Wie außer den Gesichtszügen auch die Art, wie man geht, steht, sitzt, sich trägt, einen Ausdruck der Lebensart, des Betragens zu geben vermag, ist einem Jeden bekannt. Es kommt in Tieck's Cevennen eine

Stelle vor, die, so leicht hingeworfen und ironisch sie auch ist, über die Füße und den Gang höchst interessante Bemerkungen enthält. Die Neigung, die Handschriften mit den Bildnissen zu verbinden, die jetzt immer mehr überhand nimmt, beweist, wie sehr das Interesse für die Physiognomie ausgezeichneter Persönlichkeiten in ihren beiden, ich möchte sagen, tiefsten Richtungen zunimmt. Ich selbst hatte in einer frühern Epoche meines Lebens, und zwar einige Jahre hintereinander, nämlich während der Zeit meines Aufenthalts in Halle, sowohl vor als nach dem Kriege, einen instinktartigen Trieb, mich mit Physiognomie und Witterung zu beschäftigen. Beide haben etwas mit einander Verwandtes, denn sowohl in der Physiognomie, wie in der Witterung findet man eine durch keine Reflexion festzuhaltende und zu scheidende Mischung des Unveränderlichen und Feststehenden, hier der Gegend, wie dort der Persönlichkeit, mit einer Unzahl von beweglichen Oscillationen in langsameren, länger dauernden und immer schnelleren Epochen bis zu den kürzesten, ja augenblicklichen; und in jedem Moment der Beobachtung müssen alle diese Schwingungen mit dem feststehenden Charakter der Gegend und Persönlich-

keit zugleich aufgefaßt werden. Eben deswegen ist aber auch diese Auffassung eine durchaus instinktartige und visionäre.

Ich habe es aber erfahren, wie dieser Instinkt in der That in einem jeden Menschen ruht und sich entwickelt, wenn man sich ihm unbefangen überläßt; wie sich ein instinktartiges Geschick, ohne daß man sich irgendwie Rechenschaft davon abzulegen weiß, allmälig ausbildet: wie aber der Zauber, durch welchen eine gewisse Sicherheit der Weissagung hervorzutreten vermag, plötzlich verschwindet, so wie er genannt wird. Das Wort vertreibt ihn. Fast alle Bauern-Regeln für die Witterung sind falsch. Einer meiner Freunde, der verstorbene Professor Brandes, der sich eine Zeit lang mit der wissenschaftlichen Beobachtung der Barometer und Temperatur-Veränderungen beschäftigte, wie diese sich in den verschiedenen Gegenden durch langjährige Beobachtungen übersehen und bestimmen ließen, hatte, von mir aufgefordert, die Güte, die Resultate seiner genauen Untersuchungen mit den gewöhnlichen Bauern-Prophezeiungen zu vergleichen. Von allen diesen fand er nur eine bestätigt, nämlich den Nachwinter, den wir einige Tage hindurch bald ge-

linder, bald strenger, bald schneller vorübergehend, bald länger dauernd, in der ersten Hälfte des Maimonats erwarten können. Und dennoch werden wir nicht selten auch durch die Erfüllung solcher Weissagungen überrascht.

Ich hatte, während ich mich so einem bewußtlosen Instinkt hingab, in der That die Fertigkeit erworben, die Witterung der nächsten Zeit vorauszusagen, und aus dem Gange, aus den Gesichtszügen, aus der Sprache unbekannter Personen, ihren Stand und ihre Beschäftigung zu bestimmen. Ich liebte es, mit einer Art von Kühnheit bei Lustpartien die bevorstehende Witterung des Tages zu prophezeien, und zwar zu einer Zeit, wo Daniels Hygrometer noch gar nicht erfunden war. Ich erinnere mich, daß ich besonders einen österreichischen Arzt, der mit Gall nach Halle gekommen war, durch meine Wetterprophezeiungen in Erstaunen setzte, und oft hatte ich Freunde ergötzt, indem ich, aus dem Fenster blickend, die Vorübergehenden betrachtete, ihren Stand bestimmte und in den Freunden die Ueberzeugung hervorrief, ihn richtig beurtheilt zu haben.

Eben je unbekannter uns ein Mensch ist, je unbefangener wir seine Persönlichkeit auffassen, desto sicherer wird der Instinkt; seine Aeußerung ist freilich oft sehr beschränkt und dennoch, man kann sagen, in seiner Sicherheit unergründlich. Unwillkürlich gibt sich ein jeder Mensch diesem Instinkt hin, und in allen Verhältnissen des Lebens, in den unbedeutendsten des täglichen Umganges, wie in den größten und mächtigsten, durch welche das Schicksal der Völker bestimmt wird, spielt dieser nie zu verdrängende Trieb physiognomischer Vorurtheile eine unvertilgbare Rolle. Ja man kann den nie zu verdrängenden physiognomischen Richterspruch das allen über Menschen gefällten Urtheilen zu Grunde liegende Vor-Urtheil par excellence nennen. Diese erste reine Aeußerung des Instinktes wird in den ersten Momenten ihrer Entstehung hier wie bei der Beurtheilung der Witterung, durch eine Unzahl von Verhältnissen, die aus einer Masse von Erfahrungen entstanden sind, getrübt. Ich habe Menschen gekannt, deren Bekanntschaft ich unerwartet machte, die auf irgend eine bestimmte Weise durch entschieden einseitige Beschränktheit sowohl als durch mannigfaltige auffallende Vorzüge einen star-

ken Eindruck auf mich machten, der etwas Entschiedenes hatte. Trat ich nun mit diesen durch gesellige oder Amtsverhältnisse in eine nähere und länger dauernde Verbindung, so suchte ich wohl den ersten Eindruck wieder hervorzurufen; es gelang mir nie. Auf eine ähnliche Weise versuchte ich wohl auch, nachdem ich mich länger in großen Städten aufgehalten, den Eindruck zu erneuern, den sie beim ersten Eintritt auf mich gemacht. Es gelang mir eben so wenig. Wenige Menschen machen solche Veränderungen ihrer Ansichten des Lebens zum Gegenstand einer reiflichen Betrachtung. Aber sie beweisen die Gewalt, welche die Seele über die äußere Natur ausübt, wie diese in ihrer unermeßlichen Gewalt der Erscheinung sich dennoch in ein Gegenbild der veränderlichen Subjectivität verwandelt, und wir lernen den tiefen Abgrund einer innern Erfahrung der Menschen kennen, durch welche in verschiedenen Epochen der Geschichte die ganze unendliche Natur den wechselnden Geschlechtern der Menschen anders erschien; wir können uns in diese veränderte, hinter uns liegende Vergangenheit kaum hineindenken.

Und doch bleibt das Leitende ein Permanentes, die

Macht des ersten von allen Rücksichten getrennten Urtheils, selbst in alle späteren unsicheren Schwankungen hineingetaucht, verschwindet nie; sie bildet die mittlere Temperatur der persönlichen Atmosphäre, die uns beherrscht, so wie wir in sie hineintreten, obgleich kein einziger wirklicher Moment der wechselseitigen Berührung ihm entspricht, ja die meisten mit dieser Grund-Temperatur in schreiendem Widerspruche stehen. Alle Sympathieen und Antipathieen beruhen auf diesem unmittelbaren Grundelement der tiefen psychischen Anziehung und Zurückstoßung. Die Aeußerungen kindlicher Seelen, die oft überraschenden Urtheile der Unschuld beruhen auf der exacteren Aeußerung dieser permanenten Grund-Temperatur aller persönlichen Berührung. Die Frauen besitzen die beneidenswerthe Fähigkeit, diesen tieferen Grundcharakter der Physiognomie in allen Schwankungen zu erkennen und festzuhalten, weit häufiger, wie die Männer. Diese werden zu oft durch eine Reflexion, die dem Vorübergehenden einen zu großen Werth zuschreibt, irre geleitet. Daher glauben wir oft, daß die Frauen sich geirrt haben, wo die Zukunft ihnen Recht giebt.

Das Nihil admirari des Horaz, jener oft be-

wunderte Ausdruck der getödteten Bewunderung, der Ausdruck der stumpfesten Blasirtheit, zeigt nur auf die völlige beschränkte Abhängigkeit des in die mannigfaltigen Richtungen des Lebens hineingezogenen Grundtons der Person hin. Es ist dem Urtheil über das Klima einer Gegend ähnlich, wenn dieses zusammengesetzt wird aus einer Unzahl vereinzelter, täglich sich wiederholender Wetterbeobachtungen. Männer, welche auf diese Weise die Menschen beurtheilen, mögen seltener betrogen werden und haben doch viel häufiger unrecht, als das oft scheinbar betrogene kindliche Gemüth.

Der echte Dichter ist der beglückte Mensch, der diesen tieferen Grundton menschlicher Eigenthümlichkeit in seinem reinen Klange durch alle Mißtöne wechselseitiger Berührung begleitet, in begründeten Antipathien wie Sympathien. Daher zwingt er die Menschen, selbst wo die Verstellung sich mit schauderhafter Virtuosität ausspricht, ihr Inneres zu enthüllen, und daher vermag er durch wenige Züge Personen hinzustellen, deren tiefe Physiognomie mit einem stehenden sichern Typus die geistige Bedeutung ausspricht. Die Malerei besonders beruht auf der Physiognomie und wir können

den großen Maler als den eigentlich dazu berufenen Meister bezeichnen.

Diese Vorlesungen Gall's hatten indessen einen für die Wissenschaft heilsameren Erfolg; sie waren es vorzüglich, die Reil dazu vermochten, seine Untersuchungen über das Gehirn und Nervensystem wieder aufzunehmen. In der unglücklichen Zeit der französischen Herrschaft ward diese Arbeit vollendet. Besonders waren, wie bekannt, seine Entdeckungen über das kleine Gehirn, welche die Grundlage aller spätern bilden, von großer Wichtigkeit. Diese waren zwar während meines Aufenthaltes in Holstein sehr weit vorgeschritten, erhielten aber ihre Vollendung unter meinen Augen. Die Structur des großen Gehirns zu entwickeln, gelang ihm zwar nicht in gleichem Maße, doch erkannte sie Keiner besser als er. Wie wenig wir die Entwickelung vollständig nennen können, ist einem Jeden bekannt, und die Ansicht, nach welcher die Sehhügel als ein Centralpunkt desselben betrachtet wurden, bot den Anatomen zum ersten Mal doch einen Anfangspunkt zur sicheren Orientirung dar. Es ist bekannt, daß bis auf Gall und Reil des französischen Anatomen Vicq d'Azyr Prachtwerk über die

Anatomie des Gehirns, für das vorzüglichste galt. Die Methode, die gebraucht wurde, um die räthselhafte Structur desselben darzustellen, war in der That seltsam und man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß sie sich so lange behaupten konnte. Das große Gehirn wurde von oben herab in horizontale Scheiben zerschnitten, man gelangte durch diese Schnitte allmälig bis zum Grunde des Gehirns, und zerstörte durch einen jeden Schnitt den Zusammenhang der Struktur. „Man behandelte," sagte Reil, „das Gehirn wie einen Käse."

Diese Untersuchungen zogen mich unbeschreiblich an; wie die Verhüllung einer göttlichen Intelligenz in sinnlicher Masse, das tiefste Räthsel der Philosophie überhaupt, so tritt uns der Bau des Gehirns, in welchem die Aufgabe und ihre zukünftige Lösung zu gleicher Zeit verborgen zu liegen scheint, doch unter allen als das Räthselhafteste entgegen. Das organisch regelmäßige Fortschreiten der Gehirnbildung, von den Fischen an bis zu den Menschen herauf, wie es sich fast in derselben Form im Embryo wiederholt, bis dahin, wo das Gehirn zu wachsen aufhört, ist eine so tief hinreißende, man könnte sagen, mysteriöse Erschei-

nung, daß sie den Forscher unwiderstehlich in ihre Tiefe hineinzieht. Ich habe diese Untersuchungen, seit ich sie mit Reil anfing, mit großer Theilnahme bis in unsere Tage verfolgt und zum Theil selbst angestellt, darf mich aber in die Resultate derselben und was sie für das Verständniß des verhüllten Lebens zu leisten vermögen, hier nicht einlassen. Nur dieses erlaube man mir zu bemerken, daß die Lösung der Aufgabe, wie die Untersuchung des Gehirns am deutlichsten zeigt, nicht in der anatomischen Untersuchung, so wichtig diese auch war, liegen konnte. Man war schon überrascht, als Camper meinte, durch seine Anatomie der Stimmritze des Orang-Utangs, gefunden zu haben, daß diese sich von der Stimmritze des Menschen nicht unterscheiden ließe. Was man aber hier zuerst zu erkennen glaubte, liegt doch dem unbefangenen Forscher viel näher. Das Ohr des Eskimos läßt sich von einem Händelschen nicht anatomisch unterscheiden, das Auge eines Busch-Hottentotten nicht von einem Raphael'schen: und welch eine Stufe reicher, geistiger Entwickelungen trennt das eine Organ von dem andern! Daß wir uns durchaus von der Masse losreißen müssen, daß sie selbst in einem höhern Bewußt-

sein ein geistig Bewegtes werden muß, soll sie verstanden werden, drängte sich von neuem mit großer Klarheit mir auf.

Reil suchte für die künstlerische Darstellung des kleinen Gehirns den sorgfältigsten Künstler, der unter seinen Augen arbeitete. Es war der auch als Dichter und Romanschriftsteller bekannt gewordene Eberhardt, der später die Leitung einer Buchhandlung übernahm. Mit Recht dürfen wir wohl behaupten, daß diese Darstellungen des kleinen Gehirns noch immer zu den besten vorhandenen gerechnet werden dürfen.

Eine andere Reihe von Untersuchungen, die begonnen, aber nicht ausgeführt wurde, will ich hier kürzlich erwähnen. Gehlen, der Herausgeber des chemischen Journals, ward durch Reils Einfluß nach Halle versetzt. Es war kurz vor der unglücklichen Aufhebung der Universität, und seine Anstellung ward veranlaßt durch einen Entwurf, welcher Reil und mir zugleich vorgeschwebt hatte. Ich war durch ihn eine Zeit lang auf die Krankheitserscheinungen aufmerksam gemacht worden, und Reil glaubte, daß die Diagnose besonders einer bedeutenden Erweiterung fähig wäre. Man halte sich, meinte er, mehr bei inneren Symptomen der

Krankheiten auf, die doch in sehr vielen Fällen höchst unbestimmt sind, und bei großer, äußerer Aehnlichkeit aus ganz verschiedenen Quellen entspringen können. Dahingegen versäume man äußere Symptome, die wenigstens in der Art, wie sie erscheinen, durch chemische Untersuchung ein bestimmteres Resultat zu liefern vermöchten, und die, wenn sie genauer erkannt würden, wohl auch auf innere bestimmte Zustände hinweisen müßten. So lobte er die Aufmerksamkeit der Aerzte früherer Zeiten auf die Beschaffenheit des Urins, die freilich übertrieben wurde, und nur unbestimmt aufgefaßt werden konnte. Er hatte eine Menge ungewöhnlicher Beobachtungen der Art angestellt, z. B. die Beschaffenheit der Nägel bei Schwindsüchtigen. Nun hoffte er, wie ich schon früher den Gedanken gefaßt hatte, daß es möglich wäre, nachdem man mancherlei Ausscheidungen des Körpers, wie Schweiß, Thränen, Urin u. s. w., genauer als bis dahin chemisch untersucht hätte, Reagentien zu entdecken, die im Stande sein würden, die Veränderungen, welche im Verlaufe bestimmter Krankheiten in solchen Ausscheidungen stattfanden, schnell und selbst am Krankenbette erkennen zu lassen. Allerdings setzte diese Anwendung eine vor-

hergehende Untersuchung der Beschaffenheit solcher Ausscheidungen in verschiedenen Krankheiten voraus.

Gehlen kam nach Halle. Er war taub und dadurch mißtrauisch, dennoch schloß er sich mit großer Freundlichkeit an Reil und mich an. Auch dieser schöne Plan scheiterte an dem Unglücke der Zeit. Gehlen erhielt einen Ruf als Akademiker nach München, und verließ die Universität.

Reil, dem in Allem große Pläne vorschwebten, war auch, wie bekannt, einer der Ersten in Deutschland, welcher sich auf eine umfassende Weise mit der psychischen Heilkunde beschäftigte, und obgleich er in dieser Richtung keineswegs im Klaren war, so sah er doch ein, daß die Art, wie die psychisch Kranken bisher behandelt wurden, an Barbarei grenzte. Diese Richtung seiner Thätigkeit zu verfolgen, war mir nun von großem Interesse. Er erkannte seine eigene Unklarheit vollkommen; eben daher wandte er sich einem Jeden zu, dessen Interesse für den wichtigen Gegenstand er anzuregen vermochte. Die innere Unruhe, mit welcher er Hülfe suchte und Aufklärung zu erlangen strebte, bald durch Diesen, bald durch Jenen, die Aufmerksamkeit, mit welcher er einen jeden Gedanken, der ihm

Licht zu geben versprach, verfolgte, war in der That bewundernswürdig. Er war sich bewußt, daß seine großen Pläne in allen Richtungen seines Faches durch ihn nicht ausgeführt werden konnten, und obgleich seine entschiedene Gesinnung und seine ernste Strenge die Menge beherrschte, nicht selten Unwillen hervorrief, so war doch keiner bescheidener als er. Bei seinen psychologischen Unternehmungen hatte er sich vorzüglich mit Hofbauer verbunden. Auch dieser war völlig taub; ein beschränkter Kantianer: aber dennoch glaubte er, ihn nicht entbehren zu können, obgleich er ihn übersah. In der That verdanken wir Hofbauer manche einzelne tiefsinnige psychische Bemerkung, und auf jeden Fall ist er bedeutender als Friedrich und Consorten in unseren Tagen. Auch mich suchte er für die psychologische Arzneikunde zu gewinnen. Ein Aufsatz: „über die Geburt der Psyche" in Reils und Hofbauers Beiträgen zur Beförderung einer Kurmethode auf psychischem Wege, ist ein Erzeugniß dieser Anregung; aber wurden seine Zwecke, die durchaus Anwendbarkeit forderten, durch Hofbauers abstrakte Betrachtungen wenig gefördert, so bot meine Behandlung der Psychologie ihm noch weniger Hülfe dar.

Wenn ich meinen oben erwähnten Aufsatz übersehe, so ist es klar, daß der allgemeine Weg, den ich wählte, durchaus zu gar keiner Art nützlicher Anwendung führen konnte. So wenig nützlich ich nun auch meinem Freunde ward, so war mir doch diese Anregung sehr wichtig.

Es ist bekannt, daß bei der neuen Ausbildung der Philosophie seit Kant es vor allen Dingen darum zu thun war, den Einfluß der Psychologie, wie sie sich im achtzehnten Jahrhundert gestaltet hatte, und selbst mit der Forderung, Philosophie zu sein, hervortrat, entschieden abzuweisen. Es war natürlich, daß die Wissenschaft selbst durch ihre Anmaßung verunstaltet, unbillig gering geschätzt und abgewiesen wurde. Jetzt ward sie mir von neuem wichtig, und seit der Zeit Gegenstand eines ernsthaften Studiums.

Durch Reil war freilich die Zahl meiner Zuhörer fast ganz auf Mediziner beschränkt, aber der Geist einer früheren, glücklicheren Zeit war auch unter diesen verschwunden. Doch wußte Reil die jungen Aerzte für wissenschaftliche bestimmte Gegenstände zu gewinnen. Sein Archiv der Physiologie war der vorzüg-

lichste Vereinigungspunkt für alle Untersuchungen der damaligen Zeit in diesem Fache.

Seltsam war es, daß dieser immer großartig beschäftigte Mann, obgleich mit seiner damaligen Lage in Halle durchaus unzufrieden, einen großen Theil seines Vermögens zu bedeutenden Anlagen verwandte, die in der That nur eine Bedeutung hatten, insofern er seinen Aufenthalt in Halle fixiren wollte. Der kahle Reilsberg ward in einen anmuthigen Garten verwandelt; die Villa war freilich in einer glücklichern Zeit gebaut, aber das Haus ward ausgeschmückt, die Gartenanlagen wurden erweitert, als hätte er für den unmittelbaren Genuß vieler Jahre zu sorgen.

Neben diesen Privatanlagen hatte er die Kühnheit, bedeutende Gebäude zur Anlage eines Soolbades aufzuführen. Dieses Bad war mit künstlichen Bädern in Verbindung gesetzt, zu einer Zeit, in welcher die Nachahmung natürlicher Bäder, wie später, noch gar nicht in Anwendung gekommen war.

Als ich Professor Reil auf eine solche Weise für eine bleibende Zukunft in Halle thätig sah, fing ich an zu hoffen, daß er wenigstens, als die einzige Stütze, die ich bei der Universität noch übrig hatte, in Halle

bleiben würde. Es war nicht der Fall. Die Errichtung einer Universität in Berlin kam zur Ausführung; wo Alles neu eingerichtet werden sollte, konnte man einen so unternehmenden Mann nicht entbehren. Im Jahre 1810 verließ er Halle, und ich blieb nun völlig verlassen zurück.

---

3. Allgemeine literarische und gesellige Verhältnisse.

Die heitere und auch zugleich großartige Zeit einer geistigen Verbindung bedeutender Naturen, wie sie das neue Jahrhundert eröffnete, trug zwar, wie alle solche Verbindungen, je geschichtlich bedeutender sie sind, desto gewisser, den Keim des Auseinanderfallens und inneren Streites in sich, und ich habe nicht versäumt, diesen Keim immitten des heitern Lebens anzudeuten. Novalis war todt, Friedrich Schlegel war katholisch geworden, heftige Streitigkeiten und Kämpfe hatten Fichte und Schelling getrennt. Gegner, die sich anfänglich durch die Macht einer neuen Geistesregung überrascht und überwältigt fanden, hatten wieder Muth gefaßt; die Selbständigkeit des Den=

kens und die Sucht Neues zu schaffen, hatte eine Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Formen erzeugt, die täglich immer mehr und mehr zunahm. Wenn auch in diesen Formen bedeutende Eigenthümlichkeiten sich aussprachen, so lag doch ein Prinzip der Vereinzelung der wechselseitigen Entfremdung mehr oder weniger in Allem verborgen. Oken, Wagner, unter den Naturphilosophen; Krause, Bouterweck, Fries und Mehrere unter den abstrakteren Philosophen, erfanden jeder für sich andere Darstellungsweisen der Wissenschaft; und obgleich sie dem Einflusse des mächtigen Geistes, der Speculation nicht entgehen konnten, vielmehr von ihm fortgerissen wurden, nahm man doch die Vereinzelung, selbst der Principien wahr, ja die wechselseitige Ausschließung ward desto entschiedener, da das Absolute die Aufgabe der Zeit geworden war, und ein Jeder entweder ein solches in seiner Form darzustellen, oder die doch jetzt nothwendigerweise absolut gewordene Beschränkung des Absoluten darzuthun bemüht war. Auch die alten Kantianer wagten sich jetzt hervor und fanden hier und da Beifall. Ein Bündniß der verschiedenartigsten Ansichten vereinigte sich um Jakobi. Die von ihm behauptete Unvermeid-

lichkeit einer gefährlichen und verwerflichen Philosophie, gegen welche nur ein unbestimmtes und dennoch sich selbst befriedigendes Gefühl den einzig möglichen Ausweg darbot, erlaubte und lockte zu dieser Anschließung, und sie erwarb sich eine, wenn auch vorübergehende Gewalt: bis Schellings berühmte Schrift gegen Jakobi erschien, die freilich hervorgerufen durch nie zu entschuldigende Angriffe, den Tadel einer schonungslosen Härte erzeugte, aber dennoch als eine der wichtigsten und tiefsten Werke seines Verfassers betrachtet werden muß. Schelling selbst hatte sich, wie nicht leicht ein Philosoph, vor seiner Zeit unter den Augen des Publikums entwickelt. Je größer die Zahl seiner Anhänger ward, desto entschiedener trat sein Streben, die Speculation immer tiefer zu begründen, hervor. Er unterscheidet sich, man möchte sagen, fast von allen Philosophen irgend eines Zeitalters dadurch, daß er, nachdem er das Tiefste ausgesprochen hatte, und einen Einfluß auf sein Zeitalter ausgeübt, der nie mehr verschwinden konnte, nicht wie andere mit einem fertigen System hervortrat, welches, ein für alle Mal abgeschlossen, sich in sich runden soll; ein System, welches, wie sonst in der Geschichte der Phi=

losophie, in dieser Vollendung nicht seine Bestätigung, sondern seinen Tod findet. Er war im wahrsten Sinne Philosoph, schon deswegen, weil er ein fortschreitendes, inneres speculatives Leben führte, und während man ihn von allen Seiten zu bekämpfen suchte, den bedeutendsten Kampf mit sich selbst zu bestehen hatte. Der Aufsatz über das Wesen der menschlichen Freiheit, in seinen philosophischen Schriften erschien 1809, und mußte freilich diejenigen überraschen, die durch den Abschluß eines absoluten, doch zuletzt logischen Denksystems die Philosophie für immer begründet wähnten. Mir war dieser Aufsatz um desto wichtiger, ja, verband mich noch inniger mit Schelling, je entschiedener die Ansicht einer, die Entwickelung der Natur und des Menschengeschlechts zugleich umfassenden Geschichte, mir das Höchste geworden war, was die Speculation zu erreichen vermochte. Daß diese Ansicht meiner ersten Schrift (die Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde) zu Grunde lag, hatte schon kurz nach dem Erscheinen derselben Friedrich Schlegel ausgesprochen. Daß der Zwiespalt, der die Menschen von der Natur, unter einander und in sich selbst trennte, seiner Wahrheit nach nicht bloß ein lo-

gischer sein konnte, mußte mir, der ich im Vollen lebte, in und mit der allumfassenden Geschichte dachte und forschte, einleuchtend sein. Daß die Freiheit als solche nicht in der Nothwendigkeit eines abstracten Denkens begriffen werden konnte, war mir, je mehr die alte Erinnerung eines frühern religiösen Lebens in mir erwachte, an und für sich klar. Ein Denken, welches sich bloß in seiner innern abstracten Consequenz bewegte, zog mich nicht an, und während ich die Bestrebungen der berühmten Professoren der Zeit, ein Absolutes als abstracten Denkprozeß, aufzufassen glaubte, gestaltete sich dennoch in mir Alles anders. Ich bin eine durchaus praktische Natur; ein productionsloses Denken in seiner unwirklichen, vermeintlichen Sicherheit hatte für mich keinen Werth, und so fand ich mich durch den Schellingschen Aufsatz, der, wie einem Jeden einleuchten mußte, wenn er ihn mit Aufmerksamkeit betrachtete, der bedeutende Anfang einer neuen speculativen Entwickelung war, keineswegs gestört, sondern gefördert. Ich habe es eingesehen, daß ich von der spätern Stufe seiner speculativen Entwickelung ausging, mit ihr innerlich vereinigt war, noch ehe er sie ausgesprochen hatte. Von mir war unentwickelt

vorausgesetzt, was er ein langes Leben hindurch zu begründen gesucht hat.

Von Hegel kannte ich nichts Anderes, als seine Aufsätze im Journal der kritischen Philosophie, sein System war noch nicht öffentlich erschienen, als ich Halle verließ. Waren nun unter den Häuptern der Philosophie so bedeutende Streitigkeiten entstanden, so war es natürlich, daß der Einfluß da, wo die Macht der Speculation in der Wirklichkeit sich aussprechen sollte, immer mehr und mehr abnahm. Die Davy'schen und Seebeck'schen Entdeckungen beschäftigten die Physiker; der Einfluß der Naturphilosophie auf die Medizin verschwand immer mehr, und ein jedes Streben der Vereinzelung in der Wissenschaft ward unterstützt durch die Zersplitterung des nationalen Lebens. Daß eine großartige Poesie nur aus einem frischen volksthümlichen Leben entspringt, ist oft genug ausgesprochen: aber die mächtige geistige That, in welcher das Bewußtsein einer bedeutenden Zeit sich zusammenfaßt, sich in sich tief besinnt und durch einen Alles zusammendrängenden Monolog ein Selbstverständniß zu erringen sucht, kann nicht in einem in sich zersplitterten Moment des Daseins entstehen. Wer die philoso-

phische Literatur während der unglücklichen Zeit der Unterjochung mit einiger Aufmerksamkeit überblickt, dem wird der Unterschied von der früheren, mit welcher das junge Jahrhundert anhob, schmerzlich auffallen. Es fehlte jene schöne allgemeine Theilnahme der Jugend, es fehlte die Frische, die Gesundheit, die selbst in den heftigsten Kämpfen die Einheit der kräftigen Entwickelung des ringenden Lebens darthat. Auch in dieser Richtung trat mir die Zerstörung tragisch entgegen, wenn ich um mich blickte; die schöne Zeit, die ich erlebt hatte, erschien mir wie der Thurmbau zu Babel, der aufgegeben wurde, weil die Sprachen der Arbeiter sich unter einander verwirrten und die Arbeiter sich wechselseitig nicht mehr verstanden. Aber auch hier war der Erfolg dieser schmerzhaften Ansicht meines Daseins keineswegs eine Verzweiflung. In den wechselseitigen Kämpfen hielt ich den lebendigen Keim einer großartigen Entwickelung unwandelbar fest; die Geschichte, die das ganze Dasein, Natur und Historie, so will ich es diesmal nennen, zusammenfaßte, konnte durch den vorübergehenden Moment, in welchem ich sie sinnlich wahrnahm, nicht gestört werden, und ich hatte schon angefangen, selbst Entdeckungen und For-

schungen, die meine speciellen Ansichten zu widerlegen schienen, und die wohl auch von Gegnern dazu benutzt wurden, mit immer steigender Hoffnung zu betrachten, so wie der Krieg gegen Oesterreich und Napoleons Siege mich keineswegs irre machten.

Ein Zweig der Literatur hatte sich indessen in immer entschiedener Nationalität ausgebildet; nachdem Tieck auf die Poesie des Mittelalters aufmerksam gemacht hatte, steigerte sich die Lust und Freude an dieser schönen Zeit. Das Studium der alten deutschen Sprache wuchs immer mehr; von der Hagen gab das Nibelungen-Lied heraus; Tieck eine Sammlung von Minneliedern; das Wunderhorn, durch Brentano und v. Arnim herausgegeben, erschien. Alte Volksgesänge wurden gesammelt; durch Wilhelm Grimm ward man auf die alten scandinavischen Volkslieder aufmerksam gemacht, seine Sammlung von Mährchen fand in allen Familien Eingang; und die wachsende Lust an dieser tiefen nationalen Erinnerung, die zwar niemals ganz erloschen war, jetzt aber allgemeine Theilnahme erregte, hat sich seit der Zeit immer mehr und mehr verbreitet; in allen Ländern des cultivirten Europa's hat sich in dieser Richtung eine eigene Literatur ge-

bildet, die immer merkwürdiger, immer reicher wird. Ein Land gab es zwar, welches die Erinnerung an seine Vergangenheit nie ganz aufgegeben hatte, weil es fortdauernd in und aus seiner Vergangenheit heraus lebte, und alle Momente seines nationalen Daseins aus dieser herausgestaltete, das war das englische Land und Volk, welches sich dadurch von den übrigen Völkern auf eine merkwürdige Weise unterschied. Und doch ist auch hier die neuerwachte Lust an der Vergangenheit, wie sie in Deutschland hervortrat, nicht ohne Einfluß geblieben. Es ist kaum möglich, den Erfolg dieses bedeutenden Zurückblickens der Gegenwart in die früheren Zeiten, nach allen Richtungen zu verfolgen. Selbst geschichtliche Forschungen sind dadurch neu erweckt und belebt, und wenn auch diese sich in ein mannigfaltig zersplittertes und vereinzeltes Detail verloren haben, wenn das unbestimmte dichterische Gefühl nur wie ein Hauch die todte Masse der zerstreuten Untersuchungen überzieht ohne sie zu durchdringen und zu beleben, so wird doch der genaue Forscher den Keim des Lebens in den scheinbar todten Fragmenten erkennen, und wie die

dichterischen Gefühle sich nach großartiger geschichtlicher Gestaltung sehnen.

Diese Richtung der damaligen deutschen Literatur, die sich theils in Sammlungen, theils in eigenen Dichtungen, die mehr oder weniger ein altes nationales Gepräge trugen, aussprach, erschien mir nicht selten als der traurige Schwanengesang des deutschen Volkes, dem ich wehmüthig, aber doch gern zuhörte. Ich trat nun auch mit einigen deutschen Männern, die sich auf die genannte Weise beschäftigten, in persönliche Berührung; doch bevor ich diese darstelle, werde ich mich mit dem Verhältniß der Familie meiner Frau genauer beschäftigen müssen.

So glänzend das äußere Verhältniß erschien, unter welchem mein Schwiegervater in Cassel angestellt war, so freute ich mich doch, als ich erfuhr, daß es aufgelöst sei. Er wurde nach dem südlichen Deutschland und nach Wien geschickt, anscheinend, um Sänger und Sängerinnen für die Oper in Cassel aufzusuchen und anzuwerben; in der That aber durch die Veranstaltung seiner Freunde, um ihn zu entfernen.

Reichardt war nicht geeignet, mit der gehörigen Vorsicht in der Nähe des westphälischen Hofes zu leben. Ich bin zwar durchaus nicht mit den Verhältnissen bekannt, in welchen er dort lebte, aber daß er Feinde hatte, erfuhr ich wohl. Als er bei der Annäherung der Franzosen Halle verließ, blieb seine Familie in Berlin; er selbst zog mit der Armee nach Preußen. Seinem Freunde, dem General Grafen v. Kalkreuth ward die Vertheidigung der Festung Danzig aufgetragen, und Reichardt war bei dieser äußerst thätig gewesen. Die Anstrengungen zogen ihm die erste Krankheit zu, die der rüstige Mann während seines ganzen übrigen Lebens behielt, und die später seinen Tod veranlaßte. Amtliche Collisionen mit dem westphälischen Hofe und den Behörden, dadurch entstandene Kränkungen, unbesonnene Aeußerungen, die dem Beleidigten entfuhren, erweckten Feindschaft, und die alten Beschuldigungen, die nicht verhehlte preußische Gesinnung, machten seine Lage immer bedenklicher. Er reiste nach dem südlichen Deutschland, um nicht wiederzukehren, und seine Frau und Töchter zogen nach Giebichenstein. Das verwüstete Haus, der verfallene Garten bot nur einen sehr traurigen Aufenthalt dar; und auch

hier trat mir nun die düstere Ruine eines früheren heiteren Daseins entgegen. Als ich die größere Wohnung in der Stadt bezog, hatte ich Platz genug für die Familie meiner Frau. Sie verließ Giebichenstein und zog bei mir ein.

Meine Schwiegermutter war bis in ihr höheres Alter eine durch das Glück verzogene Frau. Durch ihre Schönheit in ihrer Vaterstadt Hamburg berühmt, unter den Augen ausgezeichneter Freunde ihres früh verstorbenen Vaters erzogen, ward sie sehr jung an den Dichter Hensler d. j. verheirathet. Er war Syndicus der Stadt Stade; starb nach wenigen Jahren und hinterließ zwei Töchter und einen Sohn, der die Universität verließ und als französischer Offizier die früheren Kriege in den Pyrenäen und später die Kriege Napoleons mitmachte. Die beiden Töchter leben noch, und sind in Berlin verheirathet. Die junge Witwe heirathete Reichardt, der als Witwer selbst zwei Töchter mitbrachte; und meine Frau ist die älteste Tochter aus dieser neuen Ehe. Meine Schwiegermutter war gewohnt, bei der Kindererziehung, bei der Haushaltung von Schwestern unterstützt zu werden. Sie lebte fortdauernd in bequemer

Ruhe, alles Unangenehme wurde ihr verschwiegen. Die mannigfaltigen Verdrießlichkeiten und Verwickelungen, in welche Reichardt nicht selten gerieth, wußte er seiner Frau meist zu verbergen. Selbst wenn er von Gläubigern gequält ward, lebte sie völlig sorglos. Ein Sohn ertrank als Gymnasiast in Magdeburg beim Schlittschuhlaufen, aber selbst diese Todesart, die so erschütternd war, wußte man zu verheimlichen; man ließ den Sohn erkranken, die Krankheit zunehmen und zuletzt in einer mildern Form den Tod herbeiführen. Erst mehrere Jahre später erfuhr sie, wie sie das Kind verloren hatte. In Giebichenstein lebte sie in einer langen Reihe von Jahren einer Fürstin gleich, von gesunden Kindern umgeben, in einer für einen Privatmann großartigen Geselligkeit, und verließ das Haus fast nie. Halle war ihr nur wenig bekannt; sie besuchte zuweilen, doch sehr selten, Freundinnen in der Stadt, aber dann fuhr sie herein und wieder heraus, ihre einzige Bewegung bestand in Spaziergängen in dem reizenden Garten. Obgleich innerlich heftig, hatte sie sich doch durch diese Lebensart eine äußere Ruhe ausgebildet, die etwas Würdevolles hatte. Bis zu ihrem höchsten Alter imponirte

die schlanke Gestalt jedesmal, wenn sie erschien. Ein solches Dasein, indem es sich so bequem und behaglich gestaltete und trotz der wechselnden Geselligkeit einen permanenten Zustand gründete, rief nothwendiger Weise eine große Werthschätzung der Umgebung hervor. Wenn wir kleine Partieen auf der Saale und in der anmuthigen Umgegend arrangirten, war sie jederzeit unzufrieden; sie konnte nicht begreifen, wie wir außerhalb des Gartens irgend eine Freude finden konnten. Allerdings war dieser sehr anmuthig. Reichardt hatte seinem Kutscher und seinem Bedienten Unterricht geben lassen im Waldhornblasen, seine Töchter bildeten zusammen Gesangchöre, die in ihrer einfachen Weise großen Eindruck machten. Nicht allein um das Clavier versammelt hörte man sie gern singen. Wenn, oft an schönen lauen und stillen Sommerabenden die alten wehmüthigen lyrischen deutschen Gesänge, von dem Waldhorn begleitet, in dem stillen Garten erklangen, war der Eindruck hinreißend. Der Garten war einfach, ohne alle Ziererei; eine Fülle einheimischer und nordamerikanischer Bäume zierten ihn; ansteigende Höhen und kleine Thäler gaben ihm eine erwünschte Mannigfaltigkeit; die Ebene, die sich

dem Hause anschloß, ruhige Bequemlichkeit; der in dieser sanften Umgebung mächtige Reilsberg erhob sich dicht hinter dem Garten. Der Küchengarten war von dem anmuthigen Park abgesondert, in einem Winkel angelegt. Es durfte in diesem Garten kein Schuß fallen; alle Säugethiere und Vögel, die ihn betraten, waren geschützt; Haasen knopperten an den Kräutern, ein Volk Rebhühner brütete ungestört in dem Küchengarten, eine große Schaar von Nachtigallen nistete in den Gebüschen; eine stille friedliche idyllische Ruhe herrschte auf dieser geweihten Stätte und es war als sollte hier das unruhige und unstete Leben des Besitzers eine versöhnende Vermittelung finden.

Meine Schwiegermutter hatte, als die gehuldigte Herrscherin dieser schönen Besitzung, viele Jahre in stiller Ruhe verlebt. Allerdings hatte sie mit Reichardt einige Reisen gemacht; sie war mit ihm in London und in Paris gewesen, aber auch da wußte er sie in eine ruhige Umgebung zu versetzen. Sie lebte in der Mitte angenehmer Familien, die sie gastlich aufnahmen, während er sich unter Künstlern und Großen herumtrieb und ein unruhiges und bewegtes Leben führte. Als sie in Paris lebten, war die Revo-

lution noch nicht ausgebrochen. — Daß dieses von allen Seiten bequeme Leben neben einer würdigen und ruhigen Haltung theils eine gewisse Ungeduld, ein inneres Zürnen, wenn nicht Alles nach Wunsch ging, theils ein nicht selten sehr auffallendes Ungeschick, wenn sie in nicht ganz gewöhnliche Lagen versetzt wurde, hervorrief, war natürlich.

Nun kann man sich denken, wie unvorbereitet diese Frau in eine stürmische Zeit hereingerissen wurde, in welcher sie aller gewohnten Bequemlichkeit beraubt war. Zwar suchten die Töchter Alles, so viel wie möglich, um die geliebte Mutter zu ordnen und ihr hilfreich zu sein, immer war es aber nicht möglich. In meinem Hause lebte sie zwar beschränkt, aber doch auf ihre gewohnte Weise ruhig. Wenn sie aber irgend einen Besuch abstatten, etwa gar nach dem Hause oder Garten in Giebichenstein sehen wollte, so stand ihr jetzt keine Equipage zu Gebote. Ich führte sie, und habe noch nie eine ungeschicktere und ängstlichere Fußgängerin gekannt. In einer langen Reihe von Jahren wohnte sie bei Halle, und dennoch waren ihr die Straßen der Stadt vollkommen unbekannt. Mit sehr kleinen furchtsamen Schritten ging sie fort,

ein jedes Wagengerassel, selbst in der Ferne, setzte sie in Schrecken; und als sie einige Mal durch die Straße gegangen war, in der ich wohnte, konnte sie, so wie wir nur aus der Thüre traten, lange Klagen anstimmen, über die bedenkliche Lage, in welche sie gerathen würde, wenn sie in der Ferne eine Gosse erreichte, welche die Straße durchschnitt, und die überschritten werden müßte.

Daß meine gute Schwiegermutter in jeder äußern Angelegenheit völlig rathlos war, ist begreiflich, und dennoch liebte sie es, versuchsweise gegen einen jeden Rath zu opponiren, dem sie sich doch zuletzt fügen mußte. Sie hatte in einem ungewöhnlich hohen Alter einen Knaben geboren, der damals sechs Jahre alt war. Sie selbst war rüstig und gesund und, wie ihr Mann, nie krank gewesen; sie hatte eine Menge gesunder Kinder geboren, aber an der Seite des Mannes, von Schwestern unterstützt, fand sich Alles, Erziehung und Pflege, wie von selbst. Jetzt, obgleich von Schwiegersöhnen und Töchtern beherrscht, war sie von einer grenzenlosen Aengstlichkeit ergriffen. Wir stellten ihr vor, daß der Knabe eine Schule besuchen müsse, diese lag in derselben Straße, wenige Häuser

von uns entfernt; die Mutter verzweifelte, wenn sie bedachte, daß der sechsjährige Knabe einige Stunden hindurch unter fremder Aufsicht sein solle. Voll Angst sah sie ihn über die Straße gehen, und weinte, als er verschwand. Die älteste Stieftochter, war die durch ihre Liedercompositionen bekannte Louise Reichardt; sie war schlank gebaut, und sie würde geistreich schön genannt worden sein, wenn das Gesicht nicht durch Pockennarben verunstaltet gewesen wäre. Dennoch zog sie von allen Töchtern des Hauses, die sich alle durch Schönheit auszeichneten, die größte Aufmerksamkeit auf sich; so wie sie auch im Hause eine große Gewalt ausübte. Sie hatte große innere Kämpfe zu bestehen, und so geneigt man auch nicht selten ist, ein leidenvolles weibliches Dasein mit einer Art hochmüthiger Ironie zu betrachten, so war es doch nicht leicht möglich, ihr eine große Theilnahme zu versagen. Die bedeutendsten Männer, selbst die verschiedensten Naturen, schenkten ihr die größte Aufmerksamkeit. Sie fand sich allgemein geehrt und geachtet. Es ist nicht zu leugnen, daß sie von dem Vater die Herrschaft geerbt hatte, die sich unter den Verhältnissen, in welchen sie lebte, mit dem steigenden Alter mehr und mehr entwickeln

mußte. Aber dennoch lag in ihrer Gesinnung so viel Güte und Zartheit, daß man sich ihrer Herrschaft williger unterwarf, als unter solchen Verhältnissen zu geschehen pflegt. Wie sehr sie innere Kämpfe zu bestehen hatte, sprach sich auch durch das ruhige Wesen aus, durch welches sie offenbar eine ursprünglich rasch bewegliche, ja heftige Natur überwunden hatte. Sie war in der Art, wie sie sich darstellte, still, ruhig, sprach leise, ihre Stimme hatte selbst im Sprechen etwas klangvoll Anmuthiges; sie sang schön und trug die Lieder ihres Vaters und die eigenen mit außerordentlicher Zartheit vor. Das musikalische Talent war den Reichardtschen Töchtern mehr oder weniger angeboren; auch gute Stimmen besaßen sie alle: Louise war die einzige, die dieses Talent des Gesanges wie der Composition ernsthaft ausbildete. Die von ihr componirten Lieder hatten etwas durchaus Eigenthümliches und waren keineswegs als Nachklänge der väterlichen zu betrachten, und daß sie vorzüglich Lieder der jüngeren Dichter, wie der Vater die Goethe'schen, componirte, war natürlich. So wählte sie die von Tieck, Arnim und Brentano; Dichter, die mit der Familie vertraut waren. Viele ihrer Compositionen fan-

den durch ihre eigenthümliche Tiefe einen allgemeinen Eingang, und sind populärer geworden als die Reichardtschen; wahre Volksgesänge, so daß man sie wohl, ihrer großen Zartheit ungeachtet, auf den Straßen von Dienst- und Bauermädchen singen hörte, und selbst jetzt sind sie kaum ganz vergessen. So die Melodie zu dem Tieck'schen Liede: „Geliebter, wo zaudert dein irrender Fuß?" und die von dem Brentano'schen: „In Sevilla, in Sevilla u. s. w." Ich vergesse nie den gewaltigen Eindruck, den Luise auf mich machte, wenn sie uns in einer waldigen Gegend folgte, und von einfachen Akkorden der Harfe begleitet, Brentano's wunderschönes Lied: „Durch den Wald mit raschen Schritten" nach der eigenen Melodie, sang. Die Waldeinsamkeit mit ihrem wunderbaren Zauber, ergriff mich, wenn ich sie hörte, und wie eine Waldfee saß sie da, welche die Macht hatte, alle Geheimnisse des Waldes laut werden zu lassen. Sie war es, die zuerst mein nordisch verschlossenes Ohr für den Zauber des Gesanges aufschloß und mir eine reiche Welt bis dahin unbekannter Genüße schenkte, die noch immer für mich da ist, die mich, je älter ich werde, desto tiefer, ja heiliger an sich zieht, das Innerste des Daseins in seinen

Tiefen löst und das Verborgenste meines Wesens mächtig verkündet und dennoch verhüllt.

Es war natürlich, daß mehrere Arnim'sche Lieder sowohl den Vater als die Tochter anzogen, denn es läßt sich nicht leugnen, daß obgleich der Gedanke, den sie ausdrücken sollen, in diesen so verflüchtigt ist, daß er sich kaum, in manchen gar nicht, wieder erkennen läßt, so sind doch die Klänge, die angeschlagen sind, die einen wunderbaren geahneten Gedanken, auch wenn er unerreichbar ist, uns nahe bringen, eben dadurch zur Composition geeignet.

An Schleiermacher schloß sie sich mit großer Zuneigung an, und er hatte auf ihre religiöse Bildung einen sehr entschiedenen Einfluß gehabt; besonders hatten seine Monologe einen starken Eindruck auf sie gemacht. Obgleich sie mir unendlich theuer war und ich mit einer stillen Bewunderung mich oft in das tiefe Geheimniß ihres leidenden Wesens verlor, stand ich ihr dennoch anfänglich ferner. Der leidenschaftliche, ja gewaltsame Enthusiasmus, die unbefangene, ja oft heftige Aeußerung desselben, schien sie einzuschüchtern. Das Verhältniß zu ihren Schwestern war ein verschiedenes, obgleich sie alle mehr oder weniger be-

herrschte; für die jüngeren erschien sie als Erzieherin. Meine Frau aber, gegen welche sie die Autorität einer Lehrerin ausüben wollte, stand ihr doch im Alter zu nahe, und es entsprang daraus eine Opposition, die wohl in früheren Zeiten und vor meiner Bekanntschaft mit der Familie, heftiger gewesen sein mag. Nach meiner Verheirathung war diese fast ganz verschwunden; aber der Einfluß Luisens auf die älteren Schwestern war doch natürlich im Ganzen gering, so wie auch auf ihre rechte Schwester, die kurz nach meiner Verheirathung mit Stelzer verbunden, das Haus verließ. Desto entschiedener kann man sie als die Erzieherin der beiden jüngeren Töchter betrachten, und das Verhältniß zu diesen beiden war ein so zartes und inniges, ward mit den Jahren ein so bedeutendes und bewährte sich ihr ganzes Leben hindurch auf eine so seltene aufopfernde Weise, daß ein schöneres und lieblicheres wohl kaum jemals stattgefunden hat.

Es war sehr natürlich, daß ein so interessantes Mädchen in der Mitte der schönen Geschwister, obgleich von Pockennarben verunstaltet, dennoch von den jungen Männern bemerkt wurde, ja bei diesen eine

tiefe Zuneigung erweckte. In der That, wenn sie mit voller Seele sang, oder von tiefem Gefühl ergriffen, sprach, verwandelten sich die Narben, die ihr Gesicht überzogen, in einen leichten durchsichtigen Schleier, durch welchen man die anmuthige Schönheit, die geistreiche Tiefe der Gesichtszüge erkannte; und die unverletzten herrlichen Augen schienen die Gewalt zu haben, den durchsichtigen Schleier aufzuheben, und den ganzen Zauber eines lieblichen Wesens hervortreten zu lassen. Ein junger Mann, Eschen, aus Eutin, erschien im Reichardt'schen Hause. Er faßte eine Neigung für Luise, die gegenseitig war, und eine innere Verbindung herbeizuführen versprach. Er reiste nach der Schweiz. Man erwartete viel von ihm; Voß schätzte ihn als einen seiner vorzüglichsten Schüler. Einige Gedichte, die erschienen waren, hatten viel Beifall gefunden, und zeichneten sich durch ihre Lieblichkeit aus. Er reiste frohen Muthes ab. Der schauderhafte Tod, den er hierauf fand, erregte ein allgemeines Aufsehen. Er wollte den Büet bei Genf besteigen; zwischen Eisfeldern, durch einen unkundigen Führer irre geleitet, gerieth er auf eine lockere Schneebrücke, die unter seinen Füßen einbrach, so daß er in einen

mehr als hundert Fuß tiefen Schlund hinabstürzte. Diese Gegend der Gletscher galt nicht für gefährlich; man hatte keine Hülfe, um ihn heraufzubringen, selbst Stricke fehlten; ein Freund, der ihn begleitete, war gezwungen, sechs Stunden weit nach Servoz zu eilen. Man fand den verunglückten jungen Mann körperlich unverletzt, zwischen Eis eingeklemmt, die Hände über dem Kopfe; in der Verzweiflung wollte er seine Nägel in die Eiswände hineinbohren und hatte sie von den Fingern abgekratzt. Er war erfroren. Eine Granitsäule an der Landstraße in der Nähe von Servoz verkündigt die Trauer über seinen Tod und ist die Warnung für alle Reisende. Die häufigen Reisen in der Schweiz haben das Andenken an den Tod des jungen Mannes immer von neuem erregt, dem es nicht gelungen war, die Bedeutung seines Daseins lebendig kund zu geben. Die Nachricht von diesem grauenhaften Tode stürzte die arme Luise in eine tiefe Schwermuth, die auch von da an sich nie verlor.

Es waren einige Jahre verflossen, als sich ein neues Verhältniß anknüpfte. Es war ein junger Maler, der viel versprach, Namens Gareis, dessen Bekanntschaft ich schon früher in Dresden bei Tieck gemacht

hatte. Sein Talent war unter den jüngern Künstlern in der That ausgezeichnet. Er liebte es, besonders in der Familie, einige Gemälde prima vista hinzuwerfen, und die kühne Sicherheit, mit welcher sie unter seinen Händen entstanden, erregte allgemeine Bewunderung. Seine leicht während des Gesprächs hingeworfenen Handzeichnungen (meine Frau besitzt eine ziemliche Anzahl derselben) haben sowohl durch die Correctheit und Anmuth der Zeichnung, wie nicht selten durch die Composition ein bedeutendes Verdienst. Eine Copie von der Raphael'schen Transfiguration im verkleinerten Maaßstabe, eine der gelungensten die ich kenne, das erste Bild des großen Meisters, welches nächst der Madonna mir, freilich aus der zweiten Hand entgegentrat, und durch den Tiefsinn der Composition hinriß, sandte er seiner Braut aus Rom. In Florenz ward er von einer sehr heftigen Dysenterie ergriffen und starb nach wenigen Tagen. Dieser doppelte Schlag verbitterte nun das Dasein der armen Luise auf immer, und dennoch ermannte sie sich genug, um nicht beschwerlich zu fallen; ja ein schmerzlicher Genuß, ein tiefes Bewußtsein von einer dunklen Trauer, die über dem Dasein ruht, wußte sie nicht

selten aus der nächtlichen Tiefe in eine Verkündigung der herannahenden Morgenröthe der Freude und der Heiterkeit zu verwandeln.

Während des Aufenthaltes der Familie Reichardt in meiner Wohnung trat ich Luisen näher. Bis dahin hatte mich doch Manches von einem vertrautern Verhältniß abgehalten. Ich glaubte in ihrem Kummer etwas Preciöses, in ihrer Stimmung etwas Bitteres, in ihrem Betragen etwas Zugeschnürtes zu entdecken, welches ich mir zwar aus ihrer Lage zu erklären und zu entschuldigen wußte, was mir aber dennoch ein Schatten schien, mit dem ich zu kämpfen hatte. Ihre Klagen ließen sich oft als Unzufriedenheit hören; die Art, mit welcher sie sich an bedeutende Männer anschloß, wie an Schleiermacher, schien mir ein krankhaftes Anempfindeln, und ihre Empfindlichkeit doch nicht selten zu zart; kurz, ich war, obgleich ich ihr oft die schönsten Stunden verdankte, obgleich ich ihr Herz, ihre Talente bewunderte und ihre Lage bedauerte, doch nicht selten geneigt, sie hart zu beurtheilen. Wir können bei solchen Gelegenheiten ungerecht, ja grausam werden; wir überschätzen die Gewalt

der eigenen inneren Kämpfe, und verstehen nur zu wenig die eines weiblichen Wesens, welches leidenschaftlich gewünscht und gehofft hat, und nun die Wünsche aufgeben muß, die Hoffnungen unerfüllt sieht, und fast nie, weder bei den Männern noch bei den Frauen, die rechte Theilnahme findet. Im Anfange meines täglichen Zusammenlebens mit ihr steigerte sich, ich gestehe es, diese Unzufriedenheit. Es trat von meiner Seite eine Härte hervor, die ich zu bereuen Ursache fand, denn es kam von ihrer Seite zu einer Erklärung, die mich erschütterte, die mich von der Wahrheit ihres Kummers überzeugen mußte, an welcher ich doch manchmal zu zweïfeln anfing.

Sie verließ später die Familie und ging zu der Mutter des Jerome Sillem nach Hamburg. In dieser Stadt war bis dahin die musikalische Erziehung sehr vernachläßigt. Es gelang ihr hier, unter den Frauen eine musikalische Schule zu bilden, die immer mehr und mehr an Bedeutung gewann. Die eigene ausgebreitete Thätigkeit wirkte wohlthuend auf ihre Stimmung; eine tiefe religiöse Gesinnung entwickelte sich immer reiner, die große Anhänglichkeit ihrer Schülerinnen erheiterte ihr sonst so trübes Dasein;

sie durfte sich sagen, daß sie nicht bloß auf den musikalischen Unterricht, sondern auch sonst wohlthätig auf ihre jugendliche Umgebung wirkte. Sie war, obgleich selbst kränklich, die vertrauteste Freundin des dem Grabe sich immer mehr nähernden Runge und seines Bruders. Ihr Unterricht beschränkte sich nicht bloß auf ihre Schülerinnen. Die ernstere Musik, die Liebe und Bewunderung für die Heroen derselben, Händel und Bach, fing an sich immer mehr auszubreiten, ward wenigstens hier und da neben der frivolen, den bloßen vorübergehenden Genuß suchenden, gehört, ja ein wesentliches Bildungsmittel im tiefern Sinne. Ein großes Musikfest in Lübeck, durch die Musiker der Reichsstädte und der reichbevölkerten Umgebung veranstaltet, ward zum Theil durch sie geleitet und gab Veranlassung zu einer glänzenden Anerkennung ihrer Verdienste. Ich habe später in Hamburg Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wie groß und warm die Zuneigung ihrer Schülerinnen war, mit welcher innigen Verehrung ihr Andenken bewahrt wird. Gesteht doch selbst die durch ihre rastlose Wohlthätigkeit im christlichen Sinne so bedeutend hervortretende Amalie Sieveking, was sie dieser ihrer Freundin verdankt.

Sie war von schwacher Gesundheit, und die Krankheit, die mit ihrem ganzen leidenden Wesen genau zusammenhing, nahm in Hamburg zu. Hier lernte sie nun ganz für Andere zu leben. Was sie verdiente, schien ihr gar nicht zu gehören; die großartige Freigebigkeit, die einen edeln Zug in dem Charakter ihres Vaters bildete, hatte sie ganz geerbt, aber sie war durch eine liebevolle echt christliche Gesinnung gereinigt und fruchtbringend geworden. Sie besorgte den Unterricht ihres jüngsten Bruders, sie blieb in einer innigen Verbindung mit den beiden jüngeren Schwestern, auf deren Bildung sie schon früher einen so großen Einfluß ausgeübt hatte. Die letzten Jahre ihres Lebens in Hamburg waren so ganz Anderen gewidmet, so rein fremder Noth geopfert, mit so vieler bewunderungswürdiger Entsagung verbunden, daß man den stillen und heitern Frieden eines höhern Daseins aus Allem durchleuchten sah. Diejenigen, die damals vorzüglich Gegenstände ihrer sich aufopfernden Theilnahme waren und es zu sein verdienten, werden nie vergessen, wie edel und schön und mit welcher steten thätigen Hingebung sie hülfreich erschien. Sie schwebt mir fortdauernd als eine der Reichbegab-

testen, Trefflichsten ihres Geschlechtes vor. Ihr ganzes Dasein verklang in einer Melodie, die freilich nicht durch Noten aufgefaßt, nicht in hörbaren Tönen festgehalten werden kann, die aber ein ganzes Leben in seinen Tiefen erbeben läßt, und das Dasein in seinem Innersten löst.

Durch Reichardt und Luise ward ich mit einigen Dichtern, vorzüglich der neuern Zeit, bekannt. Unter diesen nenne ich Achim v. Arnim, der sich vor dem Kriege und in der schönsten Zeit meines Lebens viel in Giebichenstein aufhielt und mit Reichardt und seiner Familie in sehr freundschaftlichem Verhältnisse lebte. Er war eine edle, echt vornehme Gestalt; er sprach wenig, erschien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und dennoch war sein mildes Wesen so anziehend, daß er in jeder Rücksicht Vertrauen erwarb. Er hatte sich zuerst mit einer Art von Leidenschaftlichkeit der Physik gewidmet, und in Gilbert's Annalen stehen einige Aufsätze von ihm, die damals Aufmerksamkeit erregten. Als ich ihn kennen lernte, hatte er zwar selbst diese Studien ganz aufgegeben, ver-

folgte aber doch die Entdeckungen mit einiger Theilnahme. Er war ganz Dichter geworden. Wenn die geistige Freiheit, die Schelling verkündigt hatte, selbst in der strengern Wissenschaft eine unglückliche Neigung, durch Vereinzelung Selbständigkeit zu erringen, erzeugte, so daß die großartige Einheit, die die verschiedenartigsten Geister verklären, in der scheinbaren Trennung vereinigen sollte, zu verschwinden schien, so mußte dieses noch mehr in der Poesie stattfinden.

In der poetischen Literatur gestaltete sich ein Verhältniß, welches auf eine merkwürdige Weise von dem in der philosophischen abwich. In dieser konnte man zwar nicht leugnen, daß Kant den eigentlichen Grund zu einer neuen Schule gelegt hatte, daß die Entdeckung, daß alle sichtbaren Dinge sich nach bestimmten Denkgesetzen um die unwandelbare Sonne des Bewußtseins bewegten, eine Umwandlung der Denkweise selbst erzeugt hatte, die das ganze Geschlecht ergreifend, für alle Zukunft der Philosophie eben so entscheidend war, wie die Ansicht des Copernikus für die Physik: aber dennoch ward Kant durch seine Nachfolger verdrängt, und die sogenannten Kantianer spielten in der immer mächtiger werdenden philoso-

phischen Bewegung eine untergeordnete Rolle. Es war nothwendig so; denn die Kantische Darstellung, obgleich sie nicht aufhörte, Grundlage einer höhern Entwickelung zu sein, erschien dennoch, fest gehalten, als eine Hemmung, die überwunden werden mußte.

Anders war es in der Poesie. Daß Göthe eine neue Zeit schuf, ward allgemein zugestanden; die Opposition, welche die früheren Schranken der Dichtkunst festhalten wollte, war durch die Schlegel und Tieck zurückgedrängt und immer mehr als eine untergeordnete betrachtet. Alle jugendliche Dichter schienen sich um Göthe zu vereinigen, und wenn es als ein geistig Dürftiges betrachtet wurde, für einen Anhänger Kants zu gelten, so galt es dahingegen für geistig vornehm, Göthe zu verehren. Es bildete sich eine Art Genie-Cultus um ihn, welcher sich einen esoterischen Charakter aneignen wollte, und der den Grund legte zu der unerschütterlichen europäischen Celebrität, die dieser mächtige Geist zu einer Zeit, wo keine geistige Eigenthümlichkeit mehr eine allgemeine Anerkennung erhalten zu können schien, mit einer Einstimmigkeit erwarb, die in ihrer Art einzig ist.

So groß nun auch diese Verehrung war, so fest

gegründet der Cultus schien, der durch keinen Zweifel gestört, sich immer stärker entwickelte, so muß man doch behaupten, daß, wie Kant den jüngeren Philosophen, so Göthe den jüngeren Dichtern eine Vergangenheit war, über welche sie kaum zu ihrem Vortheil heraustraten. Göthe hatte die ursprüngliche schöpferische Gewalt des dichterischen Geistes nicht bloß behauptet als eine Lehre, sondern entwickelt als eine That; wenn es auch ungerecht, ja thöricht wäre, zu behaupten, daß eine ursprüngliche schöpferische Phantasie früheren Dichtern fehlte, so trat diese doch nicht in ihrer Selbständigkeit hervor. Noch bevor diese sich in sich selbst gefaßt, sich selbst erkannt hatte, unterlag sie den Fesseln einer Ueberlieferung äußerlich aufgedrungener Gesetze, die ihr nicht erlaubten, eine sichere Eigenthümlichkeit zuversichtlich auszubilden. Unsicher schwankend, erhielt die Ansicht dessen, was erlaubt und nicht erlaubt war, keinen sichern lebendigen Mittelpunkt, aus welchem es hervorquoll, und das von rechtswegen Gebotene vermochte sich nicht zur eigenen freiwilligen That zu verklären. Das ist es, was für immer Göthe's Glück und Genie bezeichnet: daß das Maaß selbst, als ein innerlich gegebenes, ja

überliefertes, nicht aufgehoben, wohl aber als ein, aus dem eigensten Leben Entsprungenes erschien.

Eine jede Schöpfung entsteht nur durch ihr Maaß, und in der Entwickelung der Zeit ist dieses als ein Vergangenes zugleich ein Zukünftiges; was als ein rein Zukünftiges ohne Vergangenheit hervortritt, verliert sich im Maaßlosen und erhält nie die Sicherheit einer bleibenden Schöpfung. Die kühnste herrlichste menschliche Gestalt ist, was sie ist, eben nur als Entwickelung eines früheren Geschlechtes. Jetzt nun sollte eine Schöpfung mit dem Maaßlosen anfangen; der schöpferische Wille, der sich früher nicht frei zu bewegen vermochte, weil er durch fremde Gebote gefesselt war, erkannte sich jetzt noch weniger, weil er sich keinen Geboten unterwarf. Eine Schöpfung suchte man, aber fand sie nicht, und selbst, wo sie theilweise gelang, ward sie zerstört, weil sie ihr eigenes Maaß nicht gelten ließ. Selbst Tiecks mannigfaltige und reiche frühere Productionen verloren sich mehr oder weniger in diesem schrankenlosen Streben. Wie viel Schönes ist dadurch in seinen früheren Dramen begraben. Erst langsam gewann in einer allerdings reichen Mannigfaltigkeit, aber dennoch in engeren Gren-

zen der edle Geist des Dichters das rechte Maaß der Darstellung.

Unter denen, die eine wahrhaft tiefe, dichterisch vornehme Natur besaßen, muß ich auf jede Weise Achim v. Arnim nennen. Alle seine Dichtungen verbinden Eigenthümlichkeit der Gestalten und Ereignisse mit tiefer Auffassung. Ja man darf es nicht leugnen, daß er ursprüngliche Persönlichkeiten mit einer großen Sicherheit darzustellen und mit Klarheit zu schildern vermochte. Es giebt einfache Erzählungen von ihm, die mit ihrem scheinbar beschränkten Inhalt eine große Zartheit verbinden. In den rohesten Gestalten verbirgt sich eine Welt von Ahnungen und Gefühlen, durch welche sie eine große Bedeutung erhalten. So erinnere ich mich einer Erzählung, in welcher das Tabaks-Collegium Friedrich Wilhelm des Ersten den Hauptinhalt bildet, und die ich zu den vorzüglichsten ihrer Art in der deutschen Literatur rechne. Sie ist völlig in sich abgerundet und klar; die Personen treten alle in bestimmter Eigenthümlichkeit hervor, und sie beweist, wie sehr Arnim es in seiner Gewalt hatte, Vollendetes zu liefern, wenn er sich zu beschränken gewußt hätte, denn er war eine

nicht bloß geliehene, aus der Zeit und ihrer Bewegung zusammengeronnene, er war eine wirklich edle, gediegene, ursprüngliche Natur. Selbst unter seinen größeren Werken giebt es kaum eines, welches nicht diese Vorzüge auf eine glänzende Weise darthut, und dennoch haben alle seine Schriften nur einen geringen Eindruck hinterlassen. Sie scheinen alle ein geschichtliches Gespräch eingeleitet zu haben, welches, noch immer unverständlich, sich im Fortgange mehr zusammenfassen müßte, um auf irgend eine Weise lehrreich zu werden und durch ein bleibendes Interesse zu fesseln. Denn er rang darnach, das Undarstellbare darzustellen. Es scheint ihm ein Bedürfniß, was in bestimmter Form als Gedanke, Gestalt, That oder Ereigniß hervortrat, so lange zu verfolgen, bis der Gedanke in überschwenglichem Gefühl, die That in verworrenem Entschluß, die Gestalt in formlosem Leben, das Ereigniß in seiner eigenen dunklen Zukunft zerrann, so daß ein Chaos von Gefühlen, Entschlüssen, unsicheren Gestalten und verworren ineinander verflochtenen Ereignissen sich mischten, die zuletzt in einen gemeinschaftlichen Hauch sich verloren, in

welchem sich das anfänglich Unterscheidbare kaum mehr erkennen ließ.

Der immer lebendiger werdende Sinn für das Neue ist freilich das Bezeichnende, ja enthält das eigentliche Fundament einer zukünftig reichen Dichtung. Diesen Sinn auszubilden, hat die Sprache zuerst durch Göthe ihre wunderbaren, bis dahin verborgenen Schätze eröffnet; sie ist bestimmter geworden für die Gedanken, mächtiger, wo die That sich aussprechen will, sicherer, wo eine Gestalt erscheint, geistig reicher, wo ungewöhnliche Ereignisse dargestellt werden sollen. Zeiten der Geschichte in ihrer wildesten Bewegung, Räume der Natur in ihren innern wilden und rauhen Umrissen, treten bedeutungsvoller hervor, weil in beiden das Innerste des Gemüths sich reicher aufzuschließen vermag, weil Natur und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft, das Beschränkteste des Gegebenen, Ueberlieferten, und das Ueberschwenglichste des Geahneten und zu Erreichenden sich uns zu gleicher Zeit aufdrängt und Darstellung fordert. Aber dieser erwachte Sinn vermag sich nicht zu bändigen. Zuerst entsteht ein wüstes Gewühl von wilden Ereignissen, ein Knäul widerwärtig verschlungener Personen, die

alle Ruhe der Entwickelung zerstören und bei dem unmöglichen Bestreben dem, was erst werden soll, als ein solches Gewordenes, Umrisse und Gestaltung zu geben, nur jede gegebene Gestalt vernichten. So verworrene Massen, deren innere und äußere Bewegungen, deren Gegenwärtiges und Zukünftiges nebelhaft ineinander verschlungen ist, können nur gewaltsam auseinander gehalten werden, ohne Ruhe und Bestimmtheit. Gleich fliegenden Wolken, die sich aus allen Gegenden zusammenziehen oder aus einem düstern Mittelpunkt zerfließen, wechselnd mit einem trüben Sonnenblicke, der schnell verschwindet, können diese Massen nur augenblicklich durch die grellsten Kontraste auseinander gehalten werden, und Thaten, Ereignisse und Gestalten treten bizarr hervor aus den verschiedensten Gegenden mit den fremdartigsten Entschlüssen, in Ereignisse, die nirgend vorbereitet sind, hineingerissen, die immer nur ein rohes, an Entsetzen grenzendes Erstaunen erregen, und durch das Bizarre für einen Augenblick Verwunderung, aber nie Theilnahme erwecken. Arnims „Halle und Jerusalem" ist leider ganz ein solches Produkt, und dennoch hat dieses wunderliche Streben eine wirklich geschichtliche Be-

deutung. Ein jedes dichterische Product soll, selbst wenn es die tiefste Tragödie des Lebens darstellt, eine Beruhigung hinterlassen. Die abgerundete Form stellt Inneres wie Aeußeres als ein in sich Abgeschlossenes dar, und die schönsten Zeiten sind ohne alle Zweifel die, in welchen die verworrene Fülle der äußeren Bewegung in allen Richtungen, die mit einander ringenden Gedanken in der Philosophie, die mit einander kämpfenden Ereignisse im Leben, die unruhig mehr oder weniger verzerrten Gestalten in der Kunst, in sich und untereinander Ruhe und bestimmte Gestaltung erhalten. Aber eingeleitet wird ein neuer geschichtlicher Prozeß immer durch eine vorangehende Verwirrung. Es sind nicht die unbedeutendsten Naturen, die von einer solchen Verwirrung ergriffen werden, und da ich leider von jetzt an die mannigfaltigen Keime der Zukunft, die in einer solchen formlosen Ueberschwenglichkeit alle Sicherheit stiller Entwickelung verloren, in ihrer unreifen und zerstörenden Art, darzustellen habe, so hielt ich es für wichtig, eine Persönlichkeit näher zu betrachten, in welcher dieser Kampf der Zeit ein durchaus eigener, innerer, mehr die Person als die Zeit bewegender, war.

Mein persönlicher Umgang mit Arnim fand früher und noch vor dem Kriege statt. Ich habe ihn damals nicht erwähnt, weil er noch nicht als ästhetischer Schriftsteller bedeutend hervorgetreten war. Nur jene wunderlichen Lieder, die man nicht gedankenlos nennen kann, obgleich sie selten wirklich einen Gedanken enthielten, weil nämlich dieser nicht etwa vergebens gesucht wurde, wie in den gewöhnlich seichten Gedichten der Dichter, vielmehr einen wirklich vorschwebenden zerfließen zu lassen suchte, waren mir bekannt, und diese wurden mir, durch Reichardts und Luisens Compositionen interessant.

Ein zweiter allgemein bekannter Mann trat mir aber eben in der traurigen Zeit näher. Es war Clemens Brentano. Er gehört zu den ersten Bekanntschaften, die ich in Jena machte, ein hart abgewiesener Angriff auf einen meiner Freunde hätte mir fast bedenkliche Händel zuziehen können, und er fiel mir eben bei dieser Gelegenheit sehr auf. Seine Figur, seine Sprache, seine wunderliche, regellose, reiche Phantasie, die etwas durchaus Eigenthümliches und Seltsames hatte, zog mich fast auf eine unheimliche Weise an, und in einer Zeit, in welcher offenbar in allen Richtungen meines

Daseins ein neues Leben anfing, welches in düster nordischer Einsamkeit und Ernst sich nicht zu entwickeln vermochte, obgleich es mich durch dunkle Regungen beunruhigte, mußten mir die Sprünge eines so seltsamen Wesens, welches, als wäre es von allen den Uebrigen getrennt, sich wie zwecklos, aber aus einer eigenen Quelle bewegte, ein merkwürdiges Räthsel werden. Ich traf in Jena zuweilen mit ihm zusammen, sein ganz eigenthümlicher Witz reizte mich, aber wie dieser aus dem Moment geboren und für diesen allein bestimmt schien, verschwand er auch mit ihm und hinterließ keinen bleibenden Eindruck. Dennoch hatte seine Erscheinung jedesmal einen neuen Reiz für mich. Es war mir fast, als erwartete ich hinter den fremdartigen Aeußerungen des seltsamen, damals noch sehr jungen Mannes, unerwartete Aufschlüsse, obgleich immer von Neuem meine Erwartung völlig getäuscht ward. Arnim und Brentano, so wie Görres, hatten ein inniges Bündniß geschlossen, und sie gehörten in der That zusammen. Was die Revolution als äußeres Naturereigniß, was die Fichtesche Philosophie als innere absolute That, das wollte dieses Bündniß als reine, wild spielende Phan-

tasie entwickeln. Görres konnte sein frühes jugendliches Anschließen an die französische Revolution nicht vergessen und sein ganzes phantastisches Streben nahm später eine politische Richtung. Arnim konnte dem tiefen gemüthlichen Sinnen, wie es aus einer inneren Persönlichkeit hervorquoll, nie entsagen, und seine Phantasie behielt fortdauernd dieses edle, sinnende, in sich versunkene Gepräge. Brentano blieb durchaus und schlechthin ein phantastischer Revolutionär; sein Motto, konnte man sagen, war das Robespierre's, als dieser sagte: „Ihr wollt eine Constitution haben, ich will euch erst die rechte Revolution geben. Unter der Jugend der ersten Jahre des Jahrhunderts war natürlich bei der völligen Umgestaltung der Ansichten des Lebens und der Wissenschaft eine unruhige Bewegung entstanden. Die Masse derselben hatte nur eine fremde, von außen ihr zukommende Aufgabe zu lösen, nur Wenige eine eigene. Diese, innerlich mit sich selbst beschäftigt, wurden durch die gesteigerte Menge unreifer Versuche, durch die immer breiter werdende leere und lärmende Polemik, trübe und verworren aus den traurigen Ruinen des zertrümmerten Volkes heraustönend, gestört, und suchten

sich in die innere stille Selbstbesinnung zurückzuziehen Die Meisten aber, die nur aus der momentanen Strahlenbrechung der Zeit, einem glänzenden Regenbogen ähnlich, dessen Ruhepunkt auf der Erde nur täuschend dem geblendeten Auge vorschwebt, aber nie erreicht werden kann, zusammengeronnen waren, bildeten die wüthenden Progressisten. Manches Bestehende und früher Geltende war zerstört; manches Gebietende hatte alle Gewalt verloren: und nach einer solchen Niederlage erscheinen haufenweise die Falstaffe, die, wenn sie den Leichnam des heldenmüthigen Percy durchstechen, ein Siegesgeschrei erheben. Dieser leere Kampf, der noch immer auf eine widerwärtige Weise fortdauert, ja sich immer breiter macht, und die geistigen vorliegenden wichtigen Kammerverhandlungen der Zeit durch einförmige nichtssagende Zänkereien verdirbt, bildete schon damals den Haufen der Progressisten, die sich freuten, ein Recht erhalten zu haben, auf die Vergangenheit zu schimpfen. Auch Brentano gehörte zu diesen. Mit dem buntesten Wechsel mannigfaltiger Witzeleien griff er das Philisterthum an: aber dennoch unterschied er sich wesentlich von allen Uebrigen; denn er war der Ein-

zige, der mit Bestimmtheit zu wissen schien, daß er nichts wollte. Es war in ihm eine rein phantastische Dialektik, durch welche die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilte, vielmehr diese vernichtete; ein ironisch spielender Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang. Dadurch ward er, weniger durch seine Schriften, die sich in ihrer eigenen Verwirrung verloren und gestaltlos wie ohne Ergebniß blieben, als durch seine Persönlichkeit, die jedem verfliegenden Momente eine Bedeutung zu geben schien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, besonders hier und da den Frauen sehr gefährlich.

Und doch hatte auch Brentano, dieser überschwengliche Dilettant, der Alles mit einer leichten und reichen Phantasie trieb, den man als den Urheber der fliegenden Geistreichigkeit betrachten kann, wie sie seit der Zeit nie verschwand, und der die Sprache, um mit Schakspeare zu reden, in einen Handschuh verwandelte, der sich mit Leichtigkeit umkehren ließ, und die noch immer in unserer Literatur herrschend ist — in dieser Zeit durch die Verbindung mit den Freunden eine Beschäftigung erhalten, die nicht ohne Bedeutung war. „Des Knaben Wunderhorn,“ eine

Sammlung alter deutscher Lieder, bekanntlich ein sehr verdienstvolles Werk. Es ward von Arnim und Brentano herausgegeben. „Tröst Einsamkeit," eine Zeitschrift, deren einzelne Blätter „Zeitung für Einsiedler" genannt wurden, war ohne Vergleich reichhaltiger, inhalts- und geistreicher, als irgend eine der gegenwärtigen. Es erschienen freilich, so viel mir bekannt, nur 37 Nummern, in diesen manches phantastisch wildes Gewächs, besonders von Brentano, wie seine „Geschichte des Bärenhäuters," aber auch von Arnim, und man kann nicht leugnen, daß dieses wüste Streben beim Lesen ein unerquickliches Gefühl hinterließ. Dennoch fand man auch Aufsätze, die von Bedeutung waren. Der Urheber einer neuen Wissenschaft, der deutschen Grammatik, aus ihren frühesten geschichtlichen Elementen entwickelt, der gründlichste aller Forscher alter germanischer Lebens- und Rechtsverhältnisse, Jakob Grimm, trat in dieser Zeitschrift zuerst hervor. Tieck lieferte Beiträge. Altdeutsche Gedichte wurden, mit Leichtigkeit behandelt, zugänglich gemacht; Uebersetzungen aus alten Geschichtsschreibern, wie aus Malespini, und besonders die Geschichte des Gaston de Foix aus Froissard, waren vortrefflich. Aber schon

hier zeigte sich auch das üppig-wuchernde Unkraut, welches dadurch genährt wurde, daß die Jugend gelernt hatte, die Sprache mit einer großen Leichtigkeit zu behandeln. Das Inhaltleerste erhielt dadurch eine scheinbare Bedeutung. Es hat seit der Zeit nun fast ein halbes Jahrhundert hindurch so überhand genommen, daß man die geistesnährende Saat kaum erkennt, und man würde in Verzweiflung gerathen, wenn das Gedeihen des Unkrautes nicht zugleich das Zeichen eines fruchtbaren Bodens wäre.

Unter den jüngeren Männern, die auf diese Weise das alte Germanien durch die verklungenen Sagen und Gedichte neu zu beleben suchten, zeichneten sich die Gebrüder Grimm vorzüglich durch ein ernsthaftes, geregeltes, für das ganze Leben festgehaltenes Studium aus. Wilhelm Grimm hatte sich schon in Kassel mit der Uebersetzung alter dänischer Gedichte beschäftigt. Sie wurden mir, während Reichardt sich in Kassel aufhielt, durch Luise zum Durchsehen und zur Correctur zugeschickt. Ein Herzübel hatte ihn nach Halle gebracht, um Reil zu consultiren. Er miethete sich in dem von mir bewohnten Hause ein, deren Besitzerin Reils Schwester war, und ich sah

ihn fast ein Jahr lang täglich. Sein stilles, ruhiges und mildes Wesen zog mich an. Er übersetzte Peder Syv's Kämpenlieder (Kiämpe-Wiiser) aus dem Dänischen, und es freute mich, daß ich ihm bei manchen zweifelhaften Stellen behülflich sein konnte. Seine Beschäftigung hatte für mich etwas sehr Anziehendes, und es war mir angenehm, durch freundliches Zusammenleben und täglichen lehrreichen Umgang, durch die stille Beschäftigung und durch das gründliche Forschen eines liebreichen jungen Mannes mit einer Richtung der Literatur, die so weit von meinen eigenen Studien entfernt lag, und die schon seit meinem ersten reichen Aufenthalt in Deutschland mir so bedeutend erschien, auf die bequemste Weise bekannt zu werden. Wilhelm Grimm war mit Brentano zugleich da, und natürlich bildete die alte deutsche Poesie den Hauptgegenstand unserer Gespräche.

Schon früher hatte ich Büsching, der in der schönen Zeit in Halle studirte und mein Zuhörer war, kennen gelernt. Der Bediente, den ich im Anfange hielt und der ein gewandter und geschickter Mensch war, hatte ihm eine Abschrift von Titurel besorgt. Ich hatte dabei Gelegenheit, dieses merkwürdige

Gedicht genauer kennen zu lernen, und es gelang mir, indem ich die Abschrift mit der Urschrift verglich, einige Fertigkeit im Lesen des Altdeutschen zu erlangen. Allerdings hatten Männer von hohem Rufe sich mit den Ueberresten der alten deutschen Poesie früher beschäftigt. Ich nenne nur Leibnitz, Bodmer, Lessing, aber Alles blieb fragmentarisch; die wichtigsten Schätze blieben in den Bibliotheken verborgen, der große Zusammenhang aller nordischen Mythen und Sagen war unbekannt, und als das Nibelungen-Gedicht durch Müller gedruckt wurde, erregte es kaum einige Theilnahme. Seit August Wilhelm Schlegel und vorzüglich Tieck das Interesse für dieses Studium lebhaft anzuregen wußten, war es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit es sich allenthalben verbreitete. Früher nur halb gekannte oder ganz unbekannte Schätze entdeckte man in den Bibliotheken, und es entstand eine Bewegung in der literärischen Welt, die verglichen werden kann mit derjenigen, die in Italien sich äußerte, als die griechischen Manuscripte aus der klassischen Zeit dahin strömten. Das große Verdienst, welches sich damals besonders v. d. Hagen erwarb, indem er vorzüglich dazu beitrug, das Nibelungen-

Lied und die Gedichte und Sagen, die sich an dieses anschlossen, zu bearbeiten und zugänglicher zu machen, indem er zugleich auf den innern Zusammenhang der ältesten deutschen Dichtkunst mit den scandinavischen Mythen aufmerksam machte, ist allgemein bekannt. Daß dieses Studium zuerst vorzüglich mit dem reichen Inhalte so vieler neuer Schätze, die den Forscher fast überwältigen, sich beschäftigen mußte, war sehr natürlich. Die strengere Form der Untersuchung, die grammatische wie die historische, konnte, wie sich's von selbst versteht, nur ein Product immer sorgfältigerer Forschungen werden. Wie lange die Gelehrten Europa's in den Schätzen der griechischen Literatur wühlten, ist allgemein bekannt; Jahrhunderte verflossen, bevor sie von dem Reichthume überwältigt, das fast unübersehbare Material auch in formeller Rücksicht zu beherrschen vermochten. Man muß daher erstaunen, wenn man bedenkt, wie bald die strengere Forschung einen sichern Boden, binnen einer Zeit von einigen dreißig Jahren, gefunden hat. Diese Wissenschaft, die neben der des klassischen Alterthums ein wesentliches Element der geistigen Bildung geworden ist, ward dadurch noch wichtiger, daß sie sich mit der

Ausbildung der Sprachlehre aller indo-germanischen Stämme verband, und der Geschichte eine Aufgabe lieferte, deren Lösung vielleicht die tiefste ist, die ihr jemals gegeben wurde.

So war eine geistige Bewegung der Zeit, die mir fremd schien, mir durch bedeutende Repräsentanten nahe getreten, und doppelt wichtig erschien sie mir, weil sie in ihrer tiefsten Wurzel deutsch war, weil Deutschland, wie es aus der uralten, noch zum Theil verschlossenen dunklen Vergangenheit, mir nahe trat, mir immer bedeutender ward, und selbst meine eigenen Studien, so fremd sie schienen, dennoch aus der alten Quelle deutschen Geistes entsprangen und eine Verwandtschaft der fremdartigsten Bestrebungen des einen, in allen seinen Richtungen bewegten Lebens kund thaten und erkennen ließen.

Mein Leben in Halle war sehr einsam, mein Schwager Steltzer und seine Familie waren uns in dieser Einsamkeit sehr willkommen. Außerdem lebte ich in der innigsten Verbindung mit meinem treuen Freunde Blanc, und durch ihn mit dem während der Zeit

als Prediger der reformirten Gemeinde berufenen Rienäcker, der wie Blanc ein warmer Anhänger von Schleiermacher war. Der tiefsinnige, ernste Mann ist noch immer mein vertrauter und geliebter Freund. Durch beide ward ich auch mit dem ersten reformirten Prediger, Dohlhof, innig bekannt. So lebte ich während meines Aufenthaltes in Halle durchaus an die reformirte Kirche angeschlossen, und hatte mich in der That von der dort herrschenden lutherischen Gemeinde völlig getrennt. Obgleich das Christenthum als solches mir immer wichtiger ward, so war es doch natürlich, daß mir die Differenz kirchlicher Formen völlig fremd blieb, wenn sie mir auch äußerlich als theologische abweichende Dogmen bekannt war. Ich genoß das Abendmahl in der reformirten Kirche und völlig im unirten Sinne. Ich glaube dieses hier erwähnen zu müssen, denn diese kirchliche Indifferenz bildete eine nothwendige Stufe für die Entwickelung meines christlichen Sinnes. Zwar übte die Erinnerung an meine Kindheit und Jugend manchmal eine geheime Gewalt; es trat eine gewisse, wenn auch nur vorübergehende Unruhe hervor, die eben, je bestimmter mein Anschließen an die reformirte Kirche in der Form

eines völligen Uebertrittes erschien, sich nicht völlig beschwichtigen ließ. Es fiel mir wohl ein, daß in dem lutherischen Dänemark noch Verwandte, wenn auch nur aus der wenig gebildeten Klasse, leben konnten, die nicht weniger erschrocken sein worden, wenn sie erführen, daß ich mich an die reformirte Kirche anschloß, als wenn ich Katholik geworden wäre.

Halle, die Stätte der glänzendsten Hoffnungen eines schon errungenen unerwarteten Glückes, hatte sich in eine harte Schule des Leidens verwandelt.

Ich habe schon früher den Baron, jetzt Graf von Harthausen genannt. Dieser ward mein innigster Freund. Aus Westphalen gebürtig, hatte er in Göttingen studirt, und was ihn nach Halle zog, war wohl vorzüglich die Absicht, unter Professor Wahl's Leitung die persische Sprache zu studiren. Er wünschte selbst durch dieses Studium sich für eine zukünftige Reise nach dem Orient vorzubereiten. Unter dem Namen Werner von Harthausen war er in ganz Westphalen bekannt. Seiner Herkunft nach gehörte er zu einer der vornehmsten Familien der Provinz. Sein lebhafter

Geist, seine persönliche große Beweglichkeit, und die Neigung, durch die kühnsten Unternehmungen in einer bedenklichen Zeit für das Vaterland thätig zu sein, hatte die Aufmerksamkeit des westphälischen Adels auf ihn gelenkt. Durch Verwandtschaft war er mit den meisten Familien verbunden. Mit der Stolbergischen lebte er eine Zeit lang im vertrautesten Verhältniß. Er war ein eifriger Katholik, aber freisinnig genug, um sich nie unter uns als ein solcher geltend zu machen. In seiner Heimat war er von Hohen und Niederen allgemein gekannt, und in der That, so wie er damals in lebendiger Jugendfülle erschien, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Zeit. Sein Wuchs war nicht ansehnlich, aber seine Gestalt, sein Betragen verriethen die vornehme Geburt. Er stellte, wenn er wollte, mit großer Sicherheit den Vornehmen dar, wie dieser sich in den höchsten Kreisen zu bewegen pflegt, und in diesen zu leben gewohnt ist. Aber mit einer unter den Menschen höchst seltenen Flexibilität wußte er sich in alle Verhältnisse zu fügen. Behauptete man von ihm, daß er seine Umgebung je nach ihrer Weise zu beherrschen wußte, so würde eine so ausgedrückte Behaup-

tung doch nur auf eine oberflächliche Weise die Art seines Daseins bezeichnen. Er hatte einen ausgebildeten Sinn für alle Genüsse der höheren Gesellschaft, und wenn er in und für diese lebte, sollte man glauben, er kenne nur sie und hätte sich nie aus ihren Kreisen entfernt; ja er beherrschte sie, wenn er in ihrer Mitte erschien: aber allen diesen Genüssen vermochte er auf die entschiedenste Weise zu entsagen. In Halle war er, und zwar, wie wir später sehen werden, in politischer Absicht, „fideler Bursch.“ Wenn man ihn so sah, sollte man glauben, er hätte sein ganzes Leben in den sogenannten Studenten-Commercen zugebracht; er beherrschte sie alle. Aber auf gleiche Weise wußte er sich nicht bloß nach einer verschiedenen Umgebung, z. B. nach Handwerkern oder Bauern, zu richten, er schien vielmehr für eine jede solche wie verwandelt. Ich sah ihn auf einer Fußreise in einer Kleidung, die den Edelmann kaum ahnen ließ, neben einem Bauer einherschreiten. Er konnte seine Pfeife aus dem Beutel seines Begleiters füllen, den schlechtesten Taback, ohne eine Miene zu verziehen, rauchen, in der Schänke Kornbranntwein trinken, und seine Gespräche schienen eben so aus einem gewohn-

ten Bauern=Leben hervorzugehen, wie seine Genüsse. Bei allen diesen wunderbaren Umwandlungen war dennoch seine religiöse Gesinnung ernsthaft, seine Studien anhaltend, und mit welchem Fleiß und Eifer er sich mit meinen Ansichten der Naturphilosophie beschäftigte, werden spätere Ereignisse seines wechselnden und bunten Lebens beweisen. Ich hatte ihn unbeschreiblich lieb, theilte ihm einen jeden Gedanken mit, und eine solche lebendige Mittheilung war natürlich auch für mich anregend und productiv. Daß seine Aufforderung mich zur Ausarbeitung des Handbuches der Oryktognosie bewog, habe ich schon früher erwähnt.

Meine in Hamburg geborene Tochter, Anna, war ein wunderschönes Kind. Meine Frau hatte ein drittes, einen Sohn, im April 1810 geboren. Das Kind schien gesund, der Frühling war schön; Anna, ein sonst völlig gesundes Kind, litt an einer Unpäßlichkeit, die unserem Arzte Reil nur unbedeutend schien. So unangenehm meine Lage in Halle war, so gehörte doch nicht viel dazu, meinen ursprünglich fröhlichen Sinn zu beleben. Ich beschloß, mit meinen beiden theuern Freunden, Harthausen und Blanc, eine geognostische Fußreise nach der goldenen Aue zu machen.

Wir durchstrichen dieses anmuthige Thal in allen Richtungen; bestiegen den Kyfhäuser, streiften von Tilleda nach Artern, gegen Süden herunter, wieder nach Norden herauf, drangen bis in den Harz bei Stolberg, um über Rosla, Sangerhausen, Eisleben nach Halle zurückzukehren. Das schönste Wetter begünstigte uns. Die klare, lebensschwangere Luft, die warme Sonne, Wälder und Felder, Städte und Dörfer schienen, in eine Knospe verwandelt, eine reiche Blüthe zu entfalten, deren Lebensgrund eben so aus unserem eigenen Innersten, wie aus der unendlichen Natur hervorquoll. Es war ein wunderherrliches Bündniß der Freundschaft und der Natur. Nie habe ich die Frühlingslust tiefer, herrlicher empfunden.

Wir hatten an einem Morgen Sangerhausen verlassen, um Eisleben zu erreichen. Die sandigen Wege, die kahlen Gypsberge, nur hier und da mit düsterem Nadelholze bewachsen, machten auf mich einen traurigen Eindruck; es war mir, als lägen nun alle Herrlichkeiten hinter mir. Wir drei gingen stillschweigend neben einander, ein drückendes Gefühl beschlich mich; wir eilten immer schneller, als triebe uns eine unheimliche Ahnung vorwärts; wir betraten die Stadt

und näherten uns dem ersten Gasthofe. Da sah ich in der Ferne einen Einspänner und erkannte den Aufwärter, der die häuslichen Verrichtungen bei uns besorgte. Das Herz war mir wie zusammengeschnürt; ich eilte dem Manne erschrocken entgegen. Meine Frau wußte, daß ich an diesem Tage des Morgens in Eisleben sein würde, um von da ohne Aufenthalt nach Halle zurückzukehren. Was konnte sie bewegen, mir einen Wagen entgegen zu schicken? Ich empfing einen Brief. Mit zitternder Hand schrieb meine Frau: „Willst du Anna lebendig sehen, so eile zurück." Ich stürzte in den Wagen, und fand, als ich in meine Wohnung trat, die Leiche meiner Tochter. Die trauernde Mutter stillte den eben geborenen Sohn, auch dieser starb drei Monate später.

Unter den mächtigeren Staaten in Europa ist Preußen der jüngste, nicht allein durch die mächtige Persönlichkeit des großen Churfürsten und mehrerer seiner Nachfolger, sondern auch als das besondere Resultat mancherlei innerer wie äußerer Verhältnisse, die in der geschichtlichen Entwickelung der europäischen

Cultur hervortraten und dieser eine bestimmte Richtung gaben, zu dem geworden, was er ist. Ohne eine bedeutende Persönlichkeit treten zwar solche bildende Verhältnisse nie in die Erscheinung hinein, aber die Person ist selbst der lebendig gewordene Ausdruck derselben. Die geschichtlich gewordene Entwickelung Preußens beruhte auf einer durch Jahrhunderte vorbereiteten Veränderung fast aller Lebensmomente des Staates, die seit dem Anfang der Reformation still und langsam hervortraten. Das Verhältniß der Stände zu einander war, so lange die katholische Hierarchie Europa beherrschte, so genau mit der Kirche verbunden, daß diese in der Art ihrer äußern Erscheinung nicht zusammenstürzen konnte, ohne jene mit in den Sturz hineinzuziehen. Zwar hatte schon in Deutschland der Kampf gegen die Hierarchie früher seinen Anfang genommen; Fürsten hatten sich vereinigt, die Macht der Städte war gewachsen, eine von der Kirche abgesonderte Gelehrsamkeit hatte sich gebildet: aber dennoch war der Kampf, der hier anfing, mehr als hundert und funfzig Jahre hindurch ein zerstörender, nicht ein bildender. Zwei protestantische Staaten traten durch einen concentrirteren Kampf hervor: England nämlich und Holland.

Aber die Macht dieser neuen Staaten war durch ihre Lage nach dem Meere hingewiesen. So stürzten der Handel und der Weltbesitz Spaniens und Portugals zusammen; die Gewalt des Papstes, welche die außereuropäische Erdhälfte unter die katholischen Mächte getheilt hatte, verlor alle Bedeutung, und ein System friedlicher Colonisation trat durch die protestantischen Staaten an die Stelle der gewaltsamen und grausamen Eroberung Spaniens und Portugals. Zwar wollen wir keineswegs leugnen, daß in diesen Versuchen friedlicher Niederlassungen die selbstsüchtige Eroberungssucht lauerte und noch bis in unsere Tage ihre Herrschaft behauptet; aber eine Umkehrung der Principien hatte stattgefunden. Die katholischen Eroberungen sowohl der Spanier in Südamerika, wie der Portugiesen in Indien, hatten einen durchaus alttestamentarischen Charakter. Man legte es auf eine vollkommen cananitische Vernichtung der Völker an. Am reinsten tritt dieser Gegensatz zwischen dem katholischen Vernichtungssystem und der colonisirenden, friedlichen Besitznahme in Amerika hervor, wenn man Süd- mit Nordamerika, Pizarro mit Penn vergleicht.

Auf dem Festlande in Europa aber war Preußen

bestimmt, die Staaten bildende Gewalt des Protestantismus in der Geschichte zum Vorschein zu bringen. Daher waren der große Churfürst und Wilhelm von Oranien nicht bloß politisch Verbündete durch die äußere Macht der Verhältnisse, sondern auch persönlich Verbrüderte durch eine innere Gesinnung, die sich immer großartiger entwickeln sollte. Der bildende Kampf der Geschichte umfaßt nothwendigerweise alle Lebensmomente der Staaten zugleich. Eine jede Stufe der Entwickelung in ihrer besondern Art schließt eine Zukunft in sich, die erst später zum Vorschein kommen soll. Die erste Stufe wird überwiegend durch den äußern Kampf dargestellt; die siegreichen Waffen scheinen da das Schicksal der Staaten zu entscheiden. Die Kirche war durch den Protestantismus in die Gewalt der Fürsten gekommen; der Geist, der früher den Fürsten und dem Adel gegenüber viele Jahrhunderte hindurch durch die Kirche repräsentirt wurde, war in der That der Geist der damaligen Zeit. Sie hatte an die Stelle der Religion der inneren Erkenntniß und der freien Liebe, eine Mythe erzeugt, die alle Geister beherrschte und sich, wie jede geschichtliche Mythe, in eine großartige Kunst begrub. Wo der Protestantis-

mus Macht gewann, da war jene geistige Einheit der Kirche verschwunden, sie konnte sich nur durch den Schutz der Fürsten und der durch diese mächtig gewordenen Geschlechter erhalten; Fürst und Adel erhielten nun, so lange die religiösen Kriege dauerten, eine überwiegend einseitige Gewalt. Die Repräsentanten der geistigen Elemente der Zeit, die sich durch die kirchliche Hierarchie früherer Zeiten gestärkt hatten, waren ohnmächtig geworden. In der Folge der Jahrhunderte bildete sich der Gegensatz von Glauben und Wissen, von Kirche und Universität immer entschiedener aus; sie bekämpften sich wechselseitig und waren der äußern Gewalt übergeben. Wenn man von der legitimen Bedeutung des Adels spricht, scheint man zu vergessen, daß er sich echt geschichtlich nur ausgebildet hat einer geistigen selbständigen Macht gegenüber, und daß, wo diese verschwindet, seine eigene, ursprüngliche, echt geschichtliche Bedeutung nothwendig sich aufhebt. Aber in dem nämlichen Grade, in welchem die von dem religiösen Punkte sich trennende Wissenschaft sich der äußeren Gewalt unterwirft, wird auch der von den übrigen Volksständen sich trennende Adel sich den Fürsten unterwerfen müssen. Diese äuße-

ren Krisen bildeten die ersten Elemente der Gründung des preußischen Staates. Sie fing mit den glücklichen Kämpfen an; der Staat selbst erhielt seine europäische Bedeutung durch die Siege Friedrichs des Großen. Aber während dieser Kämpfe entwickelte sich in Preußen die innere Organisation des Staates mit einer Consequenz, wie in keinem anderen Lande. König, Adel, Militair, besaßen zwar die überwiegende Macht, aber ein strenger Formalismus des Rechts und der Administration, eine Hierarchie der Beamten, wie sie in keinem Staate bis jetzt sich ausgebildet hatte, ward von seiner eigenen Consequenz gefangen und genöthigt, alle Stufen einer fast logisch dialektischen Metamorphose durchzulaufen. Friedrich der Große hat dadurch auch eine so mächtige geschichtliche Bedeutung erhalten, weil er berufen war, die erste Stufe der kriegerischen Begründung abzuschließen und die zweite einer innern Administration für eine lange Zukunft zu befestigen. Seine Größe beruhte darauf, daß er auch in geistiger Rücksicht der Repräsentant seiner Zeit war. Das von dem Glauben getrennte Wissen war mächtig geworden; seinen Vereinigungspunkt, der freilich nie zur wahren Einheit gelangen konnte, hatte es

nicht aus der tiefen religiösen Bewegung deutscher Protestanten erhalten; das Wissen, welches nur von sich selber wußte, war aus dem in sich verfallenen Katholicismus in Frankreich entstanden. Der Kampf zwischen Katholiken und Hugenotten war dort politische Intrigue geworden, und daher mußten die letzteren unterliegen, denn für diesen Kampf waren sie ihrer Natur nach zu schwach. Aber dieses von dem Glauben getrennte Wissen war nothwendig propagandistisch; es war herrschender europäischer Verstand geworden, und wo eine höhere Bildung innerlich für das Erkennen, wie äußerlich für das Handeln, mannigfaltige Verhältnisse des Lebens überschauen, leiten, ordnen soll, war dieser Verstand nothwendig der herrschende. Die Religion, von diesem getrennt, hatte sich, äußerlich ohnmächtig, in das Gefühl verloren, und sich in das mehr ahnende, als bestimmt erkennende und handelnde Gemüth des Volkes zurückgezogen. Sie erschien nothwendig beschränkt und unfähig, das Interesse des Staates und der Wissenschaft zu lenken und zu beherrschen. Durch diese Macht des Verstandes und seine Trennung von der Religion ward Frankreich mächtig und beherrschte Europa. Diese Macht

konnte nur auf ihrem eigenen Boden bekämpft, mit ihren eigenen Waffen besiegt werden. Daher müssen wir Friedrich den Großen loben, denn der ist allein ein echter König, der seine Zeit begreift, und dadurch beherrscht. Er konnte es wagen, den Ansichten eines glaubenleeren Wissens, die, wo sie aus der inneren Gesinnung des Volkes erwuchsen, nothwendig zur Revolution führen mußten, unbedenklich zu huldigen, denn sie gaben ihm nur den abstracten Schematismus zur Anordnung der Verhältnisse eines Volkes, welches den tieferen Grund des Glaubens nie ganz aufzugeben vermochte.

In dem bisher betrachteten Sinne kann man nun aber sagen, Paris hatte die Stelle von Rom eingenommen; die Masse des Verstandes hatte sich über den Ruinen der gefallenen Kirche aufgebaut. Deutschland war wie der übrige Continent von dieser neuen Macht unterjocht, die vornehme Welt unterwarf sich immer entschiedener. Die Revolution bewies, daß diese Richtung in Frankreich eine aus dem innersten Dasein des Volkes entsprungene war: während sie, wie viele Anhänger sie sich auch erwarb, wie überwiegend sie auch in der Literatur, wie in den höheren geselli-

gen Kreisen hervortrat, doch immer eine fremde Herrschaft blieb, die Deutschland abzuwerfen aufgefordert war.

Noch hat diese fremde Herrschaft eine so große Gewalt, noch wird, wo man Staatsverhältnisse, innere wie äußere, beurtheilt, die Macht des glaubenleeren Wissens so hoch gehalten, die stille Gewalt des bildenden Geistes so wenig erkannt, daß man es in vielen Kreisen achselzuckend als eine bejammernswürdige Pedanterie eines Gelehrten betrachten wird, wenn ich zu behaupten wage, daß die Speculation, die eben in der zurückgedrängten und wenig geachteten deutschen Literatur, unter Friedrich dem Zweiten, durch Kant hervortrat, so wie die Poesie, die Goethe schuf, und der Einfluß eines tiefen Geistes, wie Lessing, die ersten Momente eines inneren Kampfes des deutschen Volkes gegen Frankreich enthielt. Es war ein Wissen, welches mit allem Reichthum seiner Entwickelung sich dem Glauben zuwandte, ohne ihn zu erkennen.

Ich darf diese Darstellung hier nicht weiter ausdehnen. Preußen ging dem dritten Moment seines Daseins entgegen. Es war berufen, seine geistige Aufgabe zu fassen, aber diese war nicht preußisch, sondern

deutsch. Hier in Deutschland haben wir, so viele Jahrhunderte hindurch, die Völker eines Volksstammes, während der heftigsten äußeren Kämpfe, wie in Griechenland, in geistiger Einheit verbunden gesehen. Nie gelang es, selbst während der tiefsten religiösen Trennung, diese allein geistige Herrschaft zu überwinden. Durch Kriegsheere und Administration war Preußen, auf eine herbe Weise, in Gefahr, in seiner Vereinzelung zu erstarren. Der Staat sollte lernen, daß er auch in seiner Selbständigkeit nicht theilweise, sondern ganz deutsch sein müßte, wenn er seine Bedeutung, sein Ansehen, seinen Einfluß behalten wollte; daher die harte Prüfung.

Die Gründung der Universität in Berlin ist in der That eine der merkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse unserer Tage. Vergleichen wir, was damals geschah, mit dem, wozu die Regierung sich etwa entschlossen haben würde, wenn man sie wenige Jahre früher auf die dürftige Lage der Universität in Halle aufmerksam gemacht hätte, so muß man in der That in Erstaunen gerathen. Diese Universität war in den letzten Jahren vor allen übrigen begünstiget: und dennoch waren die dortigen Institute in einer so dürfti-

gen Lage, die keineswegs den damaligen wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprach; und doch würden die Vorschläge einer zeitgemäßen Erweiterung derselben entschieden abgeschlagen worden sein, wenn man gewagt hätte, sie vorzutragen. Jetzt, nachdem der Staat halb zerstört erschien, nachdem alle Hülfsmittel verschwunden waren, ein Theil der reichsten Provinzen in feindlicher Gewalt, und das innerlich zerrüttete Land einer traurigen Zukunft entgegensah, war man einer Anstrengung fähig, die man kurz vorher, nach einem zehnjährigen Frieden, für schlechthin unmöglich erklärt haben würde. Wodurch entstand diese mächtige, großartige That? Es war die Ueberzeugung, daß das geschlagene Preußen berufen war, vor allem in Deutschland einen, Adel und Bürgerschaft, militairische und administrative Institutionen auf gleiche Weise durchdringenden Mittelpunkt zu bilden; es war die innere Zuversicht, mit welcher man diesen Ruf freudig anerkannte, und an seine Erfüllung die schönsten Hoffnungen knüpfte.

In der That, die Gesinnung, die damals in Berlin während des härtesten Druckes herrschte, war bewunderswürdig. Die Hauptstadt war von feindlichen

Truppen besetzt, der König hielt sich an der fernen russischen Grenze auf, und dennoch war die Stadt, das Land, nur äußerlich beherrscht, eine sehr geringe Minorität des Landes innerlich unterjocht. Die Feinde hatten Festungen eingenommen, die Armee war geschlagen und dem übermächtigen Sieger gegenüber so gut wie waffenlos: aber ein inneres, dem Feinde unsichtbares Heer hatte sich an die Stelle des äußeren gebildet, zog sich immer dichter zusammen, und man kann behaupten, der Feind erlitt täglich Niederlagen, die freilich nicht laut wurden. Der Sieger ahnete sie kaum und ihre Erfolge blieben ihm verborgen. Männer, wie Schleiermacher, alle bedeutenden Geister waren ohne Verabredung in einem inneren Bunde; das ganze Bewußtsein der Einwohner der Hauptstadt schien sich, aller äußeren Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten. Niemals waren Volk und König inniger verbunden; die erbitterte Armee lauerte auf den Augenblick, der ihr erlauben würde, die Schmach der Niederlage zu vertilgen. Als der Krieg anfing, der noch ungewisse Kampf begann, ward Land und Heer wie von einem ahnungsvollen Schrecken ergriffen. Die Armee vermochte sich

nicht wieder zu sammeln, die Festungen öffneten die Thore, fast ohne belagert zu sein; erst auf der entferntesten östlichen Grenze bei Eilau, bei Friedland, war dieses Schrecken völlig verschwunden; und der besonnene Muth, mit welchem hier gekämpft wurde, die hartnäckige Tapferkeit, mit welcher Danzig und Graudenz vertheidigt wurden, hätte den Feind belehren sollen, daß im Heere die alte Kühnheit, der alte deutsche Muth wieder entstanden war. Aber von hier aus nahm er alle Einwohner in Anspruch, ein jeder Preuße war innerlich bewaffnet. Eine Ansicht des Lebens fing an sich auszubilden, die alle Momente desselben durchdrang, und während der kriegerische Geist und die strenge militairische Ordnung die von dem Feinde, man kann sagen, unbesonnen geduldeten Reste des Heeres in sich stärkte, und über seine sichtbaren Grenzen hinaus ein verborgenes schuf, das in jedem Augenblick bereit war, sich zu waffnen, und sich an jenes anzuschließen, während die Sicherheit und Virtuosität die gewöhnlichen Hülfsmittel für zukünftige große Erfolge zu concentriren vermochte, wurde der stille prophetische Ruf, der eine großartige Vereinigung weissagte, von allen Preußen vernommen. Seine mäch-

tige Bedeutung blieb aber dem Feinde, obgleich er im Lande lebte und herrschte, verborgen.

Damals trat Fichte als derjenige hervor, der mit so bewundernswürdiger Kühnheit unter den Augen der Sieger, deutsche Freiheit verkündigte. Damals stärkte mit gleicher Kühnheit Schleiermacher die innere Gesinnung, die von Rechtswegen, wo für Altar und Heerd gekämpft wurde, eine religiöse Bedeutung hatte. Beide waren im eigentlichsten Sinne deutsche Volksredner. Es wird schwer sein, die Deutschen für eine bestimmte oberflächliche, auf den Eindruck des Augenblicks berechnete, politische Combination zu gewinnen. Selbst wo sie sich, wie in den vielen neueren Kammerverhandlungen äußern will, erscheint sie ohnmächtig und ungeschickt. Der Franzose wird, wenn man ihn für solche Zwecke in Bewegung setzt, durch keine tiefere Zweifel gestört. Er vergißt Vergangenes und Zukünftiges; das Ziel, was ihm eben vorschwebt, ist ihm Alles, und jedes Mittel, es zu erreichen, steht ihm zu Gebote. Der Deutsche kann die Lebensmomente so isolirt nicht ergreifen; mannigfaltige Zweifel quälen ihn, und der günstige Augenblick ist verschwunden, bevor er zu irgend einem Entschluß gekommen

ist. Nur eine tiefere Gesinnung, die das ganze Leben in seinem Innersten bewegt, bildet den scheinbar verhüllten Mittelpunkt der innigsten Vereinigung. Daher glänzt Deutschland selten durch prunkende Erfolge, deren Bedeutungen verfliegen, wie sie entstanden sind. Langsam, scheinbar schlummernd regt sich der innere Geist: aber der Augenblick seiner Thätigkeit ruft Ereignisse hervor, die für Jahrhunderte ihre Bedeutung erhalten. So war Deutschland berufen, die Reformation zu begründen; und die Aufgabe, die Revolution zu besiegen, ist, seit dem Befreiungskriege, diesem Volke geworden, und geht noch immer durch eine lange Reihe von Jahren ihrer Lösung entgegen.

Alle Hoffnung, die in Deutschland auf die Preußische Macht gegründet war, sah man verschwunden. Als diese vernichtet war, erzeugte sich eine Abneigung der deutschen Staaten, die immer mächtiger ward: und eben in diesem Augenblick bildete sich eine Universität, auf welche ganz Deutschland, selbst mit Widerwillen, erwartungsvoll hinblickte. Berlin ward früher keineswegs als ein Mittelpunkt geistiger Eigenthümlichkeit betrachtet. Die französische Ansicht aller Wissenschaften beherrschte hier früher, wie später das deutsche

Volk, auf eine gefährlichere Weise aber, die Geister; denn gegen die äußere Herrschaft konnte die Gesinnung sich innerlich waffnen, die, unmittelbar angegriffen, durch die innere gelähmt wurde. Eine halb deutsche, halb französische Akademie in Berlin zeichnete sich nur durch die doppelte Halbheit aus, die freilich kein Ganzes zu bilden vermochte. Und diese Stadt, von den vornehmsten Geistern Deutschlands gering geschätzt, ja von den eigenen einheimischen, wo sie tüchtiger Art waren; vom Feinde besetzt, wie sie jetzt erschien: diese verwüstete Hauptstadt eines fast zerstörten Reiches ward plötzlich für ganz Deutschland in eine Stadt glänzender geistiger Hoffnungen verwandelt. Hierher, wo der Druck der Feinde am härtesten war, eilten die freiesten deutschen Geister, und die besten wünschten hier die Freiheit zu verkünden.

Die Anlage der Universität fand im großartigsten Sinne statt. Die mannigfaltigsten Stimmen der bedeutendsten Gelehrten wurden gehört und W. v. Humboldt leitete die erste Anlage ein; auf die Stimmen solcher Männer, wie Wolf und Schleiermacher, später Reil, ward geachtet. Alle wissenschaftliche Institute wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane ent=

worfen, die vorhandenen Sammlungen der Universität übergeben; man berief die ausgezeichnetsten Gelehrten, und ein jeder nahm gern den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Speculation herrschte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Absicht, geflissentlich ein philosophisches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegensatz gegen die spätere, selbst von den Behörden unterstützte strenge Schule bildete. Die Bedeutung der Speculation für die deutsche Bildung ward zugestanden und erkannt, aber nicht anerkannt. Besonders schien man der Naturphilosophie keinesweges günstig. Höchstens wollte man die Anwendung einiger Kantischer Begriffe auf die empirische Ausbildung der Naturwissenschaft dulden. So schien man geneigt zu sein, eine vorherrschend dynamische Hypothese, der atomistischen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutschland passend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philosophisches System der damaligen Zeit auf Anerkennung Anspruch machen könnte. Junge geistreiche Männer, meinte er, könnten sich als Privatdocenten den Rang abzulaufen suchen, und dem endlichen Sieger könnte man dann den Kranz reichen.

Einen Professor der Philosophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philosoph.

Daß ich den heißesten Wunsch hatte, nach Berlin versetzt zu werden, versteht sich wohl von selbst; auch glaubte ich auf eine solche Anstellung hoffen zu können. Ich betrachtete mich, wie auf einen gefährlichen Vorposten gestellt, und glaubte erwarten zu dürfen, daß man mich abrufen würde. Indessen zeigten sich immer mehr Schwierigkeiten. Es dauerte lange, ehe ich alle Hoffnung aufgab und zu der Ueberzeugung kam, daß man mich in Berlin nicht haben wolle. Der Entschluß, in allem Ernst eine Naturphilosophie als eine selbständige Wissenschaft auszubilden, den Grund zu legen zu einer lebendig geistigen Auffassung der Natur, ward als etwas Thörichtes betrachtet. Obgleich dieser Entschluß, der mir vorschwebte, der immer klarer werdende Inhalt meines Lebens war, so stand ich doch zu isolirt da: die Philosophen bewegten sich in einer von der Natur abgewandten Abstraction; die Naturforscher hielten eine jede übersinnliche Auffassung des Sinnlichen für einen Wahn, der nicht streng genug abgewiesen werden könnte.

Ich will nicht behaupten, daß die Naturforscher, wenn sie mich ernsthaft bestritten hätten, im Unrecht gewesen wären. Mir und meiner Unternehmung wäre ein solcher Kampf auf jede Weise heilsam gewesen. Mit der Natur läßt sich kein solches dialektisches Spiel treiben, wie mit der Geschichte in unseren Tagen. Die Naturwissenschaft eines jeden Zeitalters hat etwas in sich Abgeschlossenes, welches eine bestimmte Zeit des Erkennens begründet. Sie schreitet innerhalb scharf aufgefaßter Bemühungen mit Strenge fort, und Aufgaben, die sie stellt, lassen sich zwar frei auffassen, aber nicht willkürlich deuten. Eben deswegen bin ich noch immer überzeugt, daß eine gelungene Naturphilosophie die erste feste Begründung einer wirklichen Philosophie der Zukunft abgeben muß: aber die Verwirklichung derselben ist eine wahrhaft geschichtliche That, nicht das Unternehmen einer isolirten Persönlichkeit; und ich stand damals, stehe zum Theil jetzt noch allein da. Ich werde Gelegenheit finden, über meine gegenwärtige wissenschaftliche Stellung noch ein letztes Wort zu sagen.

Der Kampf aber, den ich jetzt zu bestehen hatte, war kein öffentlicher, in welchem theilweise zu unterliegen, mir nicht zur Schande gereichen würde. Es

war ein geheimer, gegen welchen ich nichts vermochte. Schleiermacher, der doch nun bei der Errichtung der Universität viel vermochte, und noch mehr, als Graf Dohna Humboldts Nachfolger ward, schrieb mir öfter. Meine Berufung schien manchmal ganz nahe zu liegen. Plötzlich klang Alles ganz anders; man beschuldigte mich, daß ich Thatsachen ersönne, andere verunstaltete, und daß eben deswegen meine Vorträge die Jugend irre führten. Ich bat meinen Freund, den Naturforschern, die solche Beschuldigungen hören ließen, doch zu sagen: daß Angriffe der Art nur eine Bedeutung hätten, wenn sie vollkommen bestimmt und öffentlich ausgesprochen würden; wären sie begründet, dann wären die Naturforscher verpflichtet, mich nicht zu schonen. Daß meine naturphilosophischen Schriften schon seit mehreren Jahren dem Publikum vorlägen, ohne von den Naturforschern, wie es sich gebührte, angegriffen zu sein. Daß man aber mich geflissentlich in eine Lage versetzte, und verkümmern ließ, die eine jede Kraft lähmen müßte, schien eher eine Furcht zu bezeugen, die der strengen Wissenschaft unwürdig wäre. Die Naturphilosophie betrachtet freilich alle Thatsachen von einem anderen

Standpunkte. Die Begründung derselben, eben je allseitiger und gründlicher sie versucht wird, kann nicht das Werk weniger Jahre sein. Was als Verunstaltung erscheint, was als rein ersonnen betrachtet wird, kann nothwendige Folge der verschiedenen Standpunkte sein. Bei einem so schwierigen Unternehmen sind Irrthümer unvermeidlich. Wollte man die Naturphilosophie verdrängen, so könnte doch bei der schon stattfindenden Verbreitung derselben ihr einmal in vielen Richtungen thätig gewordener Einfluß nicht vernichtet werden, wohl aber wird sich das wechselseitige Mißverständniß fortdauernd unterhalten. Eine unfertige Naturphilosophie wird allerdings schädlich und die Gefahr derselben vergrößert, nicht abgewandt, wenn man ihre Ausbildung zu lähmen, nicht zu fördern sucht. Jener Ausspruch des Gamaliel: „ist das Werk aus Gott, (d. h. ein wesentliches Element der fortschreitenden Geschichte) so wird es bestehen, wo nicht, so wird es untergehen," galt besonders, meinte ich, hier; die Philosophie selbst habe eine solche Höhe erreicht, daß eine allumfassende Forderung, die Natur der Dinge geistig zu deuten, nicht mehr abzuweisen sei, sie liege in der Zeit. Daß die Naturforscher, die der Akademie

und die der Universität vereinigt, in Berlin eine mächtige Schule bilden, daß diese neben der Londoner und Pariser in eigenthümlicher Kraft hervortreten würde, ließ sich mit Bestimmtheit voraussetzen. Ich hatte an den Angriffen der jüngeren Naturphilosophen auf die empirischen Naturforscher keinen Theil genommen. Noch in den Jahren jugendlicher Zuversicht konnte ich, auf den lebhaftesten Kampfplatz versetzt, mich am besten ausbilden. Es wäre, durfte ich behaupten, ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, der Naturphilosoph wähne, alle Virtuosität der verschiedensten Naturforscher zu besitzen. Die Fähigkeit, die der Naturphilosoph sich zutrauen müßte, sollte sein Werk gelingen, bestände eben darin, daß er die sicheren Resultate der Forschung von den noch streitigen unterscheiden lerne. Meine Absicht wäre eben, aller eigenen empirischen Beschäftigung, allen Ansprüchen auf große Entdeckungen, die genaue und lange Zeit erfordernde Untersuchungen erheischten, zu entsagen. So würde ich eben, in die Mitte einer großartigen Schule für Naturforscher versetzt, ihr fortdauernder Schüler bleiben, und dürfte nur das benutzen, was sie für reif erklärten. Manches hatte ich doch schon ausgesprochen,

was sie mußten gelten lassen. Und nach Allem, was geschehen war, schien es zu meinem Vortheil zu sprechen, wenn ich einen Kampf suchte, den sie vermeiden wollten.

Daß alle solche Gründe gegen eine einmal gefaßte Ansicht Nichts vermochten, würde ich eingesehen haben, wenn ich die später erworbene Erfahrung damals schon besessen hätte. Und doch ist selbst dieses ungewiß; denn so ist der Mensch. Lebhafte Wünsche rufen unwillkürlich, aller erlangten Erfahrung zum Trotz, zuversichtliche Hoffnungen mit allen ihren Täuschungen hervor. In der Geschichte der Staaten wie im Leben der einzelnen Menschen kann man sagen: wir lernen durch die Vergangenheit und die aus ihr geschöpfte Erfahrung nur wenig, das Größte gelingt mehr durch eine Macht der Zukunft, in welcher eine abgestorbene Vergangenheit nicht verschwinden, wohl aber ein bedeutenderes Leben gewinnen soll.

Es ist indeß damals wirklich gelungen, mich entfernt zu halten, und durch ein mehr als zwanzigjähriges wissenschaftliches Exil mich in eine ferne Provinz zu bannen.

Es blieb aber nicht dabei. Auch ein Mann, in welchem man eine Stütze der Naturphilosophie zu erkennen glaubte, der freilich von den Naturforschern

auch da, wo man seine bedeutenden Ansichten benutzte, wenig geachtet wurde, ward als mein Feind dargestellt. In einem Schreiben von Schleiermacher, welches vor mir liegt, schreibt er mir: „Du bist, wie man mir sagt, von Goethe öffentlich angegriffen. Du mußt," schreibt er, „von liebender Theilnahme aufgeregt, ihm öffentlich gegenübertreten. Wie viel Du ihm auch verdankst, wie hoch Du ihn auch verehrest, Du darfst ihn nicht schonen." Die Bestimmtheit, mit welcher Schleiermacher schrieb, überraschte mich zwar, aber der ungeschickte Versuch, mir zu schaden, konnte freilich nicht gelingen. Ich hatte eben einen freundlichen Brief von Goethe erhalten, ja zum Ueberfluß den damals eben erschienenen zweiten Theil seiner Optik, in welcher er meiner freundlich und anerkennend erwähnt.

Der Tod meiner Kinder, die immer drückender werdende finanzielle Lage, meine völlig gehemmte Wirksamkeit als Universitätslehrer, verdüsterten meine Stimmung immer mehr, als alle Hoffnung, gerettet zu werden, verschwunden war. Und leider wurde die Gefahr, in welche ich durch Ereignisse, die später erwähnt werden sollen, hineingerissen wurde, täglich grö-

ßer. Professor Sternberg in Marburg war füsilirt, und an die Stelle der glänzenden Hoffnungen trat die düstere Aussicht auf ein unnütz vergeudetes Leben und einen gewaltsamen Tod mir entgegen.

Eben in dieser Zeit gab Reil alle seine Entwürfe und Unternehmungen auf, und ging nach Berlin. Meine letzte Stütze bei der Universität war nun verschwunden, und mir blieb nichts übrig.

Indessen geschah für mich in Berlin noch ein Versuch. Reil und Schleiermacher traten zusammen; beide erklärten, daß sie mich neben sich nicht entbehren könnten, daß meine naturphilosophischen Lehren Grundlagen enthielten, auf welche sie in ihren Vorträgen hinweisen müßten. Aber auch diese ganz entschiedene Erklärung war ohne Erfolg. Man nahm seine Zuflucht zu dem, was immer zuletzt vorgeschoben wird, wenn man ein Gesuch entschieden abweisen will; man behauptete, es fehle an Geld. Schleiermacher und Reil traten nun, mit einander verbunden, mit dem Vorschlage hervor, von ihrem Gehalt so viel abzutreten, als hinreichend wäre, um mich zu besolden, wenigstens so lange, bis meine Vorträge und meine wissenschaftliche Thätigkeit überhaupt, die Ueberzeugung

begründet hätten, daß ich für die Universität nicht entbehrt werden könnte. Der Entschluß meiner Gegner war aber fest, und daß ein solcher Vorschlag nicht angenommen wurde, war natürlich. Aber diese großmüthige Entsagung zweier bedeutender Männer, der eine durch scharfe Auffassung und kritisch-dialektische Behandlung philosophischer Ideen, der andere durch die genauesten und glücklichsten naturwissenschaftlichen Untersuchungen berühmt geworden, gaben mir, so ausgesprochen, eine frohe Zuversicht, die freilich mit meiner äußern Lage in einem herben Widerspruch stand. Und wie sollte ich die Hoffnung auf zukünftige wissenschaftliche Erfolge aufgeben, wenn zwei ausgezeichnete Männer kein Bedenken trugen, sie zu garantiren!

Wie ich nun dennoch einen Ruf nach Preußen erhielt und unter welchen Verhältnissen, wird später erwähnt werden; denn jetzt wird es Zeit sein, eine Seite meiner Thätigkeit in Halle im Zusammenhange zu betrachten, die freilich mit der wissenschaftlichen eben so wenig als mit der religiösen Richtung meines Lebens im Zusammenhange zu stehen scheint, vielleicht aber ein größeres Interesse der Leser in Anspruch nehmen wird.

Geheime politische Unternehmungen.

Man pflegt nicht selten den Herrschern und überhaupt den höheren Klassen vorzuwerfen, daß sie die Gesinnungen des Volkes und die drohenden Verhältnisse, die oft zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern der bestehenden Ordnung, und mit dieser ihrer eigenen Existenz Gefahr bringen, nicht erkennen, und dadurch in dem entscheidenden Moment überrascht und besiegt werden. Napoleon aber war unter dem Volke geboren und erzogen; er selbst hatte an Volksumtrieben Theil genommen und was man mit dem Volke unternehmen, wie man es entflammen könne, erfahren. Freilich, solche Erfahrungen von Unternehmungen, die theils gegen ihn statt fanden, theils von ihm selbst geleitet wurden, kannte er bis jetzt nur in Frankreich und Italien, und er selbst war ein geborner Italiener, in Frankreich unter der Revolution erzogen. Die widerstrebende Volksgesinnung äußert sich ganz anders in südlichen, als in nördlichen Ländern. Sie organisirt dort leichter Aufstände, weil das Leben überhaupt leichter sich bewegt und umwandelt. Das fortdauernd gegen Napoleon kämpfende Spanien

konnte ihm daher keine neue Erfahrungen bringen. In Norddeutschland ist das Leben an den mühsamen Erwerb geknüpft; was eine Familie mit unausgesetzter Aufmerksamkeit und steter sorgsamer Anstrengung erlangt hat, muß sie ängstlich zusammen halten. Das ganze Leben in Gegenden, die nichts schenken, denen Alles mühsam abgerungen werden muß, ist ein künstliches, und eine jede plötzliche Veränderung droht nicht bloß mit einem vorübergehenden Mangel, vielmehr mit der höchsten, ja mit vernichtender Armuth. Ein Nordländer kann nicht sein Haus verlassen und sich in Wäldern aufhalten; ein Guerillakrieg von irgend einem Erfolg ist in den flachen Ländern unmöglich, und wenn der Deutsche es wagen wollte, während der kurzen Sommermonate mit der Familie Städte und Dörfer zu verlassen und sich in sumpfige Gegenden, oder wo Gebirge sind, in unzugängliche Schluchten zurückzuziehen, so schwebt ihm der drohende Winter vor den Augen, der ihm eine Zuflucht nach den Städten und Dörfern nothwendig macht. Die industriöse Thätigkeit der Nordländer wird als ein Vorzug, ja mit Recht als die Grundlage einer höhern geistigen Entwickelung betrachtet. Der Mensch wird

durch den mühsamen Erwerb von der Natur losgesprochen; was ihn erhält, ist das Erzeugniß der eigenen bewußten That, und das Bewußtsein, einmal in Thätigkeit gesetzt, findet keine Ruhe und ergreift immer höhere Probleme, immer höhere Gegenstände, die es durchdringen, erkennen, geistig beherrschen will. So sind die nördlichen Staaten schon aus einem ursprünglichen Verhältnisse zur Natur, die beherrscht werden muß, auf ganz anderen Grundlagen entstanden und erbaut, als die südlichen; wenn sie überwältigt werden, ist ein kühnes Auflehnen gegen die fremde Gewalt fast unmöglich. Man entschließt sich, das Verlorene aufzugeben, die harten Anforderungen des Siegers zu dulden, aber nur, um mit desto größerer sorgsamer Emsigkeit das Gerettete zusammenzuhalten und für eine dürftige Existenz zu retten. Ja die Behörden finden sich verpflichtet, diese erhaltende Gesinnung der einzelnen Bürger zu unterstützen; selbst der Feind erkennt die Nothwendigkeit, Maaß und Ordnung in seinen Forderungen eintreten zu lassen, wenn er seine eigene Existenz in dem besetzten Lande retten will. An die Stelle des Naturreichthums, der in südlichen Ländern die feindliche Armee und das

auswandernde Volk, wenn auch dürftig, erhält, zeigt sich in den nördlichen Ländern, als ein Unsichtbares, die ordnende Thätigkeit, der zusammenhaltende Fleiß, der die Gewalt einer zweiten Natur besitzt; und wie ein Heer sich selbst vernichten würde, wenn es das unreife Korn fruchtbarer Felder im Lande zerstörte, so muß es die Sorgfalt der Familie für die eigene Existenz in allen Richtungen des Lebens als den fruchtbaren Boden betrachten, der ihm allein eine erwünschte Ernte zu bringen vermag. — Aus diesen Gründen ist schon jene convulsivische Bewegung ganzer Massen, die das Bestehende bedroht und alle Verhältnisse der Staaten erschüttert, ja, wie jetzt in Spanien, jahrelang dauert, in nördlichen Ländern nicht zu befürchten.

Diese Erfahrung mag dazu beigetragen haben, Napoleon in Beziehung auf Preußen zu täuschen, und selbst während der Restauration war man kaum von einer größern Blindheit geschlagen. So verschieden die Umstände auch waren, so entsprang die Verblendung doch aus dem nämlichen Grunde. Die feindliche Gewalt, die während der Restauration König und Adel bedrohte, blieb diesen eben so unbekannt, ja für das

Erkennen unzugänglich, wie die preußische Volksgesinnung. Allerdings war das Volk nicht geneigt, die noch so bedrohte bürgerliche Existenz unbesonnen aufs Spiel zu setzen, denn sie sahen jenseits des mühsamen ruhigen Fleißes keine mögliche Rettung, aber die still sich stärkende Gesinnung, die sich stillschweigend nährte, lauerte nur auf ein Ereigniß, welches sie mit Sicherheit erwartete. Die leichte Beweglichkeit südlicher Länder ruft eine größere Fügsamkeit in veränderten Verhältnissen hervor. Ein Volk, welches leicht zum Aufruhr geneigt ist, wird eben nach einigen mißlungenen Versuchen am sichersten unterworfen. Der stille Zorn dahingegen, der die Vergangenheit als ein Heiligthum bewahrt, Altar und Heerd in immer sicherer Verborgenheit schützt, bereitet sich Tag und Nacht zu dem entscheidenden Kampfe; und die scheinbare Selbstsucht der Familie nährt im Geheimen die entschlossenste Aufopferung.

Napoleon war an einen solchen stillen und verborgenen Widerstand nicht gewöhnt. Eine feile Literatur diente ihm, und man sah vielleicht nie entschiedener, wie wenig diese ein Ausdruck allgemeiner Gesinnung ist, als damals. Die Besten schwiegen, und

wo sie sprachen, wurden sie nicht verstanden. Zwar haßte Napoleon die deutsche Literatur. „Die deutschen Gelehrten," äußerte er, „mischen in Alles die Politik, selbst in die Grammatik und Mathematik," aber er verachtete sie. Als er den Buchhändler Palm todtschießen ließ, glaubte er wohl den Rücken seiner Armee gefährdet, aber kaum ließ er sich davon abhalten, ähnliche Beispiele der Strenge zu wiederholen, weil er die öffentliche Meinung der Deutschen fürchtete. Er hatte gewiß keine Ahnung von der Tiefe der Erbitterung und von der gefährlichen Stimmung, die durch diese Mordthat hervorgerufen wurde. Der Fehler, der bei Palms Ermordung stattfand, war die große Oeffentlichkeit und das Aufsehen Erregende dieser Execution; eben weil Napoleon dem ganzen Lande Schrecken einflößen wollte, mißlang seine Absicht, und der allgemeine Zorn vertrat, je weiter man von dem Schauplatze entfernt war, desto entschiedener die Stelle der Furcht. Erfolgreicher waren einzelne stille Ermordungen, die ohne allen Grund an unbedeutenden Menschen der geringern Klasse ausgeübt wurden. Wenn es der geheimen Polizei der Armee in einer langen Zeit nicht gelungen war, Spuren feindseliger

Gesinnung zu entdecken, ergriff man ohne Bedenken irgend einen Menschen aus den geringeren Klassen, freilich solche, die sich herumtrieben, und als Durchwandernde in der Gegend fremd waren. Wirklich sollen auf diese Weise Einige erschossen worden sein. Diese venetianische Justiz, eben je unerwarteter sie ausgeübt wurde, je unmöglicher es war, den Grund derselben zu entdecken, war nur auf die nächste Umgebung berechnet; hier aber von großem Erfolg. In der That gab es Gegenden, selbst im nördlichen Deutschland, wo alte Freunde gegen einander mißtrauisch wurden, wo furchtsame Menschen allenthalben gefährliche Männer, die einerseits zum Aufstand locken wollten, und andererseits lauernde Angeber, zu erblicken glaubten. Diese Furcht hatte dennoch keinen Einfluß auf die Gesinnung, in den Städten am wenigsten; in keiner Stadt des Königreichs Westphalen aber weniger als in Halle.

Es sei mir hier erlaubt, meine eigene Stellung zu erwähnen. Eine geheimnißvolle Gesinnung ist mir von jeher verhaßt gewesen; anvertraute Geheimnisse zwar glaube ich nie verrathen zu haben; unnütze waren mir von jeher zuwider. Es entsteht dadurch

ein leeres, armseliges Wichtigthun, welches ich selbst in den engeren Familienverhältnissen hasse. Meine feindliche Gesinnung gegen die herrschende Gewalt, war schon früher, als sie aus der Ferne drohte, so entschieden ausgesprochen, daß ein völliges Stillschweigen mir, wie ich glauben mußte, jetzt doppelt gefährlich werden konnte. Je mehr ich, selbst wider meinen Willen und gegen meine Ueberzeugung, in geheime Umtriebe verwickelt wurde, desto nothwendiger schien es mir, meine Gesinnung nicht zu verheimlichen. Ich erschien, je unbefangener meine Aeußerungen waren, eben desto unverdächtiger, und erinnere mich mit einer Art von Vergnügen, wie einst an einem öffentlichen Orte ein entgegengesetzter Verdacht entstand. Ich hatte mich, wie gewöhnlich, rücksichtslos über Zeitverhältnisse ausgelassen. Freunde und Bekannte stimmten offen oder furchtsamer mit ein, aber ich erfuhr später, daß ein Reisender, als ich mich entfernt hatte, sich mit Schrecken an die Zurückgebliebenen wandte und seine Furcht äußerte. „Der Herr," sagte er, „muß zur geheimen Polizei gehören, nur wer sich sicher weiß, kann es wagen, sich so auszusprechen." Doch hatte ich auch einen andern Grund, weshalb ich so

viel wagen konnte. An öffentlichen Orten erschien ich wenig, in den Kreis meines Umganges kam kein Verdächtiger, und selbst wenn zufällig ein solcher dagewesen wäre, würde er sich in Halle auf jede Weise der Entdeckung ausgesetzt haben. Solche völlig rücksichtslose Aeußerungen riefen ähnliche hervor. Es ward Gewohnheit, Gespräche zu führen, die eine feindliche Gesinnung nährten und stärkten. Furchtsame glaubten wohl durch meine Unbesonnenheit geschützt zu sein, und eine feindliche Stimmung, die auf jede Weise zu unterhalten meine Absicht war, fand in der wohlgesinnten Stadt wohl hier und da einige Nahrung.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es in Napoleons Gewalt gestanden hätte, nach dem Kriege Preußen völlig zu vernichten; wäre es schnell und entschieden geschehen, so würde die Hülfe von Oestreich und Rußland, wenn der erste Staat seinen Zorn über Preußens Verhalten im Jahre 1805 vergessen, wenn die Kräfte des besiegten Rußlands einen solchen Entschluß wirklich reif zu werden erlaubt hätten, doch auf jeden Fall zu spät gekommen sein: aber Napoleon kannte die geheime Gesinnung nicht, selbst wo

sie laut ward, blieb der Inhalt verborgen. Ich darf in dieser Rücksicht mich auf die eigene Erfahrung berufen. Meine Schrift „über die Idee der Universitäten" mußte jedem deutschen Leser vollkommen klar sein. Sie enthielt einen, keinesweges versteckten Aufruf, die inneren, im tiefsten Sinne eigenthümlichen Kräfte des Landes in sich zu vereinigen und so den Druck fremder vernichtender Kräfte abzuwehren und zu besiegen. „Sie würden, schrieb Villers, verloren sein, wenn Sie nicht für Ihre Darstellung eine Sprache gewählt hätten, die dem Franzosen ein völlig unverständliches Sanscrit ist." Ein Franzose glaubte, daß solche Ueberschwenglichkeiten gar keinen politischen Einfluß haben könnten, und doch war diese kleine Schrift während der Jahre des Drucks ein beliebtes Handbuch der Studirenden und wirkte, ich darf es sagen, wenn auch nur unmittelbar auf wenige, doch mittelbar auf sehr viele junge Männer aller deutschen Universitäten. Man wird später sehen, in welche genaue Berührung ich mit J. v. Müller's Nachfolger in Kassel, dem Herrn Leist kam. Er sprach ebenfalls über diese Schrift, gestand, daß er, als er sie gelesen, erschrocken sei, und warnte

mich, obgleich ich damals im Begriffe war, Halle zu verlassen und nach Breslau zu reisen. „Wir müssen," sagte er, „die kleine Spur von Preßfreiheit, die uns übrig geblieben ist, durch die größte Vorsicht in der Benutzung derselben zu retten suchen." „Sie haben Recht," antwortete ich, „ein im engen Raume eingesperrter Gefangener kann schon, wenn er leidenschaftlich auf und nieder in seinem Gefängniß geht, den Verdacht erregen, daß er versuchen will, die Freiheit zu gewinnen, und man kann sich dann wohl entschließen, ihn mit Ketten an die Wand zu befestigen."

Diese Unwissenheit von Seiten Napoleons und aller Franzosen hat Preußen gerettet und durch Preußen Deutschland. —

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß irgend ein Strahl von Hoffnung in unsere trübe Lage fiel. Die kühnen Spanier, die allein den Kampf gegen Napoleon mit Entschlossenheit fortsetzten und seine Heere beschäftigten, gaben uns einen schwachen Trost, aber dennoch blieb der Druck der nämliche. Durch Halle ging eine französische Militärstraße, wir sahen die feindlichen Truppen sich fortdauernd hin- und herbewegen, in allen Häusern kannte man die schwere

Last der Einquartierung; Berthier, der schon durch den Titel, den er erhielt, als Fürst von Neufchatel, die herbsten Erinnerungen erwecken mußte, war im Besitz der Domäne Giebichenstein, einer der mächtigsten und größten im Lande. Der König von Preußen residirte noch immer in weiter Entfernung, erst in Memel, dann in Königsberg. Alle Nachrichten, die wir von da erhielten, waren im höchsten Grade trübe.

Einer solchen muß ich hier gedenken, die mich persönlich betraf und erschütterte. Meine Schwiegermutter hielt sich nach der Flucht und ehe sie nach Kassel zog, mit ihren Töchtern bei ihrem Bruder und Schwiegersohne, dem Geheimen Rath Alberti auf. Eines Tages wurde geklingelt, eine der jüngeren Töchter eröffnete die Thür und ihr trat ein großer französischer Offizier in Husarenuniform entgegen, der, ohne sich zu nennen, mit Entschiedenheit Eintritt verlangte. Das halberwachsene Mädchen wagte nicht, ihn abzuweisen; er trat ohne Weiteres der Frau gegenüber und ward gleich erkannt: es war ihr Sohn. Es war begreiflich, daß diese Entdeckung, der bedenklichen Verhältnisse ungeachtet, eine große Freude veranlaßte. Er hatte in Berlin das Kreuz der Ehren-

legion erhalten, und auch über diese Auszeichnung, die ihm im Kriege gegen sein Vaterland geworden war, konnte die arme Mutter sich freuen, und wer hätte gewagt, sie zu tadeln! Dieser Besuch fand freilich vor meiner Ankunft in Halle statt, aber ich erfuhr ihn hier erst. Schon einmal früher hatte ich, und zwar in der bedenklichsten und unheilschwangersten Zeit, von diesem Schwager Nachricht erhalten; es war nach der Flucht des Herzogs von Würtemberg, als Halle besetzt und mein Schwiegervater mit seiner Familie ebenfalls geflohen war. Da hieß es, daß Richard, wie er sich nannte, mit seiner Eskadron in der Nähe von Halle vorbeigezogen wäre. Ob er, wie ich gern voraussetze, durch ein tiefes Gefühl eines inneren quälenden Schmerzes geleitet, seinen Marsch durch Halle verhindert hat, ist mir freilich unbekannt geblieben. Mich aber quälte das Zusammentreffen seines Eindringens in die Stätte seiner Jugend und seiner Familie mit der Flucht der Mutter fortdauernd. Wenn nun, dachte ich mir, rohe Männer seines Commando's voraneilend die fliehende Mutter überfallen, geplündert, gemißhandelt hätten, wenn seine Hülfe zu spät gekommen wäre? Der furchtbare, nie zu lösende in=

nere Widerspruch, der einen solchen Sohn quälen, ja zu Grunde richten mußte, schwebte mir fortdauernd wie ein Gespenst vor der Seele. Ich war gezwungen, einen solchen unglücklichen Mann und seine vernichtenden inneren Kämpfe in allen Beziehungen mir weiter auszubilden und die Darstellung eines solchen unter dem Namen Rainault in den „vier Norwegern“ enthält ein Bild der herbesten inneren Zerrissenheit. Eine Versöhnung im Leben schien mir unmöglich und man hat mir die Härte und Grausamkeit der Darstellung oft vorgeworfen. Ich will sie nicht vertheidigen, aber wie tief mein eigenes Leben mit dem Staate verschwistert war, dem ich diente, und dem ich mich, ohne die süße Erinnerung meines früheren kindlichen Lebens aufzugeben, ganz hingeben durfte, der mir als das Wesen meines innersten Daseins erschien, mag man aus dieser Darstellung herauslesen. Ich sah es für ein Glück an, daß ich ihn damals nicht sah, und selbst als ich jetzt seine Gegenwart in der Mitte der Familie erfuhr, war es mir, als hätte sich ein schwarzer Schatten in die nächste Nähe meiner theuersten Lebensverhältnisse hineingeworfen.

Meine erste Einweihung in die geheimeren Unternehmungen geschah freilich in einer sehr verhängnißvollen Zeit und auf eine bedeutende Weise. Ich erhielt mit meinem Freunde Blanc die Aufforderung, nach Dessau zu reisen, und als wir zur bestimmten Zeit im Gasthofe abstiegen, fanden wir dort mehrere Freunde aus Berlin. Schleiermacher, Reimer mit einem Verwandten, und Herrn v. Lützow, den jetzigen General-Lieutenant.

Der Kaiser Napoleon war in Erfurt, wo er, wie die bekannten Lebensbilder aus dem Befreiungskriege melden, den Kaiser von Rußland, die Könige von Baiern, Sachsen, Westphalen und Würtemberg, die Großherzöge von Baden und Würzburg, 42 Fürsten und Prinzen, 26 Staatsminister, ein halbes Hundert Generäle — und den Schauspieler Talma — um sich versammelt hatte. Dieses unermeßliche Festgepränge, welches mit dem Jahrestage der Auerstädter Schlacht, den 14. Oktober 1808 endigte, barg hinter sich einen Entschluß, der die Zukunft von ganz Europa umändern sollte. Durch die oben erwähnte Schrift haben wir erfahren, welch ein gefährliches Theilungsprojekt ganz im Geheimen in Wien besprochen worden. Ein Bündniß Napoleons mit dem Kaiser von Rußland

sollte dieses Project zur Wirklichkeit bringen. Ohne allen Zweifel war es seine Absicht, dem russischen Kaiser durch die Versammlung unterwürfiger Fürsten zu imponiren; in der That durch sie trat jene Erzählung, die in den nordisch-mythischen Geschichten mit dichterischer Uebertreibung vorkommt, die Erzählung von Etzel's Hochzeit mit Chriemhilde zu Wien, mitten aus dem prosaisch-europäischen Leben hervor. Daß Kaiset Alexander in diesem Augenblick sich nicht mit Erfolg von Napoleon trennen zu können glaubte, darf angenommen werden; daß ein kühner Eroberer, dessen Erfolge bis zu diesem Augenblick eine phantastische Größe erlangt hatten, einen solchen Plan willkürlicher Theilung aller europäischen Länder fassen und an sein Gelingen glauben konnte, ist sehr wahrscheinlich. Der russische Kaiser glaubte nicht, sich zurückziehen zu können, daß er aber jemals daran gedacht hat, verbunden mit Napoleon, die Theilung ernstlich vorzunehmen, darf wohl bezweifelt werden. Nachrichten von diesem Plane mögen durch den hannöverschen Gesandten Hardenberg, durch Stadion nach London und Berlin gekommen sein. Was ich damals erfuhr, war höchst dunkel und unbestimmt. Selbst ein bevor-

stehendes Bündniß zwischen Rußland und Frankreich schwebte nur wie eine dunkel gefürchtete zukünftige Möglichkeit mir vor. Soviel erinnere ich mich entschieden, daß von da an Stadion als ein bedeutender Mann, auf welchen die Deutschgesinnten große Hoffnungen setzten, erschien; daß die Versammlung in Erfurt, die Gegenwart des russischen Kaisers daselbst, gefährliche Pläne verbarg, die Preußens Existenz bedrohten. Was mir am wichtigsten schien, war aber, daß der geheime Widerstand gegen Napoleon nicht bloß unter dem Volke und durch dessen, wie es schien, wenig bedeutende zerstreute Anführer, sondern auch durch eine stille Verbrüderung noch immer mächtiger europäischer Staaten unterhalten wurde. Preußen kannte die Gefahr, die mit seiner Vernichtung drohte. Wenn Oesterreich sich auch noch nicht zu erklären wagte, so war doch eine bedeutende Partei thätig und unabläßsig beschäftigt, Deutschlands Untergang zu verhindern, und das gewaltige England bot alle Mittel auf, die Gefahr von Deutschland abzuwenden, und den Widerstand zu unterhalten und zu ermuntern. Diese, wenngleich unklare Uebersicht über eine bevorstehende dunkle Zukunft und über die Mittel, ihr entgegenzutreten,

versetzten mich in eine große innere Spannung. Wie auch der Erfolg sein mochte, das sah ich ein, daß ein jeder auf seine Weise thätig sein müsse, und wenn auch die That der Gegenwart und ihre Erfolge mir dunkel waren, wie die zukünftige Gefahr, so erwartete ich doch mit unerschütterlicher Zuversicht, die mich niemals verließ, Napoleons Untergang. Die Absicht der Zusammenkunft war nun keine positive, nur das erfuhr ich, daß eine Menge treu Verbündeter allenthalben zerstreut war, um auf eine jede Bewegung des französischen Heeres aufmerksam zu sein. Dieser Auftrag ward auch uns, und ein Jeder sollte, unterstützt von zuverlässigen und treuen Männern, die er mit Vorsicht an sich zog und in Thätigkeit setzte, die allgemeine Absicht zu fördern suchen.

Während wir nun uns darüber beriethen, waren Männer fortdauernd als Boten ausgesandt, um uns Nachrichten von Erfurt und der Umgegend so eilig als möglich zu bringen. Wir wurden so auf die mannigfaltigste Weise aufgeregt; Berichte liefen ein von Verdächtigen, die durch die Franzosen aufgehoben waren; selbst unsere Zusammenkunft schien bedroht, wenigstens wir, die wir in den besetzten Gegenden wohn-

ten, wenn wir zurückkehrten. Da erfuhren wir nun ein Ereigniß, welches mich ganz besonders überraschte und erschreckte. Ich glaubte nämlich, daß Baron v. Rumohr sich ruhig auf seinen Gütern in Holstein aufhalte; wie erschrak ich, als ich nun erfuhr, daß er einer großen Gefahr kaum entgangen war. Sein Franzosenhaß war mir zwar bekannt, aber auf welche Weise er den Franzosen verdächtig geworden war, ist mir bis jetzt noch unbekannt. Er hielt sich bei einem Verwandten, dem Herrn v. Münchhausen, auf einem Gute nicht weit von Erfurt, auf. Plötzlich erfuhr man, daß französische Gensdarmen sich dem Hause näherten, um ihn aufzuheben. Kaum gelang es seiner Schwester, der Frau des Hauses, ihn durch eine Hinterthür zu entfernen, als die Gensdarmen ins Haus traten; wenige Minuten nach seiner Entfernung konnte man ihnen versichern, daß v. Rumohr abgereist wäre. Mit wenigen Mitteln versehen, setzte er indessen seine Flucht fort und entkam glücklich nach Böhmen. In Prag traf ihn Reichardt, mein Schwiegervater. Von dieser Menge verworrener und aufregender Ereignisse umgeben, bemerkte ich, daß irgend ein dunkles Geheimniß meine Berliner Freunde be-

unruhigte. Sie suchten es uns offenbar zu verbergen, und es ward mir erst später bekannt. Zwei Männer, — ich erfuhr weder ihren Stand, noch ihre Namen, — hatten den verzweifelten Entschluß gefaßt, in Erfurt Napoleon zu ermorden. Daß meine Freunde diese That nicht bloß mit Entsetzen, sondern mit Abscheu betrachteten, brauche ich wohl kaum zu versichern. Mich ergriff, als ich es vernahm, ein Grauen. Daß ein schwarzes Verbrechen die Stelle Napoleons einnehmen sollte, war mir furchtbar, er, der Sieger, erschien mir wie eine Wohlthat aus Gottes gütiger Hand; er war bestimmt, die gelähmte Kraft zu stärken, krankhafte Ohnmacht zu vernichten, Treue gegen die Fürsten, Anhänglichkeit an das Vaterland, ja alles Heilige und Theure zu retten und zu beleben. Wenn ein Verbrechen ihn tödtete, dann waren alle meine schönsten Hoffnungen begraben, und selbst, wenn die Ermordung, was sehr unwahrscheinlich war, für die Gegenwart günstige Erfolge herbeizuführen schien, würde ich alle Erwartungen für die Zukunft aufgegeben haben, ja auf immer von dem mir so theuren Deutschland getrennt geblieben sein.

Aber ich rechnete mit einiger Zuversicht auf das

Mißlingen dieser That, und bald erfuhren wir, wie die Unternehmung abgelaufen war. Zwei Männer traten eilig herein und fielen einem Jeden sogleich auf. Perüken verbargen die Haare, und falsche Bärte, Striche über das Gesicht gezogen, entstellten die Gesichtszüge; es war nicht möglich, auf eine künstliche Weise die Aufmerksamkeit der Polizei entschiedener auf sich zu ziehen, und es schien mir fast ein Wunder, daß sie glücklich zu uns gelangt waren.

Sie hätten, erzählten sie, den letzten Tag der Versammlung in Erfurt abgewartet. Dieser Tag, der Jahrestag der Schlacht von Auerstädt, war zu einer Besichtigung des Schlachtfeldes bestimmt. Die beiden Männer lauerten, wie sie erzählten, mit gespannten Büchsen in einem Gebüsch; auch kam ihnen Napoleon wirklich auf Schußweite nahe, aber auf der ihnen zugewandten Seite ritt Kaiser Alexander neben ihm, und diente ihm als Schutz. Die Männer entfernten sich bald wieder, und wir athmeten freier. Jetzt trennten wir uns und ein Jeder kehrte nach seiner Heimat zurück.

Endlich erscholl die Nachricht von dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich. Die großartigen Vorbereitungen, die in Oesterreich getroffen wurden, der allgemeine warme Enthusiasmus, der alle Einwohner entflammte, die mächtig ausgedehnte Bewaffnung der Landwehr neben der Armee, erregten die lebendigste Hoffnung: und dennoch war diese Hoffnung für mich nach der Ansicht, die mich ganz beherrschte, durch ein tief schmerzhaftes Gefühl niedergedrückt. Wer, was ich innerlich wie äußerlich erlebt hatte, und wie ich es erlebte, erwogen hat, wird einsehen, daß ich den gesunden Mittelpunkt deutscher Entwickelung nur von Preußen aus erwarten konnte. Hier ruhte, meiner innersten Ueberzeugung nach, hinter der finstersten Nacht die zu erwartende Morgenröthe. Die ganze Zukunft Deutschlands erhielt, wie ich überzeugt war, eine schiefe Richtung, wenn sie vorbereitet wurde durch einen Staat, dessen italienische, magyarische und slavische Elemente eine in diese seltsame Verbindung hereingezogene deutsche Nationalität enthielten. Doppelt schmerzhaft war mir daher die Geduld, mit welcher Preußen jetzt seine Unterwerfung tragen mußte: aber dennoch kämpfte in dem mächtig bewegten Oesterreich

ein deutsches Element; und jetzt fing auch in der Gegend, in welcher ich lebte, die geheime Thätigkeit, die im Stillen vorbereitet war und in welche meine Gesinnung mich verflochten hatte, an, sich zu äußern.

Mit Martin, jenem hessischen Beamten, dessen Bekanntschaft ich in Hamburg, wie früher erwähnt, gemacht hatte, blieb ich in fortdauernder, wenn auch äußerst vorsichtiger Correspondenz. Durch Schleiermacher erhielt ich Nachrichten über die Stimmung in Berlin. Seine eigene und Fichte's Thätigkeit erschien mir wichtig. Was man durch Schleiermacher von mir erfahren hatte, mochte wohl die Vorstellung hervorrufen, daß ich auf irgend eine Weise für geheime Unternehmungen, die jetzt zur Unterstützung des österreichischen Kampfes thätig wurden, brauchbar werden könnte.

Bei mir erschien nun ein vormaliger preußischer Offizier, Herr v. Hirschfeld, ein kleiner, rüstiger, beweglicher Mann von etwa 30 Jahren, von einem höchst entschiedenen tollkühnen Aussehen. Durch ihn erfuhr ich, wie mehrere preußische Offiziere jetzt allenthalben beschäftigt wären, die schlummernde feindliche Gesinnung der Einwohner der früher preußischen, jetzt

westphälischen Provinzen zu erwecken. Er war ein ächter preußischer Offizier, nach der damaligen Art, und seine Gesinnung trug das Gepräge, welches als das bezeichnende vieler preußischer Krieger betrachtet werden konnte. Ein jeder war bereit, das Tollkühnste zu unternehmen, wenn es ihm gelänge, für seine Person den Schatten, der sich auf die kriegerische Ehre im Jahre 1806 geworfen hatte, zu verdrängen. Aber irgend eine umsichtige Kenntniß der Verhältnisse besaßen sie durchaus nicht. Die Einseitigkeit, mit welcher sie durch ein gekränktes Ehrgefühl beherrscht wurden, war im höchsten Grade beschränkt, und die Unternehmungen der Meisten waren irgend einem wilden übermüthigen Streiche der Gensdarmen-Offiziere, vor dem Kriege, nur zu ähnlich.

In Berlin ward ein geheimes Comité gebildet, welches eine fortdauernde Aufsicht über die Vertheilung der französischen Truppen, ihre Zahl und Bewegungen führte, und auch die herrschende Stimmung in den verschiedenen Provinzen untersuchte. Das Comité hatte die Absicht, eine jede günstige Gelegenheit zu benutzen, und als Oesterreich sich zum Kriege vorbereitete, nahm seine Thätigkeit zu. Das Bedenklichste bei

dieser ganzen Veranstaltung war die Gesinnung der Männer, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen mußten; meist waren es junge, tollkühne Offiziere, die von Eifer brannten, sich durch auffallende und gefährliche Thaten bemerkbar zu machen. Die Absicht Englands ging dahin, eine Gährung im nördlichen Deutschland fortdauernd zu unterhalten, und bedeutende Summen wurden angewandt, das Herumstreifen dieser von dem Comité gewählten Männer zu bestreiten. Graf Chassot hatte die Leitung des Comités. Als v. H. bei mir erschien, brachte er mir von dem Grafen ein Schreiben, in welchem ich aufgefordert wurde — wie er sich nach dem damals allgemein beliebten Ausdruck äußerte — die Intelligenz des Herrn v. H. zu sein.

Nun hatte ich in der damaligen bedenklichen Zeit Mühe genug, mich selbst mit hinlänglicher Intelligenz im obigen Sinne zu versorgen, und gestehe, daß ich den Auftrag nach der Art, wie v. H. sich darstellte, sehr bedenklich fand. Es war um desto schwerer für mich, mit irgend einem Erfolge ihm Rath zu ertheilen, da ich mit der Absicht, mit dem Umfange und mit dem Zwecke der Unternehmungen fast ganz unbekannt war. Die Nachrichten, die ich von dem Gra-

fen erhielt, die Aeußerungen des v. H. konnten mich nicht darüber aufklären. Dieser sah den Grafen als eine Behörde an, und hielt sich meist in der Nähe des Harzes bei Verwandten auf; erschien aber oft in Halle, um mich zu besuchen, und diese Besuche, die meist überflüßig erschienen, waren keineswegs ohne Gefahr. Schon die Art, wie dieser kleine trotzige Mann, in einen weißen Ueberrock gekleidet, in einem Gasthofe abstieg, diesen sogleich verließ, um mich zu besuchen, mußte, da auch meine Gesinnung bekannt war, mich sehr verdächtigen. Eine Zeit lang war der Gegenstand unserer Unterhaltung, in sofern er sich auf unsere Thätigkeit bezog, nur auf die Märsche der Franzosen und die Vertheilung ihrer Truppen gerichtet. Meine Aufmerksamkeit wurde jetzt auf einen Gegenstand gezogen, der mir freilich durchaus fremd war, und es kostete mir nicht wenig Mühe, mich damit vertraut zu machen. Ich mußte mich mit den verschiedenen Waffengattungen der Franzosen, mit den Namen der Heerführer, mit Benennung und Uniform der Regimenter bekannt machen; mußte auch auf die Durchmärsche der Truppen durch Halle achten, zu erfahren suchen, wo sie herkämen und wo sie hingingen.

Es war mir nicht schwer, durch Hülfe einiger Freunde diesem Auftrage zu entsprechen; aber die Lage ängstigte mich, meine Stellung, die der eines Spions fast zu ähnlich sah, war mir zuwider, und ich wies nach kurzer Zeit diesen Auftrag schlechthin zurück. Indessen will ich nicht leugnen, daß die ganze geheime Sache und die Gefahr, die mit ihr verknüpft war, für mich einen gefährlichen Reiz enthielt. Oft aber erschienen mir die Absichten des Herrn v. H. höchst unbesonnen, und ich war genöthigt, seinetwegen eine gefahrvolle Correspondenz mit dem Grafen Chassot zu unterhalten, wenn mein Rath, von irgend einem tollkühnen Streiche abzustehen, nichts half; sie ward auf eine Weise geführt, die mich den größten Gefahren aussetzte. Die Personen aus den geringeren Klassen, die als Boten benutzt wurden, besaßen zwar das Vertrauen des Comités, aber mir waren sie unbekannt, und oft hatte ich Grund, wenn auch nicht an ihrer Redlichkeit, so doch an ihrer Klugheit zu zweifeln. Die Art, wie diese Briefe geschrieben wurden, stellten mich keineswegs sicher. Ich habe früher davon gesprochen, wie man Briefe schrieb, scheinbar gleichgültigen Inhalts, die Zeilen aber wurden mit einem Pa-

pier bedeckt, in welchem längliche Streifen ausgeschnitten waren; wenn man dieses Papier auf den Brief legte, traten einzelne Perioden hervor, die aus dem Zusammenhange gerissen, unter sich in Verbindung traten und die Nachricht, die gegeben werden sollte, oder den Auftrag, den man ertheilen wollte, enthielten. Die Schwierigkeit, einen solchen Brief zu schreiben, war so groß, die vollkommen ungenirte Hineinfügung der bedeutenden Worte in einen andern Zusammenhang eine so große Aufgabe, daß der Versuch selten gelang. Ich war überhaupt verdächtig, erhielt nicht selten von der Polizei eröffnete Briefe und wenn mir Schreiben durch Boten aus Berlin geschickt wurden, mußten sie, wenn sie in die Hände der Polizei geriethen, doppelt verdächtig erscheinen. Ich warnte, und man brauchte jetzt unsichtbare Dinte, die zwischen den Zeilen eines gleichgültigen Briefes Nachrichten oder Aufträge verzeichneten. Diese Dinte trat durch irgend ein Reagens, meist durch Schwefelwasserstoff hervor, aber dadurch ward die Gefahr eher gesteigert als abgewandt. In den unsichtbaren Zeilen äußerte man sich unverholener; je gleichgültiger der Brief war, desto verdächtiger mußte er erscheinen, und daß die franzö-

sische geheime Polizei mit der Verfertigung unsichtbarer Dinte und mit den Reagentien, die sie sichtbar machten, vollständig bekannt war, mußte ich mit Sicherheit voraussetzen.

Einst trat ein solcher Bote erhitzt und voll Angst zu mir herein; er wäre, versicherte er, verfolgt, und hätte sich nur mit Mühe in einem Walde und zwischen Gebüschen verstecken können. Er war in Schweiß gebadet, trug den Brief auf dem bloßen Leibe, und überreichte ihn mir. Der Schweiß hatte als ein Reagens gewirkt, und die geheimen Züge waren so deutlich, wie die mit Dinte geschriebenen. Der Inhalt aber hätte unvermeidlich, wäre der Brief in die Hände der Franzosen gerathen, eine gefährliche und bedenkliche Untersuchung in Berlin veranlassen, mir aber die Freiheit oder das Leben kosten können. So ward mir freilich das Gefährliche meiner Lage sehr nahe gerückt, und die Frage, ob sich meine Stellung sittlich rechtfertigen ließ, einerseits, und ob die Unternehmungen überhaupt, die, wie sie mir erschienen, dem mächtigen Feinde gegenüber, kleinlich und unbedeutend waren, solche Opfer verdienten, lag nur zu nahe.

Um einen Begriff zu erhalten von dem Sinne, in

welchem Herr v. H. und seine Freunde thätig waren, will ich hier einer Unternehmung erwähnen, welche die Unbesonnenheit dieser Männer, so wie ihre Tollkühnheit vollkommen charakterisirt. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, darauf aufmerksam zu machen, welchen großen Einfluß Schiller's Werke auf die preußischen Krieger ausübten. Seine geschichtlichen Dramen kannten sie durchaus, und Marquis Posa wie Max waren ihre Muster, v. H. declamirte mir oft mit großem Pathos ganze Stellen vor. Auf diese Weise liebten sie es, ihren Unternehmungen einen dichterisch-romantischen Anstrich zu geben. So entstand nun der Entschluß, den König Hieronymus in seiner Hauptstadt aufzuheben. Sie hatten in der That sich genau von seiner Lebensweise in Kenntniß zu setzen gewußt; es gab, versicherten sie, Stunden und Verhältnisse, die mit großer Wahrscheinlichkeit einen Zutritt zu seiner Person erlaubten. Eine hinreichende Anzahl kühner Männer sollte die Entführung befördern, das plötzlich hereinbrechende Ereigniß, die Ueberraschung würde so groß sein, daß sie auf raschen Pferden, indem sie die Wache am Thore überwältigten, weit entfernt sein würden, bevor ernsthafte Anstalten zu ihrer Verfol-

gung getroffen werden könnten. Den König wollte man auf ein rasches Pferd setzen, die Hände auf dem Rücken festbinden, ihm den Mund durch ein Tuch verschließen, und so im Galop forteilen. Der Weg, den man nehmen wollte, war berechnet, alle Mittel, die Verfolger irre zu leiten, selbst mit Scharfsinn erwogen; der König sollte nach einem halbwüsten, nur in einigen Theilen bewohnten Stammschlosse eines Edelmannes in der Nähe des Harzes gebracht und dort gefangen gehalten werden. In der Nacht wollte man ankommen, in einem Gewölbe sollte er eingeschlossen werden, ohne daß die Einwohner irgend eine Kenntniß davon erhielten; die Dame des Schlosses sollte für seine Nahrung durch ein Paar vertraute Männer sorgen. Als ich diesen Beschluß erfuhr, lachte ich zuerst und sah ihn für einen phantastischen Traum an, keineswegs für eine That, die man wirklich unternehmen wollte. Aber bald erfuhr ich durch v. H. selbst, daß man in der That ernste Vorbereitungen traf. Herr v. H. war der Hauptanführer und gefiel sich ungemein in der Rolle, die er spielen sollte. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, wie gering die Wahrscheinlichkeit des Gelingens war. „Wenn aber, stellte ich ihm vor, wie fast mit

Gewißheit vorausgesetzt werden kann, die Sache mißlingt, so ist bei der Gefahr, in welche Sie das Land durch eine so unbesonnene That stürzen, von Ihrem und Ihrer Theilnehmer Untergange gar nicht die Rede. Sie haben dann die mögliche Kühnheit gefährlicher Aufstände dem Feinde ganz nahe gerückt; eine solche That ließe sich selbst dann kaum entschuldigen, wenn sie getragen würde von einem im ganzen Lande schon organisirten Aufstande; als isolirte That, die den ruhigen und unvorbereiteten Einwohner der Erbitterung des Feindes preis giebt, ist sie gewissenlos. Aber selbst, wenn sie, was völlig unwahrscheinlich ist, gelänge, wenn der König glücklich und ohne daß man die Spur verfolgen könnte, in einem geheimen und nie zu erforschenden Orte gefangen säße, was wäre dadurch gewonnen? Jerome ist ein durchaus unbedeutender Mensch, hat vor seiner Thronbesteigung nie eine politische Rolle gespielt. Das Verschwinden eines solchen Königs von gestern ist nach kurzer Zeit vergessen, und wenn Napoleon nicht durch die Familieneitelkeit einen Bruder auf dem Throne erhalten kann, so wird er die freie Wahl unter den Tüchtigsten haben; unter den gegenwärtigen Umständen aber ist der unbedeutendste

und unfähigste König ja eben der wünschenswertheste.“ Diese Vorstellung schien zwar einen Eindruck auf ihn zu machen, aber seine Tollkühnheit und Unbesonnenheit waren mir nur zu bekannt. Der Tag der Ausführung, im Februar 1809 (irre ich nicht, der 28ste) war schon bestimmt. Ich fand es für nothwendig, den Grafen Chassot durch einen Eilboten von der Sache in Kenntniß zu setzen. v. H. erhielt den Befehl, unverzüglich in Berlin zu erscheinen, und erhielt da auf einige Zeit Stadtarrest.

Einst kam Graf Chassot selbst nach Halle. Er hatte da eine verheirathete Schwester. Es war kurz vor den Ereignissen, die jetzt erwähnt werden sollen, und ich fing an, die große Bedeutung der Gegenwart zu begreifen. Ich war eben im Begriff, meinen Schwager zu besuchen, und führte Chassot in die dort versammelte Gesellschaft. Ich erwähne dieses Umstandes, weil er später drohte, mir gefährlich zu werden.

Fast zu gleicher Zeit erhielt ich die Nachricht von der Dörnberg'schen bevorstehenden Insurrection und von Schills Erscheinen an der Elbe. E. war Schleier-

machers vertrauter inniger Freund; er war mit den geheimen Unternehmungen bekannt, man mußte ihn wohl als das ordnende und alle Verhältnisse überschauende Princip derselben betrachten. Auch der Besonnenste und Kühlste durfte wohl bei dem Ausbruche des Krieges voraussetzen, daß ein kühner Entschluß Preußen zur Theilnahme an demselben reizen konnte. — Diesen Entschluß wo möglich zu befördern, mußte eben die bedeutendsten Männer reizen. Scharnhorst und Gneisenau standen im Hintergrunde, leiteten das Ganze, und suchten auf die Umgebung des Königs, ja auf ihn selbst einen Einfluß zu gewinnen; aber auch eine bedeutende Bewegung in den eroberten Provinzen konnte die Sache befördern. E. war nach Hessen gereist, um sich mit den dortigen Verhältnissen bekannt zu machen; zwei Tage vor dem Ausbruch der dortigen Insurrection hatte er mit Dörnberg ein geheimes Gespräch in Cassel. E. war schon früher bei mir gewesen; der traurige Zustand des Landes war der einzige Gegenstand unseres Gespräches, und er wagte es, wie ich, die Hoffnung auf eine nahe Befreiung festzuhalten. Jetzt erschien er wieder, als eine nahe liegende Hoffnung verschwunden war; und

so lernte ich den Mann kennen, der berufen war, eines der großartigsten Ereignisse der deutschen Geschichte zu ordnen und zu leiten, die schwierigsten Verhältnisse zu lenken und im hohen Maaße ein Werk, welches Deutschlands Zukunft auf immer eine unveränderliche Richtung gab, zu fördern. E. bekleidet jetzt eine der höchsten Stellen im Staate.

Da der Schill'sche Zug so oft Gegenstand der Darstellung gewesen ist und ich selbst Alles, was diesen Zug veranlaßt, so wie das Schicksal seines kleinen Heeres nur aus der zweiten Hand kenne, so will ich hier nur das berühren, was in meine persönlichen Verhältnisse eingriff.

Unter meinen damaligen Zuhörern waren zwei, die eben sowohl durch ihren Geist, ihren wissenschaftlichen Eifer, wie durch ihre lebendige nationale Gesinnung meine Zuneigung in hohem Grade besaßen, und mir einen wahren Trost in der wissenschaftlichen Wüste, in welcher ich lebte, gewährten. Es war der nach dem Kriege in Halle studirende v. Willisen, jetzt General-Major und Brigadier, und unser Professor Stuhr. Der erste studirte mit vielem Eifer. Auf einer Kadettenakademie erzogen, und von Kindheit an für den Militairstand bestimmt, suchte er jetzt in seinem neun-

zehnten Jahre die Kenntniß der alten Sprachen mit vieler Anstrengung sich zu erwerben. An meinen Vorträgen nahm er den lebhaftesten Antheil.

Stuhr, der in Heidelberg die Jurisprudenz getrieben hatte, hier aber von einer Neigung zu philosophischen Studien ergriffen wurde, war meinetwegen nach Halle gekommen, und verband hier das Studium der Naturphilosophie mit dem der Geschichte. Es war ihm mit seinen Studien und philosophischen Untersuchungen völliger Ernst, er vertiefte sich ganz in diese, und ich sah bald im voraus, daß er sich durch mannigfaltige Gelehrsamkeit auszeichnen würde; alle seine Aeußerungen, die er mit einer gewissen Heftigkeit vorbrachte, trugen das Gepräge jener etwas strengen Originalität, die sich in allen seinen Schriften zeigte. Auf den Universitäten, auf welchen er früher studirte, hatte er mancherlei Händel gehabt, und zwar, weil er seine Selbständigkeit behaupten wollte. Die Lebhaftigkeit, mit welcher er, was ihm tadelnswerth erschien, zu bekämpfen suchte, und die er, seiner Eigenthümlichkeit nach, nicht zu unterdrücken vermochte, erlaubte ihm nicht, den Studentenverbindungen gegenüber, gleichgültig zu bleiben, und da er

an diese sich durchaus nicht anschließen wollte, war er zuweilen genöthigt, seine Unabhängigkeit durch Kampf zu behaupten. Diese frühere Epoche seines Lebens war jetzt verschwunden und er lebte ganz seinen Studien.

Als die Nachricht von Schills Ankunft an der Elbe nach Halle kam, gerieth die ganze Stadt in die lebhafteste Bewegung. Schills Namen hörte man von allen Lippen; seine frühere Thätigkeit während des Krieges hatte ihn zum Manne des Volkes gemacht, und mancherlei Hoffnungen von einem bevorstehenden Befreiungskriege wurden lebendig. Viele glaubten, es würde jetzt eine Kriegserklärung erfolgen, der König, der in allen Herzen noch immer der unsrige war, würde sich mit dem Kaiser von Oestreich verbinden; und in der That würde ein wahrer Volkskrieg entstanden sein, hätte Preußen sich damals erklärt. Ich war von Schills Zug und von der Beschaffenheit desselben, theils durch v. H., theils durch unmittelbare Nachrichten aus Berlin, wohl unterrichtet, und theilte diese Hoffnung keineswegs. Wenige Tage vorher erfuhr ich aus Cassel, wie der Dörnberg'sche Aufstand in seiner Entstehung unterdrückt war. Auch mit den

Vorbereitungen zu diesem Kampfe war ich durch Martin bekannt geworden. Der Oberst von Dörnberg ward von jenem innern Kampf ergriffen, der, so rein der gefaßte Entschluß auch sein mochte, bei einem so durchaus redlichen und wahrhaften Manne nie ganz zu unterdrücken war, der aber hier durch besondere Verhältnisse erschwert wurde. Er hielt indessen den großen Entschluß, zur Befreiung seines Vaterlandes thätig zu sein, fest; durch Verrath war aber das bis dahin bewahrte Geheimniß kund geworden. Die Truppen in der Stadt, auf die er sich verlassen zu können glaubte, wurden schwankend, die heranrückenden bewaffneten Bauern wurden irre geführt, und besonders beklagte sich von Dörnberg über Martin, der ihn in dem bedeutendsten und entschiedensten Augenblicke im Stiche ließ. Es gelang dem Obersten, noch zur rechten Zeit verkleidet zu entfliehen. Noch am zweiten Tage war er in Gefahr, ergriffen zu werden. Er ward erkannt, und rettete sich nur durch seine Geistesgegenwart.

Diese traurige Nachricht hatte ich schon erhalten, als Schills Nähe angekündigt wurde. Proclamationen wurden, nachdem seine Truppen über die Elbe

geschritten waren, allenthalben angeschlagen. Man forderte die kampffähige Jugend auf, sich an die Truppen anzuschließen; man wandte sich mit Wärme an die deutsche Gesinnung. „Ihr werdet," so hieß es, „zwar kein Handgeld erhalten, dagegen aber als Männer von Ehre behandelt werden. Alle entehrenden körperlichen Strafen sind unter uns verschwunden, und wir rechnen auf die ehrenhafte deutsche Gesinnung." Eine meiner jüngeren Schwägerinnen, damals etwa 17 Jahr alt, äußerte sich, als sie den Inhalt der Proclamation erfuhr, zu meinem Erstaunen darüber folgendermaßen: „Handgeld und Prügel erhalten sie nicht; das ist es ja eben, was das Volk haben will und bedarf." Von dem rohen Haufen, der doch die Hauptmasse in einem solchen Kampfe ausmacht, gilt dieser Ausspruch in einer gewissen Rücksicht nur zu sehr. Ich selbst hatte, indem ich mit mancherlei Menschen in Berührung kam, nicht selten mit einiger Beschämung erfahren, in welche Gesellschaft ich gerathen war. Die Aeusserung des jungen Mädchens war ohne allen Zweifel ein Wiederklang von manchen Urtheilen, die sie früher vernommen hatte. In ihrem Munde mußte sie mich freilich überraschen. Es ist die eine Seite, die trübe des Lebens, die sich

allenthalben immer hervordrängt, wo eine mächtige Begeisterung eine Masse ergreift. Unter solchen Umständen giebt es nichts Großes und Gewaltiges, was nicht, in der vereinzelnden Nähe betrachtet, aus Schlechtem und Armseligem zusammengesetzt scheint. Aber diese Betrachtungsweise selbst hat einen eben so geringen Ursprung. Ich sollte veranlaßt werden, sie in ihrer Erbärmlichkeit in der Nähe zu beurtheilen, gerade als die größte That in flammender Begeisterung ein ganzes Volk in Bewegung setzte. Hier fanden ganz andere Rücksichten statt, die das Volk verhinderten, sich an den kühnen Schill anzuschließen. Wer von dem Zuge genauer unterrichtet war, und von Schills Stellung — und das waren wohl nicht so ganz Wenige und eben diejenigen, die auf eine Menge der geringeren Leute einen bestimmten Einfluß ausübten — fand sich, wie rein und deutsch seine Gesinnung auch war, verpflichtet zu warnen. Der größte Theil der Einwohner erwartete aber das Wort des Königs und blieb bis dahin still. Daß die Zahl der eigentlichen Lumpen nicht gering war, versteht sich von selbst; diese Feigen, vielleicht im Geheimen selbst mit dem Feinde Verbündeten, werden nur da mit fortgetrieben,

wo der entschiedene Strom der mächtigen Begeisterung sie mit sich reißt.

Unter diesen Umständen war es nun höchst traurig, wahrzunehmen, wie die tapfere Schaar der Schill'schen Truppen das Land durchzog, ohne daß irgend Jemand sich an sie anschloß. Das lose Gesindel, welches sich hier und da andrängte, begründete keine Hoffnung, und Schill's Betragen unter diesen Verhältnissen stand in einem seltsamen Widerspruche mit seinem öffentlich angeschlagenen Aufruf, besonders dann, wenn begeisterte junge Leute, die sich an ihn wandten, wie wir sehen werden, abgewiesen wurden.

Eine Schwadron Cavalleristen, angeführt von dem Rittmeister Brunnow, kam nach Halle. Schill's Truppen gehörten zu den schönsten und tüchtigsten des preußischen Heeres. Man sah es ihnen an, daß Einer für Alle und Alle für Einen da waren. Die ruhige schöne militairische Haltung, die zuversichtliche Bewegung, mit welcher sie durch die Straßen fortschritten, einem Leibe ähnlich, dessen Glieder nicht durch äußern Zwang, sondern durch ein inneres Lebensprincip auf eine anmuthige und sichere Weise geleitet werden, wirkte wunderbar auf das Volk. Man

jauchzte den kühnen Kriegern zu, aber es war nur zu sichtbar, daß hinter diesem Jubel eine ängstliche Empfindung sich vordrängte. Meine Schwägerin Luise, die sich gern phantastisch einem jeden schönen Eindruck hingab, jubelte, als die Schwadron an unserer Wohnung vorbeiritt, und sah schon den mächtigen Eroberer bezwungen und besiegt.

Einer der Offiziere der Schwadron, Herr v. R., hatte einen Auftrag an mich. Er ließ mich wissen, daß er mich zu sprechen wünsche, und wir trafen uns zu einer bestimmten Stunde in dem wenig besuchten botanischen Garten. Ich hielt es doch für nothwendig, meiner Sicherheit wegen eine solche Zusammenkunft soviel wie möglich geheim zu halten. Seine Frage an mich hatte ich erwartet, und mich auf die Antwort unter schweren Kämpfen vorbereitet. Allerdings hatte die Erscheinung Schill's an der Elbe auf mich einen großen Eindruck gemacht; die Versuchung, entschieden hervorzutreten und die Studirenden aufzufordern, sich zu bewaffnen, wie sie es vermochten, und sich an Schill anzuschließen, trat mir lockend entgegen, aber seine Lage war mir bekannt. Ich wußte, daß in Schill's Nähe besonnene Männer angekom-

men waren, die ihn gewarnt hatten, daß er selbst den Entschluß gefaßt, mit seinen Truppen allein den gefährlichen Kampf zu bestehen, und daß die Frage, die an mich erging, nur ein letzter Versuch war, auf dessen Mißlingen man rechnete, ja es wohl wünschte. v. N. fragte mich, ob er auf ein entschiedenes Anschließen von der Mehrheit der Studirenden rechnen könne. Ich stellte ihm vor, daß ein solches Anschließen nur dann möglich wäre, wenn man über die Absichten Schill's vollkommen im Klaren wäre. Allgemein erwartete das Volk, daß die preußische Armee den Schill'schen Truppen folgen würde, und wenn es sich in dieser Erwartung getäuscht sähe, würde keiner, auch kein Student folgen. Glaubt Schill, fuhr ich fort, es wagen zu können, gerade auf Kassel loszugehen, dann halte ich es für möglich, auch dort den Aufstand wieder zu erneuern, die Truppenanzahl ist in Hessen nur gering, und ein zuverlässiger Freund ist schon nach Hessen geeilt, um die Kunde von Schill's Uebergang über die Elbe dort hinzubringen. In diesem Falle und wenn das Vorrücken gegen Kassel schnell und plötzlich stattfände, wenn man erfahren sollte, daß Kassel wirklich überrumpelt wäre, würde

eine allgemeine Bewegung auch wohl hier stattfinden, und die Jugend, von dem Strome der Begeisterung hingerissen, kaum auf den Rath des besonnenen Alters achten; sollte aber, wie ich gehört hatte, Schill die Absicht haben, mit seinem Zuge nach Norden vorzudringen, um auf die englischen Schiffe in der Ostsee sich zu retten, so würde er ohne allen Zweifel selbst so gewissenhaft sein, ein jedes Anschließen kampflustiger Männer abzuweisen.

In der That träumte ich selbst von der Möglichkeit, mit den Studirenden in Halle mich an Schill anzuschließen, aber ich hatte Erfahrung genug, um keine Aussicht auf irgend einen Erfolg vorauszusetzen. Sieveking, der jetzige Syndikus in Hamburg, hatte die Universität Göttingen verlassen und uns eben in Halle besucht. Er war ein in jeder Rücksicht ausgezeichneter junger Mann, für Deutschlands Rettung in gleichem Sinne begeistert wie ich; was hier gerettet werden sollte, war auch ihm der goldene Keim einer geistigen Zukunft; und in der That die enger Verbündeten meiner Umgebung, Blanc, v. Willisen, Stuhr theilten meine Ansicht. Wir alle sahen ein, daß diese Wiedergeburt eines mächtigen Staates von Preu-

ßen ausgehen müßte, und waren entschlossen, für sie Alles zu wagen. Sieveking war zu Pferde nach Halle gekommen, und auf die erste Nachricht von dem Schill'schen Zuge eilte er nach Göttingen, um von da aus mit seinen Freunden die Kunde in Kassel allenthalben zu verbreiten. Er war auf dieser Reise nicht ohne Gefahr. Er erschien schon als ein Verdächtiger, sobald die Nachricht von dem nördlichen Vorrücken der Schill'schen Truppen ihn erreichte, so daß er die Nutzlosigkeit seiner Absicht einsah, und er entkam seinen Verfolgern auf seiner Reise nach Hamburg nur mit Mühe.

Noch eine dritte Unternehmung, die mit Dörnbergs Insurrection und mit dem Schill'schen Zuge in Verbindung stand, war mißlungen. Es war Kattke's Versuch, Magdeburg zu überrumpeln. Ein Ereigniß, welches ich nur im Vorübergehen erwähne, weil ich es nur sehr unvollständig kannte.

In der That habe ich es später bedauert, daß Schill nicht gewagt hatte, gerade auf Kassel loszugehen. Die Schlacht bei Eckmühl, das Vorrücken des siegenden Kaisers nach Wien hatte freilich eine jede keimende Hoffnung im nördlichen Deutschland zerstört;

die westphälische Regierung hatte es nicht unterlassen, diesen entscheidenden Sieg in den Städten des Landes durch Anschläge an den Straßenecken zu verkündigen, und daß dadurch ein allgemeines Schrecken bei der Erscheinung der Schill'schen Truppen entstand, war natürlich; würde man doch selbst ein Vorrücken der ganzen preußischen Armee in diesem Augenblicke kaum gebilligt haben. Aber wenige Tage später gerieth Napoleon selbst durch die verlorene Schlacht bei Aspern in eine höchst bedenkliche Lage. Die Berichte von dieser Schlacht und ihren Erfolgen kamen durch Böhmen schnell nach dem nördlichen Deutschland. Eine allgemeine Bewaffnung daselbst mußte von Preußen aus unterstützt werden; alle Gegenden waren fast von französischen Truppen entblößt. Leicht errungene Siege über diese in ihren zerstreuten Standquartieren, würden den Muth und die Zuversicht des bewaffneten Volkes, welches gewohnt ist, bei solchen Gelegenheiten kleine Erfolge einem großen bedeutenden Siege gleich zu schätzen, gestärkt haben. Napoleon vermochte damals kaum eine bedeutende Truppenmasse nach so entfernten Gegenden hinzuschicken. Wer weiß, wie weit sich der Strom der Begeisterung verbreitet haben

würde, wenn er erst die engeren Ufer überstieg. Unter solchen Verhältnissen konnte der König von Preußen seine eigenen alten Unterthanen und das nördliche Deutschland nicht preisgeben. Wenn diese Bewegung allgemein, der König von Westphalen aus seiner Hauptstadt vertrieben worden wäre, würde Napoleon, eben besiegt, genöthigt sein das Heer zu theilen, und die Wahrscheinlichkeit, es durch den gemeinschaftlichen Volkskampf der Oestreicher und Preußen zu schlagen, lag nahe.

Später grübelte ich oft über diese verschwundene Hoffnung und hatte Gelegenheit genug, Gott zu danken, daß sie nicht in Erfüllung gegangen. Die rohen Elemente einer zerstörenden Volksbewegung waren seit zwanzig Jahren genährt; das siegende Volk würde in wilder Bewegung sich erhoben, und das in sich zerrissene Deutschland eine Revolution furchtbarer Art erlebt haben.

Während dieser Zeit war alle gewöhnliche Ordnung in meinem Hause aufgelöst, und obgleich die Frauen von unserem geheimen Treiben nicht unterrichtet waren, mußten sie es doch ahnen; denn alle Augenblicke ward ich zu einem geheimen Gespräch ab-

gerufen. Männer kamen und gingen, und eben das Geheimnißvolle vergrößerte die Angst.

Stuhr und v. Willisen entschlossen sich, Schill aufzusuchen. v. Brunnow hatte nach einem kurzen Aufenthalte in Halle sich durch das Ulrichsthor entfernt, zog auf der Chaussee nach Magdeburg zu und hielt bei einer großen Breyhan-Brauerei, in einiger Entfernung von Halle, an. Hier fand ihn Stuhr, ohne sogleich vorgelassen werden zu können. Er mußte eine kurze Zeit im Vorzimmer warten, während Brunnow ein eifriges Gespräch mit einigen Männern aus der Gegend unterhielt. Im Vorzimmer befanden sich zwanzig bis dreißig Personen, theils junge Gärtner, theils junge Bauerburschen, hauptsächlich aber Jäger, alle von den naheliegenden adligen Gütern. Sie wünschten sämmtlich den Zug mitzumachen. Mit großer Ruhe und eben so entschiedenem Ernste weigerte sich Brunnow, irgend einen in seine Schaar aufzunehmen. Es war klar, daß Schill selbst und seine Offiziere einsahen, wie ihr ganzer Plan mißlungen war. Es blieb ihnen nichts übrig, als die braven Truppen, wenn es möglich wäre, für zukünftige Kämpfe zu retten. Zurückgehen nach Ber-

lin konnten sie nicht mehr, denn der König wäre genöthigt gewesen, strenge gegen sie zu verfahren, nach dem was geschehen war. Es war nicht Furcht vor den gefährlichen Kämpfen, die sie erwarten mußten, vielmehr die Ueberzeugung, daß sie nun als Aufrührer ihrem Könige gegenüber standen, was ihre Unternehmung lähmte und ihnen selbst das Herz brach. Mit einer glänzenden Hoffnung fing der Zug an, jetzt waren sie in ihrem Vaterlande geächtet, nur durch eine wohl zu entschuldigende Täuschung, nicht durch verbrecherische Gesinnung. Wahre Verbrecher wären sie aber geworden, wenn sie nun noch Theilnehmer für ihre That an sich gelockt hätten. Stuhr, der jetzt die ganze Stellung des kleinen Heeres einsah, bewunderte die ruhige Haltung des Kriegers. Er wies Alle zurück und als Stuhr vorgelassen wurde, bemühte sich Brunnow, etwa eine Viertelstunde lang, auf eine kurze und bündige Weise, ohne sich auf weitläufige Auseinandersetzung einzulassen, ihm abzurathen. Seine Ehre, äußerte er, und sein Gewissen erlaubten es ihm nicht, ihn in seine Schaar aufzunehmen. Er könne ja, meinte Brunnow, noch einige Tage warten, und später, vielleicht unter günstigeren Umständen, sich

anschließen. Stuhr kam bald nach Halle zurück; wir sahen ein, daß alle Hoffnung, die durch Schill erregt wurde, verschwunden war, und diese verwandelte sich von jetzt an nur in eine schmerzhafte Theilnahme für den kühnen Helden und seine muthige Schaar.

v. Willisen hatte ebenfalls Schill aufgesucht. Als er ihn sprach und die ganze Lage erfuhr, war er entschlossen, ihm nicht zu folgen, setzte seine Gründe auseinander und erklärte seine Absicht entschieden. Man hatte aber erfahren, daß mehrere Tausend westphälische Truppen sich in der Nähe von Magdeburg versammelt hatten, um Schill anzugreifen. Sie durften in ihrer damaligen Lage die Gegner nicht zählen. Nur zwei Wege standen ihm offen, beide gleich glorreich, beide als ermunterndes Beispiel für die Zukunft gleich wichtig; sie mußten sterben, oder sich durchschlagen. Sie erwarteten den Tag darauf eine Schlacht. Willisen war preußischer Offizier; vor dem Tage der Schlacht konnte er sich nicht zurückziehen. „Ich halte meinen Entschluß fest, sagte er, ich trenne mich von euch, denn meine Ueberzeugung ist nicht leichtsinnig erworben, aber an der bevorstehenden Gefahr muß ich

Theil nehmen." Der Tag kam, das Gefecht bei Dodendorf fand statt und Willisen focht mit.

In Spannung und Unruhe verlebte ich die Tage. Der Bericht von Napoleons Sieg bei Eckmühl war an den Straßenecken angeschlagen; daneben las man die Steckbriefe, durch welche die Anführer des hessischen Aufstandes verfolgt wurden. Die Todesstrafe war verhängt über einen Jeden, der sie beherbergen, verbergen oder ihre Flucht zu fördern wagte.

Einige Freunde brachten den Abend bei mir zu. Meine Schwiegermutter und Schwägerin und noch einige Freundinnen waren da. Der einzige Gegenstand, der unsere Seele erfüllte, bildete auch den Inhalt der Gespräche. Ich wurde herausgerufen; es war Jemand da, der mich sprechen wollte; es war Martin; er war in dem Steckbriefe als Hauptverräther genannt und bezeichnet. Ich war nicht sehr überrascht, denn ich hatte vermuthet, daß er seine Zuflucht zu mir nehmen würde. Vier andere Anführer des Aufstandes wie er, waren in Passendorf im Gasthofe zurückgeblieben. Er wünschte bei mir die Nacht

zuzubringen und hoffte durch mich für sich und seine Freunde Gelegenheit zu finden, sich über die westphälische Grenze nach Dessau zu retten, von da wollten sie nach Berlin reisen, wo sie sich noch am sichersten glaubten. Ein Entschluß mußte bald gefaßt werden, jede Stunde brachte augenscheinliche Gefahr. Ich schickte eilig zum Bruder meines Schwagers Steltzer. Dieser war Procureur du Roi, der vermöge seiner Stellung verpflichtet war, die Fliehenden, wo er sie fand, gefangen zu nehmen und die etwa mit diesen Verbündeten zur Rechenschaft zu ziehen. Sein Bruder war als Beamter bei der westphälischen Unter-Präfectur angestellt. Aber ich wußte, wie sehr ich mich auf ihn verlassen durfte. Er hatte schon bei meinem ersten Auftreten in Halle mir eine persönliche Zuneigung gezeigt, die ich nie vergessen werde. Er war mit meinen geheimen Verbindungen bekannt, und auch seiner Gesinnung nach geneigt, Alles zu wagen. Er ist jetzt Oberregierungsrath in Potsdam und wird sich ohne allen Zweifel jener ereignißvollen Tage mit Interesse erinnern. Sein Schwager war Bartels, der Pächter von Giebichenstein, dieser ansehnlichen Domaine. Ich erschrak fast, als Steltzer herbeieilte, und

mir vorschlug, Bartels aufzufordern, den Wagen zur Flucht der Verfolgten herzugeben. Ich bedachte seine Lage und wie er bei einer nicht ganz unwahrscheinlichen Entdeckung seinen Besitz, seinen Reichthum in Gefahr brachte und nicht so schnell fliehen konnte, wie ich etwa. Er eilte nach Giebichenstein, auf meine Einwendungen wollte er nicht hören, er war der Gesinnung unseres beiderseitigen vertrauten Freundes völlig gewiß.

Indessen fand ich für nothwendig, Martin in die Gesellschaft einzuführen. Ich gab ihm einen andern Namen, und ließ ihn eintreten. Martin fiel beim ersten Anblick auf; er hatte stark blondes und dünnes Haar, sein Gesicht hatte die feine Haut der Blonden und war geröthet; daß er von einer fortdauernden Angst ergriffen, tief in sich versunken, da saß, war natürlich. Das geheime Gespräch hatte lange gedauert und erschien in einer solchen Zeit bedenklich; er zog die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich. Die Befangenheit, mit welcher er erschien, das Schrecken, die Erstarrung seiner Züge mußte Jedermann auffallen. Der erdichtete Name konnte kaum seine wahre Lage verbergen. Ich mußte

meine Frau bei Seite rufen und ihr den Auftrag geben, in Grimms Stube (dieser war nach Berlin gereist) ein Nachtlager für den Gast zu besorgen. Der Kaffee mußte früh Morgens vor 4 Uhr bereit sein. Dieses geheime Gespräch mit meiner Frau steigerte die dunkle Ahnung von einer großen Gefahr, die mit der Gegenwart des räthselhaften Fremden verbunden sein müsse. Vergebens suchte ich das Gespräch auf gleichgültige Gegenstände zu lenken, vergebens nahm ich mich zusammen und suchte die Unterhaltung zu beleben. Eine verhängnißvolle Befangenheit herrschte in der Gesellschaft. Da hörten wir Jemand die Treppe mit starken Schritten herauf eilen, die Thüre ward schnell eröffnet und v. Willisen trat herein, er kam unmittelbar von dem Schlachtfelde bei Dodendorf.

Des Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, schritt ich mit Martin durch die stillen Straßen. Als wir über die lange Saalbrücke nach Passendorf gingen, erblickten wir zwei Männer, die uns entgegenkamen. Der stillschweigende, geängstigte Martin begrüßte sie; ich war erstaunt, ja nicht ohne Furcht. Mit wenigen traurig klingenden Worten

wurde der Gruß erwidert; auf mich warfen die Fußgänger einen ängstlichen Blick. „Wo geht ihr hin?“ fragte Martin, „mein Begleiter ist ein Freund, der meine Flucht nach Berlin fördern will.“ — „Wir wollen suchen, Böhmen zu erreichen,“ ward geantwortet; „Gott geleite euch,“ sagte Martin, und die beiden Reisenden gingen stillschweigend weiter. Es waren zwei durch Steckbriefe verfolgte Theilnehmer der Insurrection, und dieses Begegnen der Verbündeten, dieses verhängnißvolle Verschwinden in entgegengesetzter Richtung, diese trostlose Trennung nach einem kurzen Gruß erschien mir, ich gestehe es, furchtbar, ja unheimlich.

In Passendorf fand ich die mit Martin entflohenen Anführer. Ueber einsame Felder und auf Fußsteigen fortschreitend, erreichten wir Giebichenstein. Bartels erwartete uns. Ein willkommenes Frühstück, eilig genossen, stärkte die Fliehenden; der Wagen hielt vor der Thür, die Fliehenden bestiegen ihn, und der Kutscher meines Freundes in seiner Livree saß auf dem Bocke. Es schien gewagt, und war dennoch auf jeden Fall das Sicherste. Wurde der Wagen angehalten, so konnte der Eigenthümer desselben doch nicht

verborgen bleiben, und die bekannte Livree schützte gegen eine Untersuchung. Die Fliehenden kamen glücklich nach Dessau, und Martin hielt sich in Berlin lange bei meinem Freunde Reimer auf.

Einige Wochen später kam seine Frau und blieb einige Tage bei uns. Sie schien mir bei weitem entschlossener als der Mann. Dieser befand sich getrennt von seinem Vaterlande höchst unglücklich, er sehnte sich zurück. Sein sehr alter Vater, irre ich nicht, ein Prediger, vermittelte seine Zurückkunft; doch forderte man, daß er sich auf Gnade und Ungnade stellen sollte. Jetzt fand nun ein öffentlich hervorgehobenes, auf Effekt berechnetes französisches Schauspiel statt. Der alte Vater spielte eine Hauptrolle, und alle Zeitungen verkündigten die große Gnade seiner Befreiung. Seitdem ist er mir aus den Augen verschwunden, sein ferneres Schicksal ist mir durchaus unbekannt geblieben.

v. Willisen hatte die Kühnheit, nachdem er die Dodendorfer Schlacht mitgemacht hatte, noch einige Tage in Halle zu bleiben. Er ordnete seine Angelegenheiten, besuchte Freunde und verbarg sich durchaus nicht. Daß dieses Benehmen keine Gefahr brachte, bezeugt auf

eine entschiedene Weise die herrschende Stimmung in Halle. Wohl mochte unter den Einwohnern Einer sein, der sich um die neue Regierung ein Verdienst zu erwerben wünschte, wenn aber auch ein solcher in der Stadt lebte, so erlaubte ihm doch die herrschende Gesinnung nicht, thätig hervorzutreten. Willisen trat in östreichische Dienste und konnte noch, wie v. Varnhagen und v. Marwitz gegen Napoleon kämpfend, an der Schlacht bei Wagram Theil nehmen.

Nachdem diese glänzende Hoffnung, die doch einige Zeit hindurch mich bewegte, verschwunden war, versank mein ganzes Dasein eine Zeit lang in einen beunruhigenden brütenden Traum. Mit ängstlicher Theilnahme verfolgten wir das Schicksal des kleinen geächteten Schill'schen Corps. Auch hier mußte ich das Schmerzliche erleben, daß dänische Truppen von einem Krieger geführt, der zu den gebildetsten des vaterländischen Heeres gehörte, dessen Bekanntschaft ich während meines jugendlichen Aufenthaltes in Kiel gemacht hatte, den ich sehr hoch schätzte, den traurigen Auftrag erhielt, Schill auf seiner Flucht zu verfolgen.

In dieser unglücklichen Zeit kam mein jüngster Bruder von einer Reise nach dem südlichen Deutschland, die er in Begleitung des jetzt noch lebenden General v. Berger, des Bruders meines früher erwähnten Freundes, gemacht hatte, zurück. Auch auf der Hinreise verweilten sie einige Tage in Halle und der unerwartete Besuch überraschte und freute mich sehr. Meinen Bruder, den mir so theuern, den einzig mir übriggebliebenen, sah ich nun wieder, als die eben erzählten Ereignisse sich näherten und erwartet wurden, und mir war es, als wäre er bestimmt, mir eben in den wichtigsten Momenten meines Daseins zu erscheinen. Daß ich für ihn und seine Begleiter keine Geheimnisse hatte, war natürlich. Die geheimen Unternehmungen und meine bedenkliche Lage bildeten einen Hauptgegenstand unseres Gespräches, aber auch die Veranlassung seiner Reise war merkwürdig und bedeutend. Ich werde von dieser ausführlicher reden, man erlaube mir aber zuerst etwas rein Persönliches zu berühren.

Als mein Bruder eben nach dem ersten Besuch im Begriff war, sich zu entfernen, wandte er sich an mich. „Apropos,“ sagte er, „ich habe den Rest deiner Erbschaft mitgebracht. (Man wird sich erinnern,

zu welcher gelegenen Zeit und unter welchen verhängnißvollen Ereignissen ich den größten Theil dieser unerwarteten Erbschaft ausgezahlt erhielt.) „Wie groß ist die Summe?" fragte ich freudig meinen Bruder; sie betrug nach seiner Antwort, etwas über 200 Thaler, eine Summe, die mir in meiner damaligen Lage sehr bedeutend erschien und höchst willkommen war. „Bring sie mir morgen mit, ich kann sie brauchen," sagte ich. „Ich habe sie bei mir," antwortete mein Bruder kurz und kalt und reichte mir zwei Louisd'or und einige Münze. „Und das ist die ganze Summe?" fragte ich. Sie war es wirklich. In Dänemark fand ein Zustand der Finanzen statt, welcher der traurigen Zeit der Assignaten in der wildesten Revolutionsepoche ähnlich war. „Du hättest," sagte ich, „lieber Bruder, dieses Spiel nicht mit einem Jeden wagen dürfen; eine solche Hoffnung täuschend zu erregen, um sie bald darauf wieder zu vernichten, würde viele Menschen zur Verzweiflung bringen." Aber mein Bruder kannte mich. Ich lachte und steckte die kleine Summe ein; auch sie war mir willkommen, so klein sie war. Doch das harte Schicksal meines Vaterlandes schwebte mir mächtig vor der Seele. Das freudige und, wie

mir schien, auf immer begründete Leben meiner Kindheit und Jugend war, wie alle Richtungen meines Daseins in eine dunkle Nacht untergegangen.

Die Veranlassung zur Reise Bergers und meines Bruders war folgende: der König von Dänemark glaubte den österreichischen Krieg und sein bedauernswerthes freundliches Verhältniß zu Napoleon für die kriegerische Ausbildung seines eigenen Heeres benutzen zu müssen. Ein eigenhändiger königlicher Brief, an den Kaiser gerichtet, enthielt die Bitte, daß es den Ueberbringern erlaubt sein möchte, sich an seinen Generalstab, zu ihrer Belehrung anschließen zu dürfen. Wahrscheinlich war es zugleich die Absicht des Königs, sich dadurch bei dem Kaiser zu empfehlen. Die Ausstattung der Reisenden, die anständig sein mußte, erforderte eine für die Lage des Landes nicht unbedeutende Summe. Mir erschien nun diese Reise fast unheimlich. Mein Bruder theilte durchaus meine Gesinnung, war aber doch zu sehr Militair, um meine Bedenklichkeit zu theilen.

Die beiden Freunde verließen uns und begaben sich nach München. Der dort stationirte französische Offizier hielt sie da zurück, verhinderte die Reise nach

Wien, und übernahm es, den königlichen Brief zu besorgen. Während dieser Zeit konnte mein Bruder, von seinem Freunde begleitet, eine Reise nach der nördlichen Schweiz machen, und in München ward er von Schelling äußerst freundlich empfangen. Noch jetzt erinnert sich Schelling der Tage, die mein Bruder in seinem Hause zubrachte und die Art, wie er seiner gedenkt, hat mich mit wehmüthiger Freude erfüllt.

Die Reisenden waren aus der Schweiz zurückgekehrt und mußten noch lange warten, bevor sie eine Antwort aus Wien erhielten. Durch Berthier erfuhren sie nun, daß der Kaiser die Bitte des Königs rund abgeschlagen hatte; sie durften nicht ihre Reise nach Wien fortsetzen, der ganze Aufwand war unnütz verschwendet, und ihr Herr und König auf eine beleidigende Weise behandelt.

Es war mir leider nur zu bekannt, auf welche demüthigende Weise Napoleon die mit ihm verbündeten Fürsten behandelte. Schon während meines Aufenthaltes in Holstein hatte ich Gelegenheit, Manches darüber zu hören. v. Hammerstein, Bergers Schwager, war der Gesandte des würdigen Herzogs von Oldenburg, der in dieser bedenklichen Zeit so

kühn die Absichten des übermüthigen Siegers durchkreuzte. Dieser wollte nämlich ihn von seinen Unterthanen trennen und anderswo entschädigen. Der Herzog erklärte, daß er nur mit Gewalt von seinem Lande und den Einwohnern, die er liebe und für die er lebe, sich trennen ließe, und Napoleon ward genöthigt, seinen Entschluß aufzugeben. Hammerstein hatte den Auftrag, diesen entschiedenen Beschluß zu überbringen. Er traf Talleyrand in Warschau. Dort gab dieser Soirées, wo er deutsche Fürsten und von den abwesenden ihre Gesandten empfing. Talleyrand, dessen eisige Kälte empörend erschien, nahm bald einen Fürsten, dann den Gesandten eines Andern bei der Hand, führte ihn nach einer Fenstervertiefung, gönnte ihm etwa eine Viertel-Stunde Gehör, entließ ihn dann, um einen Andern auf die nämliche Weise zu behandeln, und so wurde das Schicksal der kleinen deutschen Staaten bestimmt.

Man erzählt, daß der Kaiser in Karlsruhe das Schauspiel besuchte. In der Loge gegenüber stand der alte ehrwürdige Herrscher des Landes, der Senior aller deutschen Fürsten. Er hatte die Gewohnheit, die rechte Hand in dem zugeknöpften Rocke tragend, ruhen zu

lassen. Da erschien ein kaiserlicher Adjutant in seiner Loge und hatte die Frechheit, den alten Herrn zu bedeuten, daß eine solche Stellung dem Kaiser gegenüber nicht geduldet werden könne. Dieser zog die Hand langsam hervor, und ließ den Arm sinken. Ich weinte vor Wuth, als ich diese Geschichte vernahm; ich weiß zwar nicht, ob sie genau so, wie sie erzählt wurde, stattgefunden hat, aber sie war weit verbreitet, erhielt sich lange, und ich hörte ihr nie widersprechen.

Mit welcher empörenden Geringschätzung die in Erfurt versammelten Fürsten behandelt wurden, ist allgemein bekannt. Eine Menge von Geschichten der Art wurden erzählt und waren insofern heilsam, weil ein jeder Unterthan sich in seinem Fürsten gekränkt fühlte. Wenn hier oder da durch den Einfluß der Revolution die treue Gesinnung und die Achtung, die dem Fürsten gebührt, bei einigen schwankend geworden wäre, Napoleon hätte kein besseres Mittel wählen können, um sie wieder zu beleben und zu stärken. Auch die so behandelten Herrscher, bis in das innerste Heiligthum der Persönlichkeit verletzt, konnten vielleicht, durch die harte Nothwendigkeit gezwungen, große Verluste ertragen, aber Beleidigungen der Art,

die das Innerste, ja das Ewige der Persönlichkeit verletzen, verlieren den Stachel nie, er stumpft sich nie ab und ist unvertilgbar wie die Persönlichkeit selbst.

Das ist eine Erfahrung, die nur zu häufig übersehen wird. Aeußere Verluste, ja selbst einen harten Druck, wenn alle Mittel, ihn abzuwerfen, verschwunden sind, kann der Mensch am Ende ertragen, aber der Versuch, durch verächtliche Behandlung die Persönlichkeit zu vernichten, gelingt nie. Ueber äußern Druck und Verlust klagt man laut, und scheint sie unter keiner Bedingung dulden zu wollen: die verletzte Persönlichkeit ist stumm, aber sie giebt den Haß und Kampf nie auf; nur der Verworfene, der sich selbst aufgegeben hat, kann Kränkungen dieser Art vergessen. Ist es wahr, daß die ganze Bedeutung der geschichtlichen Entwickelung unserer Tage in der immer tiefern Anerkennung bestimmter freier Persönlichkeiten besteht, so muß man es nur bedauern, daß dieser innere, unsichtbare, gefährliche Kampf auf eine unbesonnene Weise so oft hervorgerufen wird, wo eine milde Anerkennung, die sich nichts zu vergeben braucht, auf die leichteste Weise tausend Herzen gewinnen würde.

Mein Bruder und Berger verließen uns. Fünf Jahre später brachten die großen geschichtlichen Ereignisse uns wieder zusammen. Ich sah ihn in Paris 1814 und seitdem nie wieder.

Nachdem diese ganze geheime Combination in allen ihren Richtungen verunglückt war, schien die Thätigkeit der geheimen Verbindungen eine Zeit lang völlig gelähmt, aber Herr v. H. ließ mir immer noch keine Ruhe. Er war der Polizei bezeichnet, trug noch seinen auffallend hellen Ueberrock, obgleich er wußte, daß man ihn verfolgte, und einige Male wagte er es sogar, nach Halle zu kommen. Ein Mal wurde ich aufgefordert, Abends im Dunkeln zu einer bestimmten Stunde vor dem Gasthofe zum Löwen zu erscheinen. Ein Wagen würde da halten, eine Dame aussteigen, und wenn sie von dem Marqueur ins Haus geführt wäre, sollte ich in den Wagen hineinsteigen, ich würde ihn da finden. Ich erschien, eine Verwandte hatte wirklich den Muth, ihn auf seiner gefährlichen Fahrt zu begleiten. Ich sah die Dame in dem Gasthofe verschwinden. Als Alles still war,

schlüpfte ich in den Wagen hinein und fand v. H. Zwar verdrossen mich, ich gestehe es, seine häufigen, meist unnützen Besuche, die mich großen Gefahren preisgaben, doch immer von neuem dachte ich mir es wenigstens möglich, daß er mir bedeutende Nachrichten mitzutheilen hätte. Aber auch dieses Mal erschien mir die Zusammenkunft völlig überflüssig; ich erinnere mich nicht einmal des Gegenstandes, des fast stundenlangen Gespräches: der Bediente meldete die Ankunft der Dame und ich schlüpfte aus dem Wagen heraus. Wahrscheinlich hatte für ihn die romanhafte Art der Zusammenkunft einen Reiz.

Ein anderes Mal erschien er früh Morgens vor 5 Uhr. Das Haus war noch verschlossen, auf der Straße stehend, mußte er lange klopfen, und es geschah auf eine so laute Weise, daß die Einwohner benachbarter Häuser erwachten, und neugierig aus den Fenstern sahen. Da erblickten sie nun den auffallend gekleideten Mann, und mir gegenüber wohnte ein junger Mensch, dem man, mit Recht oder Unrecht, ein geheimes Verhältniß zu den Franzosen zuschrieb. v. H's. Absicht war, mir anzukündigen, daß der Herzog von Braunschweig mit seiner Schaar durch Halle ziehen

und Tags darauf eintreffen würde. Mir war kein Mensch dieser Schaar bekannt. Ich fragte ihn, ob er für mich bei dieser Gelegenheit einen Auftrag hätte, ob ich auf irgend eine erfolgreiche Weise thätig sein könnte? Es war nicht der Fall. Der mir so gefährliche Besuch war völlig überflüssig. Damit er nicht noch ein Mal aus dem Hause tretend auffallen und genöthigt werden sollte, eine der lebhaftesten Straßen der Stadt zu durchgehen, schloß ich ihm eine Gartenthür auf, die nach einer kleinen Gasse führte.

Einige Stunden später erschien mein Schwager, der Königliche Procurator. Er erzählte mir mit Lebhaftigkeit, wie der gefährliche, der Polizei bezeichnete v. H. in Halle gewesen wäre. Er wäre zu Pferde angekommen, in einem Gasthofe vor der Stadt abgestiegen, obgleich es sehr früh war, nach der Stadt geeilt, wo er wohl einige Verbündete besucht. Der Wirth habe ihn nicht gekannt, als er aber wieder zurückgekehrt, und eben das Pferd bestiegen, habe jener durch einen Fremden erfahren, welcher gefährliche Gast bei ihm eingekehrt wäre. v. H. war zwar verschwunden, aber er hielt es für seine Pflicht, den gefährlichen Besuch der Obrigkeit anzuzeigen.

Graf Chassot, den ich selbst, wie oben erwähnt, in eine Gesellschaft bei meinem Schwager eingeführt hatte, war ebenfalls als das Haupt der geheimen Verbindung bekannt. Ich konnte nicht zweifeln, daß mein Schwager vermuthete, ja vielleicht wußte, daß v. H. bei mir gewesen war. Gewiß hatte er, da er von der Obrigkeit schnell herbeigerufen wurde, diese vermocht, eine jede Untersuchung fahren zu lassen. Die Absicht seines Besuches war aber wahrscheinlich, mich zu warnen.

Kurz darauf erschien Steltzer wieder, und erzählte, mir, wie Herr v. H. und Katte mit einigen anderen Offizieren gesucht hatten, die Bauern in der Umgegend des Harzes aufzuwiegeln. Sie wurden verfolgt; in den Defiléen in der Nähe der Stadt Hettstädt war das Pferd des Herrn v. H. so erschöpft, daß er absteigen und zu Fuß entfliehen mußte. Er entkam zwar, aber sein Pferd hatte man genommen, den Mantelsack mit wichtigen Papieren nach Halle gebracht und den Franzosen übergeben. Diese Nachricht erschreckte mich. Bei der mir so wohl bekannten Unbesonnenheit v. H's. war es nur zu wahrscheinlich, daß vielleicht einige meiner Briefe in dem Man-

telsacke lagen; wenigstens, daß in den Papieren meiner gedacht wurde. Ob nun wirklich solche mir gefährliche Papiere da waren und durch meinen Schwager vor der Auslieferung an die französischen Behörden entfernt wurden oder nicht, habe ich bis diesen Augenblick noch nicht erfahren. Glücklicher Weise erschien seitdem Herr v. H. nicht mehr in Halle; sein Bruder besuchte mich später einige Male. Er selbst floh nach England, ging nach Spanien, wurde hier durch seine Tapferkeit berühmt und fiel bei der Belagerung von Saragossa.

Nach seiner Entfernung war eine lange Zeit hindurch Alles ruhig. Das Corps des Herzogs von Braunschweig blieb nur einige Stunden in Halle, und der Herzog nahm von da, wie allenthalben, wo er erschien, die Bewunderung und die besten Wünsche der Einwohner mit. Ich hörte, daß der preußische Offizier v. Oppen, der später im Kriege als einer meiner genauesten Freunde erwähnt werden soll, vorzüglich zum glücklichen Erfolge seines kühnen Zuges durch das nördliche Deutschland beitrug. Dieser veranlaßte gar

keine Aufregung irgend einer Art. Diesen Zug, konnte das Volk, so wenig als Schills That, deren Zusammenhang mit größeren Unternehmungen es nicht kannte, nicht richtig beurtheilen. Irgend eine bedeutende Hoffnung ward nicht an sie geknüpft, und daher blieb Alles ruhig. Mit Oesterreich wurde Friede geschlossen, und Napoleon war jetzt noch mächtiger in Deutschland als früher; an einen Widerstand war nicht zu denken.

Eine der nächsten traurigen Folgen der vorübergehenden Bewegungen war der Tod Johannes v. Müller's. Falsche Gerüchte von Volksbewegungen, besonders in Halle und in der Umgegend, an welchen die Studirenden Theil genommen haben sollten, erreichten Kassel. Jerome, ohne allen Zweifel, besonders durch die Dörnberg'sche Insurrection beunruhigt und erbittert, ließ Müller kommen, warf auf ihn alle Schuld, und behandelte ihn auf die plumpste Weise. Müller war hoffnungslos, unzufrieden und krank; sein Amt war ein beschwerliches; auf jedem Schritte, den er zum Vortheile der Universitäten thun wollte, traf er auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja auf kränkenden Verdacht. Er hätte vielleicht mehr

erreichen können, wenn er mit Vorsicht entschiedener hervorgetreten wäre. Denn er gehörte zu den wenigen deutschen Gelehrten, ja war vielleicht der einzige, der Napoleon gewissermaßen imponirte. Sein Gespräch mit ihm in Berlin schien einen guten Eindruck gemacht zu haben, und er stand unter Napoleons besonderem Schutze. Aber unentschieden und schwankend, wie er hervortrat, blieben alle seine Bemühungen ohne Erfolg. Die auffallende Kränkung, die er gegenwärtig erfuhr, traf ihn hart; er verließ Jerome in dem trostlosesten Zustande. Die heftige Gemüthsbewegung veranlaßte einen Zufall, der einen tödtlichen Charakter annahm; er bekam plötzlich die Rose im Gesicht; seine Freunde ängstigten sich, Reinhardt eilte von seinem Krankenbette zum Könige, und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. „Vergessen Sie nicht," sagte er, „daß Müller von dem Kaiser beschützt wird, daß dieser eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in seinem Namen bin, und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache." Jerome ward unruhig und sandte seinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewiesen, die Krankheit wurde immer gefährlicher, und nach wenigen Ta-

gen war Müller todt. Leist, Professor in Göttingen, war sein Nachfolger, konnte aber das Vertrauen, welches Müller besaß, nie erlangen. Die Universitäten glaubten sich preisgegeben, und die Zukunft erschien immer düsterer, denn nach allen Seiten hin trat deutlicher der zerrüttete Zustand des Landes hervor. Den Bergwerken drohte der Ruin, die Forsten wurden verwüstet, die Landbesitzer durch neue Auflagen, die das in der papiernen Constitution versprochene höchste Maß bei weitem überstiegen, gedrückt, verarmten; die Gehalte der Beamten wurden durch erzwungene Anleihen verkürzt, Steuern wurden eingeführt, deren Hebung, wie die Erfahrung schnell lehrte, unmöglich war. Ich erinnere mich, daß eine solche Steuer, deren Bestand bezweifelt wurde, dennoch durch die Furcht der Einwohner eine ziemlich beträchtliche Summe einbrachte. Wer es vermochte, beeilte sich zu zahlen, man glaubte sich verdächtig zu machen, wenn man es wagte, sich einer Execution auszusetzen. Ich freilich konnte etwas Fremdartiges, wie die Steuereinrichtungen, nicht beurtheilen, aber die entschiedenen Aeußerungen der Kundigen bestimmten mich, die Execution abzuwarten. Ich konnte dieses ausführen, denn die preußische Ein-

richtung, die Steuern von dem Gehalt abzuziehen, fand im Königreiche Westphalen nicht statt; aber bevor die Execution eintreten konnte, war die Steuer aufgehoben, und ich konnte, meinen furchtsamen Freunden gegenüber, triumphiren. Alle öffentlichen Fonds fingen an unsicher zu werden, selbst die der wohlthätigen Institute. In Halle nahm die Armuth auf eine schreckliche Weise zu. Die Salinen, eine Hauptquelle des Einkommens vieler Einwohner, brachten nichts ein, durch die fortdauernden Durchmärsche wurden die Einwohner fast ausgeplündert. Unter der Preußischen Regierung hatte das hier im Frieden garnisonirende Regiment wesentlich zum Wohlstande der Stadt beigetragen. Die Universität war tief gesunken, und die Anzahl der Studirenden nahm fortdauernd ab. Halle war schon unter Preußen keine eigentlich wohlhabende Stadt gewesen; durch die Leichtigkeit, mit welcher man hier, besonders in den Vorstädten, das Bürgerrecht erhielt, wuchs zwar die Zahl der Einwohner, aber keineswegs auf eine vortheilhafte Weise. Vagabunden und loses Gesindel drängte sich hier zusammen. Man ward von Schauder ergriffen, wenn man die Masse dieser Menschen in der Vorstadt Neumarkt, oder auf dem sogenannten

Strohhof die Straßen anfüllen sah. Man behauptete, daß sich hier Banden bildeten, die vorzüglich den Leipziger Messen gefährlich würden. Jetzt ward die Verarmung allgemein, eine Untersuchung wurde damals angestellt, aber das Resultat war so trostlos, daß ein Versuch, die Armen auf irgend eine gründliche Weise zu unterstützen, den völligen Ruin der Stadt herbeigeführt haben würde. Sonderte man die Einwohner in Klassen, um zu erfahren, wie groß die Anzahl solcher wäre, die ganz von Unterstützung leben müßten, die theilweise Hülfe bedurften, die nichts beizutragen vermochten, so blieb die Minorität derer, auf welche die ganze Last der Unterstützung fiel, so klein, daß ihre gänzliche Verarmung unvermeidlich schien. Dieser entsetzliche Zustand lähmte alle Kräfte, und man fing an, mit stumpfer Gleichgültigkeit der düstern Zukunft, der völligen Auflösung und dem Untergange der Stadt entgegenzusehen. Aber im Hintergrunde dieser verzweiflungsvollen Ergebung lauerte die Wuth. Mit einem wahren Ingrimm sah man die Macht Napoleons wachsen, vernahm man seine Vermählung mit der Kaisertochter, erfuhr man die Erweiterung des französischen Reiches durch West-

phalen und über Hamburg hinaus, die das eben entstandene Königreich willkürlich verkürzte. Das Continentalsystem vernichtete allen Handel und hemmte den freien Umsatz der Waaren, wie die immer zunehmende polizeiliche Aufsicht die des gewichtigen geistigen Wortes.

In dieser unglücklichen Zeit machte ich zwei bedeutende Bekanntschaften. v. Schele, der Bruder des jetzt mächtigen hannöverschen Ministers, ward Vice-Präfect in Halle. Ein geborner Hannoveraner, theilte er den entschiedensten Franzosenhaß mit seinen Landsleuten, aber seine Stellung erforderte große Vorsicht. Er war ein liebenswürdiger, treuer Mann, und ich schloß mich mit ganzer Seele ihm an. Seine Liebe zu Reils ältester Tochter steigerte die Innigkeit meiner Verbindung. Diese zeichnete sich sehr aus durch eine Bestimmtheit der Gesinnung mit weiblicher Milde verbunden, wie durch Anmuth und Schönheit. Der Verbindung traten anfänglich Schwierigkeiten entgegen, die überwunden werden mußten, und ich war sein Vertrauter. Freilich mußte ich in meinem Verhältniß zu ihm wie gegen meinen eigenen Schwager zurückhaltend sein, um ihn nicht zu compromittiren,

aber er wußte genug, ohne sich dadurch von dem vertraulichen Umgange abschrecken zu lassen, und ich hatte in der That Grund, die Klugheit und Umsicht, mit welcher er seine schwierige Stellung behauptete, zu bewundern.

Der zweite war Heinrich v. Krosigk; ich habe diesem merkwürdigen Manne vor vielen Jahren ein kleines Denkmal in der Brockhaus'schen Zeitschrift, den „Zeitgenossen," gesetzt. Krosigk gehörte zu den ältesten und früher mächtigsten Familien der Gegend. Er war unter mehreren Brüdern der Aelteste und Stammhalter seines Geschlechts. Das schöne Gut, welches er bewohnte, Poplitz, liegt in einer anmuthigen Gegend in der Nähe von Alsleben; er hatte eine imponirende Gestalt, schlank, rüstig; er erschien ernst und strenge, und die Festigkeit seiner Gesinnung sprach sich entschieden aus, ja er konnte dem Fremden wohl sogar zurückstoßend erscheinen, den Zudringlichen wußte er fern zu halten; man überzeugte sich bald von der Unbeugsamkeit seiner einmal festbegründeten Ueberzeugung, ja die Gesinnung, die sich der Ueberzeugung willig hingab, ward von ihm so hoch geachtet, daß er Märtyrer jeder Art, so wenig er auch ihre Mei-

nung theilte, jederzeit bewunderte und vertheidigte. Er hatte seinen ruhigen Landsitz verlassen, um an dem Kampfe 1806 Theil zu nehmen, und jetzt lebte er wieder zurückgezogen in Poplitz. Dort war er als eifriger Landmann fortdauernd thätig; die Uebereilung, mit welcher man anfing, das alte Verhältniß der Bauern zu den Gutsbesitzern aufzulösen, billigte er keinesweges. Die Verwandlung der pflichtigen Arbeiter in heimatlose Tagelöhner, die ohne Anhänglichkeit und Treue einem schutzlosen unsichern Dasein Preis gegeben waren, schien ihm nicht günstig: er ließ eine Reihe Häuser bauen, den Colonistenhäusern ähnlich, an ein jedes Haus schloß sich ein kleiner Garten, und irre ich nicht, ein kleines Feld für den Kartoffelbau. Treue Tagelöhner, die mehrere Jahre hindurch seine Zufriedenheit erworben hatten, bezogen diese Häuser, und konnten ihrer Zukunft und dem hohen Alter getrost entgegensehen. So entstand ein Verhältniß, dem alten zurückgedrängten ähnlich, aus den neuen Elementen der Zeit naturgemäß entwickelt. Ich habe mit den vertrautesten Freunden oft mehrere Tage bei ihm zugebracht. Ein baumreicher Park hinter dem Schlosse zeichnete sich freilich nicht durch viele Anla-

gen aus. Er war vielmehr fast durchaus im natürlichen Zustande; nur bequeme Wege durchschnitten die Waldung, vorzugsweise reizend aber war ein großer ebener Platz, der sich tief in den Wald hineinzog; das frischeste Grün verschönerte ihn. Der Park war zugleich ein Thiergarten; Hirsche und Rehe belebten den Wald, und das wenige Wild, welches für die Tafel geschossen wurde, durfte nur durch ihn selbst erlegt werden. Es war seine Absicht, die Stände nicht in Schrecken zu setzen. Er lauerte lange Zeit, bis ein sicherer Schuß das einsame, von den übrigen getrennte Thier traf; daher war das Wild in seinem Park auf eine merkwürdige Weise zahm. Auf der offnenen Waldebene, die vom Schlosse aus übersehen werden konnte, grasete es ruhig, und lagerte gruppenweise. Die schönsten Pferde liefen frei in dem Garten herum, die ausgezeichnetsten Gestalten von Schweizer Vieh weideten auf dem Platze; Hirsche, Rehe, Pferde, Ochsen, Kühe und Schafe lagerten gemeinschaftlich vor uns und ich erinnere mich nie, ein solches Gemisch ausgezeichneter Heerden vereinigt gesehen zu haben.

Tief im Hintergrunde des Waldes setzte er seinem

patriotischen Ingrimme ein Denkmal. In eine Säule von rothem Sandstein ließ er die Worte: „fuimus Troes“ eingraben. Diese Inschrift veranlaßte ein lächerliches Mißverständniß, welches ich hier im Vorübergehen erwähnen will. Es ist so seltsam, daß die Anekdotensammler es wohl benutzen können.

Der Steinhauer, der die Inschrift angebracht hatte, ward kurz darauf von einem Verwandten Krosigks, einem Herrn von Trothe, in Arbeit genommen. Nachdem er eine Zeit lang dort gearbeitet hatte, äußerte er sich gegen Herrn v. Trothe folgendermaßen: „Sie sind doch,“ sprach er, „ein guter Herr, da Sie mir einen Verdienst zuwenden, obgleich ich Ihnen einen großen Schimpf habe anthun müssen.“ „Wie so?“ fragte der fast erschrockene Hausherr. „I nun,“ erzählte der Steinhauer treuherzig, „ich habe ja auf eine Steinsäule in dem Garten des Herrn v. Krosigk die Inschrift: „„pfui Mr. Trothe““ einhauen müssen.“

Die bestimmte Art, mit welcher er gegen die französische Besatzung auftrat, hatte auf die Bewohner des Guts einen großen Einfluß. In der ersten Zeit kamen häufig die gequälten Bauern und beklagten sich über die Mißhandlungen der Einquartierung, später

hörte man keine solche Klagen; desto häufiger wurden die der Franzosen. Er selbst behandelte die bei ihm wohnenden Offiziere mit höflicher Kälte; bei der Tafel ward für sie der schlechteste Wein hingesetzt, die Freunde tranken bei solchen Gelegenheiten die ganz ausgezeichneten seines Kellers erst später. Wenn jene sich beklagten, fragte er kurz: „Sie sind doch nicht beleidigt? Ich bin zu einer jeden Genugthuung bereit.“ Ein Paar geladene Pistolen lagen auf dem Tische und ganz allgemein hieß Krosigk „le mauvais Baron.“

Krosigk war Maire seines Dorfes, er mußte es wohl werden, um nicht in unangenehme Abhängigkeit von irgend einem Bauer zu kommen. Als solcher trat er nun bei einer Gelegenheit auf eine merkwürdige Weise gegen die Regierung auf. Die sogenannte Constitution des Königreichs bestimmte das Maximum der Abgaben für den Grundbesitz, wenn ich mich recht erinnere, auf 7 Procent; eine Steuer wurde ausgeschrieben, die dieses Maximum bei weitem überschritt, und in der Bekanntmachung derselben zeigte sich ein formeller Fehler. Eine Anzahl benachbarter Gutsbesitzer verband sich mit ihm, um gegen die Zahlung dieser Abgabe zu protestiren. Als

aber mit Execution gedroht wurde, zogen sich Alle zurück und Krosigk stand allein. Die Gensdarmen traten als Executoren in sein Haus, wurden von ihm freundlich aufgenommen und bewirthet; während dem ließ er aber die angesehensten Bauern seines Dorfes rufen, die einen Kreis um ihn bildeten, in dessen Mitte er mit den Gensdarmen trat. Hier las er den bestimmten Paragraphen der Constitution vor. „Diese Gensdarmen," sagte er dann, „sind in mein Haus getreten, um als Executoren eine Abgabe zu erzwingen, die dieses Maximum bei weitem übersteigt, also gesetzwidrig ist. Ich als Maire bin berufen, die Constitution aufrecht zu erhalten, und arretire hiermit die Gensdarmen, die gesetzwidrig in mein Haus gekommen sind." Diese waren nicht wenig erstaunt, als einige Bauern den bestimmten Auftrag erhielten, sie gefangen nach Halle zu bringen, und dort dem Vice-Präfekten zu übergeben. Man kann sich denken, in welche Verlegenheit sein Freund Schele gerieth. Er ward genöthigt, die Sache anzuzeigen und Krosigk ward zur Auszahlung einer bedeutenden Summe, oder wenn ich mich recht erinnere, zu sechswöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, theils weil er die Zahlung der Ab-

gabe verweigert, theils wegen seiner Gewaltthat gegen die Gensdarmen. Vergebens suchten seine Freunde ihn zu überreden, die bestimmte Summe auszuzahlen. „Ich zahle keinen Heller;“ sagte er bestimmt, und ward nun arretirt. Er erhielt auf der sogenannten alten Wage, ein Haus, welches der Stadt angehörte, und als Universitätsgebäude benutzt wurde, ein Paar freundliche Stuben. Reil hatte ihm eine Brunnenkur verordnet; man sah ihn alle Morgen, von einem Gensdarmen begleitet, nach der Promenade des von Reil angelegten Badeortes gehen, und nach einigen Stunden wieder nach seinem Gefängniß zurückkehren. Seine Frau brachte die Zeit bei ihm zu und pflegte ihn; er nahm die Besuche seiner Freunde an und die Zeit verfloß auf die heiterste Weise.

Jeder, der ihn kannte, mußte ihn hochschätzen, und die Treue gegen seine Freunde war eben so unwandelbar und fest, wie seine Liebe für das angestammte Königshaus und für das Vaterland.

Ruf nach Breslau. Reisen nach Jena und Berlin.

Unterdessen traten Verhältnisse hervor, die meine ganze Lage veränderten. Als v. Schuckmann, nachdem Graf Dohna sich zurückgezogen, die Angelegenheiten der preußischen Universitäten besorgte, faßte er bekanntlich den Entschluß, die Universität zu Frankfurt an der Oder aufzuheben, sie nach Breslau zu verlegen, und mit dem dortigen fast ausschließlich theologischen Institute in Verbindung zu bringen. Die Gründe, die ihn dazu bewogen, waren einleuchtend. Die Errichtung der Universität in Berlin machte eine zweite in Frankfurt an der Oder überflüssig; ja diese letztere hätte sich kaum in einer solchen Nähe erhalten können. Die Frankfurter Universität war schon seit Jahren zu einer Unbedeutsamkeit herab gesunken, die nur zu bekannt geworden, und der junge Mann, der nur hier studirt hatte, war im Allgemeinen zur künftigen Anstellung nicht sonderlich empfohlen. Alles Unwesen, wie es sich durch eine veraltete Form, die einseitig festgehalten wurde, auf mehreren deutschen Universitäten entwickelt hatte, herrschte hier vorzugsweise.

In den meisten wissenschaftlichen Vorträgen fand man jene Erstarrung, die mit der lebendigen geistigen Bewegung in Deutschland einen traurigen Contrast bildete. Die Rohheit der Studirenden, die gefährliche Macht widerwärtiger Studentenverbindungen hatten die Universität fast berüchtigt gemacht. Die Bemühungen einiger ausgezeichneten Professoren konnten eben so wenig als die der jüngeren eifrigeren Lehrer, die herbeigerufen waren, gegen diese alte Erstarrung etwas ausrichten. Männer wie Bredow, Eichhorn, Solger, hielten nicht lange aus. Die Absicht war, einige von diesen nach Berlin zu berufen. Während nun hier, in der Nähe von Berlin, eine Universität in einen solchen Zustand versunken war, entbehrte die reichste Provinz des Königreiches, damals von mehr als anderthalb Millionen Einwohnern, eine Universität; obgleich zwei Drittel der Einwohner aus Protestanten bestand, mußten die Schlesier sich mit einem katholischen Institute begnügen, welches in seiner wissenschaftlichen Dürftigkeit mit Unrecht den Namen einer Universität trug, und Schuckmann war ein Schlesier. Eine Universität in Breslau herzustellen, die Studirenden, welche in Frankfurt waren, als ersten Kern

dort zu versammeln, die alten Frankfurter Professoren zu emeritiren, die jüngeren und mit diesen fremde Professoren zu berufen, war seine Absicht. Frankfurt, als die älteste protestantische Universität des Königreichs, besaß nicht geringe Fonds, die besonders in einem bedeutenden, in der Umgegend der Stadt liegenden Grundbesitze bestanden; sie konnten zur ersten Einrichtung und Begründung der Breslauer Universität dienen. Die Sache ward besonders durch Bredow mit allem Eifer betrieben. Dieser verdienstvolle Historiker besaß theils durch seinen gelehrten Ruf, theils durch seine bekannte deutsche Gesinnung, ganz das Vertrauen des Stifters der neuen Universität. Er kam nach Halle, wo er einen alten Freund, den dorthin versetzten Helmstädter Professor Pfaff besuchte. Ohne allen Zweifel hatte er den Auftrag, nach seiner eigenen Ansicht Professoren für die neue Breslauer Universität vorzuschlagen.

Professor Gilbert hatte einen Ruf nach Leipzig erhalten und war schon im Begriffe, Halle zu verlassen. So genau nun auch dieser Physiker mit den neuen Entdeckungen der Physik bekannt war, so gelang es ihm doch nicht, den Beifall der Zuhörer zu erwerben.

Besonders mißglückten ihm fast immer die Versuche. Ich trug neben ihm die Physik vor und hatte immer einige, wenn auch nicht viele Zuhörer; ich behandelte, eben während Bredow in Halle war, die galvanischen Entdeckungen und es gelang mir, das Kalium durch die galvanische Säule darzustellen, und die erhaltenen metallischen Körner in Steinöl zu sammeln; eben so gerieth mir die Darstellung des Stickstoffamalgams. Ein junger Mann aus Petersburg, der als Eleve der dortigen Akademie, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, in Halle studirte, beschäftigte sich besonders mit den Naturwissenschaften. Er hatte so oft von den Entdeckungen der kalischen Substrate durch Davy, und des Stickstoffamalgams durch Seebeck, sprechen gehört, aber die Darstellung hatte er bis dahin nie gesehen. Da er einer der fleißigsten Zuhörer des Mathematikers Pfaff war, erschien er öfters in dessen Hause. Er hatte sich sehr an mich angeschlossen, trieb die Mineralogie mit vielem Eifer, und eilte nach Abschluß meines Vortrages voller Freude zu Pfaff hin, um ihm über die Darstellung der Substanzen, die ihm so wichtig waren, zu berichten. Bredow war eben da und den Tag darauf erschien er bei mir, um mich zu fra-

gen: ob ich geneigt wäre, einen Ruf nach Breslau anzunehmen? Er glaubte, gewiß sein zu können, daß ich auf seinen Vorschlag einen solchen erhalten würde. Man kann sich meine Freude denken. Die Vorsicht, die ich bei meiner ersten Berufung nach Halle anwenden mußte, war hier überflüssig. Ein in meiner damaligen Zeit für meine Lage ansehnliches Gehalt wurde mir zugesagt; die Sache wurde schnell betrieben, und nach einigen Wochen hatte ich schon die Vocation. Ob die von früher Jugend auf bestehende Freundschaft Schuckmanns mit meinem Schwiegervater den Entschluß beschleunigte, ob Schleiermacher und Reil durch ihr Ansehen meine Berufung förderten, ist mir unbekannt.

Jetzt aber, als ich die Gegend verlassen und in einer so bedeutenden Entfernung von Städten leben sollte, die mir in der Erinnerung so theuer waren, konnte ich der Lust, die noch übrig gebliebenen Freunde in Jena zu besuchen, vor Allem aber den jetzt zweiundsechszigjährigen Göthe zu sehen, nicht widerstehen. Schon zwei Jahre früher, im Winter 1809, hatte ich meinen lieben Freund, Frommann, mit meiner Familie besucht. Er und seine Frau hatten uns mit liebens-

würdiger Gastfreundschaft aufgenommen. Wir brachten die letzten Tage des Jahres in seinem Hause zu, und die paar Wochen, die wir hier verlebten, bleiben mir unvergeßlich; dennoch fühlte ich nie klarer das Tragische meines Lebens. Wie unbeschreiblich reich war meine Jugend in Jena gewesen, und der fröhliche Mittelpunkt der geselligen Verhältnisse bildete sich durch diese liebenswürdige Familie. Hier erschien, und zwar gern, Göthe, hier sah ich die Schlegel, Tieck, später Schelling; und Gries war Hausfreund. Es war mir, als wäre ich auf die bedeutende Wahlstätte ritterlicher, siegreicher, geistiger Kämpfer versetzt. Die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts, die auch mir einen hoffnungsvollen Tag verkündete, ging hier auf: jetzt wurden früher zum Stillschweigen gebrachte Feinde täglich lauter; damals verbündete Freunde hatten sich getrennt, und mit dem zerstörten nationalen Boden waren auch alle Folgen der ritterlichen Siege auf immer verschwunden. Von allen früheren Freunden erschien nur noch Gries in diesem Hause. Dieser lebte in dem nun einsamen Jena ganz auf die frühere Weise. Er war einige Zeit in Heidelberg, und irre ich nicht, in Stuttgart gewesen, aber die Sehnsucht zog ihn nach Jena

zurück. Diese Stadt war seine Heimat geworden; hier lebte er ganz nach der alten gewohnten Art, bezog die frühere Wohnung, und als ich in die zierliche Stube hineintrat, erschrak ich heftig; denn Schränke, Tische, Stühle, Büsten standen gerade wie zehn Jahre früher, dieselbe Magd begrüßte mich, und der kleine Dichter mit dem gelben Teint und den schwarzen Augen saß noch da. Er und seine Umgebung erschienen mir fast wie einbalsamirte Leichen aus einer schönen lebendigen Zeit. Seine Taubheit hatte sehr zugenommen, man mußte ihm stark in die Ohren rufen, wenn man verstanden sein wollte; nur für die Musik hatte er noch ein Ohr. Diese hatte er von jeher mit Leidenschaft getrieben und es war begreiflich, daß er auch bei Frommann die musikalische Unterhaltung einer jeden andern vorzog. Dennoch erschien er in den freundschaftlichen Kreisen sehr heiter. Die Fertigkeit, kleine Gedichte mit Leichtigkeit hinzuwerfen, besaß der Dichter, der uns Tasso, Ariost, Bojardo, Calderon, meisterhaft übersetzt, zu schenken vermochte, im hohen Grade, und ich erstaunte, als am Weihnachtsabend eine große Masse von Bonbons, die an die ganze Gesellschaft vertheilt wurden, gereimte Devisen ent-

hielten, von welchen viele in der That sehr gelungen waren.

Obgleich nun in dieser Umgebung das ganze Gewicht des Unterganges schöner Zeiten auf mir lastete, so war es doch natürlich, daß die freundliche Gesellschaft mich erheiterte und daß ich gern mich der Hoffnung besserer Zeiten hingab. In Halle, wo ich unter Freunden lebte, und zwar in einem fortdauernden, wenn auch versteckten Kriege, pflegte ich meinem Hasse Worte zu geben. Hier erschraken meine Freunde, wenn ich mich nach gewohnter Weise äußerte. Die Lage des Herzogs von Weimar war freilich eine bedenkliche. Die Herzogin hatte sich in den Tagen der Flucht, als sie während der Abwesenheit des Herzogs im feindlichen Heere, den erbitterten Napoleon empfangen mußte, auf eine so würdige Weise benommen, daß sie dem heftigen Sieger imponirte und ihm wider seinen Willen Achtung abzwang. Der Herzog selbst war dem Kaiser verdächtig, und sein Adjutant, der jetzige General der Infanterie v. Müffling, von dem er sich nicht trennen wollte, war sein Minister. Das Land war von geheimen feindlichen Spionen belauert, und es war begreiflich, daß man eine jede Aeußerung, welche

die Regierung compromittiren konnte, selbst durch strenge Maßregeln zu unterdrücken suchte. Ich sah dieses sehr wohl ein und richtete mich gern während meines Aufenthaltes nach dem Wunsche meiner Freunde.

Destomehr wurde ich durch die Gewalt, welche Göthe über alle Urtheile der Umgebung, in welcher ich lebte, ausübte, in Verlegenheit gesetzt. Erwägt man, wie dieser große Geist schon lange in Weimar mit Recht als der mächtigste in Deutschland verehrt ward, wie die heftige geistige Bewegung, in welche ich hineingerissen wurde, um ihn wogte und brauste, ohne seine ursprüngliche eigenthümliche Natur zu ändern, wie, nachdem die Kämpfe in seiner Nähe aufgehört hatten, und nur noch in zerstreuten kleinen Gefechten in der Ferne vernommen wurden, während er, der unveränderlich stehen blieb, das fortdauernde, ja immer heller leuchtende Licht in der dunklen Nacht des geistigen Vaterlandes blieb, so kann man sich freilich nicht wundern über die Herrschaft, welche er über alle diejenigen ausübte, die in seiner Nähe lebten.

Später hat sich diese Autorität, immer mehr und mehr verbreitet, ja ihre Herrschaft nahm in dem=

selben Maaße zu, in welchem seine Lebensansicht durch das Alter und durch die ursprüngliche Beschränkung, die sich immer entschiedener ausbildete, an Umfang und Beweglichkeit abnahm.

Schon im Anfange des Jahrhunderts gab es Einige, die bemerken wollten, daß die Reisen Göthe's nach Italien, besonders die zweite, einen Wendepunkt in seiner Entwickelung veranlaßten. Die scharfe Eigenthümlichkeit, die kräftige Zuversicht der früheren Jahre, schienen abgenommen zu haben; an ihre Stelle war die stille Anmuth getreten, die Einigen nicht so gewaltig und inhaltsreich erschien. Für diese letzte Epoche seines Lebens glaubte man besonders das Urtheil des Novalis gelten lassen zu müssen: daß Göthe weniger einen Gegenstand zu behandeln liebte, der größer war als er, vielmehr solche, die er formell zu beherrschen vermochte und in deren übersichtlicher Darstellung er sich gefiel. Ich theilte freilich diese Ansicht, aber ich konnte die Schlüsse, die man daraus zog, keineswegs einsehen, und sie schienen mir um desto ungerechter, je mehr ich die Bewegung der Geister neben ihm kennen lernte, die bestimmt war, während das Alter ihn immermehr beschränkte, mächtiger

zu werden und ihn zu überleben. Allerdings hatten die Werke Göthes aus der früheren Zeit einen Reiz für mich, der den spätern fehlte. Die große Macht, durch welche die Sprache seines Volkes umgeändert und verwandelt schien, der gewaltige Geist, der, als er zu reden anfing, eine Herrschaft begründete, die nie mehr aufhörte, die überschwengliche Kraft, die dem, was bis jetzt ein Vergöttertes war, den Krieg ankündigte, und fast einsam dastehend den Sieg errang, hatte mich schon in meiner Kindheit getroffen, wie die Kriegstrompete einer neuen Zukunft, die mich zum Kampfe aufrief. So völlig unbedingt sprachen mich die späteren Werke nicht an. Es fingen, so schien es mir, seine Lebensansichten an, eine Uebereinkunft mit der Zeit und Gegenwart zu treffen; aber ich sah es auch ein, daß sein Leben und die Werke, durch welche dieses seine Bedeutung erhielt, eine ganze in sich abgeschlossene Geschichte darstellten. Es giebt wohl kaum einen Schriftsteller, der, wie er, einem mächtigen Staate ähnlich, sich entwickelte, der in allen Richtungen seines Daseins eigene Epochen bildete, die ihre überschwengliche Jugend, ihren hellen Glanzpunkt und ihre allmählig hervortretenden Beschränkungen enthiel-

ten. Aus dem Ganzen seines Lebens darf man keine Entwickelungsstufe ausschließen. Selbst die später scheinbar zurückschreitende behält, wenn man dieses große Dasein betrachtet, ihre eigenthümliche Bedeutung. In den letzten Produkten seines hohen Alters erkennt man noch die frischen Keime der mächtig hervortretenden Jugend und in seinen frühesten Werken das edle Ringen nach einer vollendeten Form, die er in späterem Alter errungen zu haben glaubt. Daher ist mir Eckermanns Schrift so bedeutend; denn geisterhaft festgebannt schien mir der fast schon Abgeschiedene an die Werke seines Lebens, so daß der noch immer mächtige Greis wie unter den edlen Ruinen eines großen glanzvollen Staates herumwandelte. Es war nicht eine Erschöpfung, die ihn in seinem hohen Alter ergriff, es war vielmehr das allmälige Absterben eines Geistes, der, wie wenige, in sich eine eigene Geschichte einschloß. Daher müssen wir bei ihm die Entwickelungsstufen seiner strebenden Jugend von denen der Vollendung, die immer eine anfangende Beschränkung enthalten, wohl unterscheiden. Der zarte Uebergang von den ersten Stufen zu den zweiten, enthält das Geheimniß seines Daseins; mehr als er darzustellen vermochte, und

weniger zugleich; was er wollte und was er vermochte, jenes tiefer und bedeutender als dieses, in unergründlicher und unerforschlicher Einheit. Was ihm vergönnt war, in der großen Geschichte des Volkes auf immer zu schaffen, den vollendeten Kunstschätzen Griechenlands ähnlich, und was er Anderen überlassen mußte, die in einer verworrenen Gährung begriffen, in sich zerfallen, die eigene Zukunft kaum erkannten, schied sich hier. Von da an trat die äußere Beschränkung immer deutlicher hervor; der schaffende Genius erlahmte nicht, zog sich aber in sich hinein, und ward immer mehr eine Vergangenheit, die abschloß, als eine unbestimmte Zukunft, die sich aufschließt. Selbst was die neue Zeit und die Gegenwart, was besonders die, alle Momente des menschlichen Daseins ergreifende Speculation des deutschen Volkes ihm aufdrang, verlor sich in der Gestaltung seines innern Lebens, und was eine Zukunft für alle mächtigen Geister der Zeit war, schien bestimmt, durch ihn die eigene Vergangenheit zu enträthseln. Er ist, in diesem tiefsten Sinne, satt an Jahren gestorben. Er hatte die Aufgabe, das eigene Leben bis zu dem letzten Moment nicht mehr, wie es werden sollte, sondern wie es geworden war,

zu bewahren, und als die Pulsadern verknöcherten, als die Gliedmaßen sich schwer bewegten, als die Zunge gelähmt, ja als er fast als ein abgeschiedener Geist unter Gräbern zu wandeln schien, blieb er noch die edle Gestalt, die in ihrer Vergangenheit eine noch nicht enträthselte Zukunft verschloß. Sein Tod selbst war das innerste Selbstgespräch. Er hatte sich stolz von der wechselseitigen Verständigung mit der Zeit abgeschlossen, er wandte sich an keinen der Lebenden, um sich mit ihm zu verständigen; wir aber, die wir lebten und strebten, wurden gezwungen, auf die letzten Aeußerungen des verschwindenden Geheimnisses zu lauschen, bis es verstummte.

Drei Männer gibt es, denen es vergönnt war, ein langes Leben hindurch, was die Zeit wollte, in einer bestimmten Richtung darzustellen, und ohne Widerspruch auszusprechen. Sie sind stehende Gestalten bestimmter Epochen ihrer Zeit und selbst, wo wir sie heftig zu bekämpfen geneigt sind, müssen wir ihre Herrschaft gelten lassen. Sie wurden Typen einer bestimmten Gegenwart und zwar so entschieden, daß selbst ihre leibliche Gestalt sich in die Anschauung des Volkes einprägte und eine bestimmte Figuration an=

nahm. Als solche nenne ich, so ungleich sie sich auch sein mögen, so entschieden ich besonders in dem zweiten eine gefährliche Verirrung des Mannes und seines Volkes erkenne, Friedrich den Großen, Voltaire und Göthe.

In meiner frühesten Jugend bewahrte dieser die geheimnißvolle Aufgabe seines Lebens, die ich ahnete, ohne sie zu verstehen. Später, als ich sie eben zu verstehen anfing, glaubte ich auch, mich inniger gefaßt zu haben. Aber die eigene geistige That, wie wenig sie auch gelungen sein mag, fing an, als er mit sich abschloß. Nun mußte ich es erleben, daß immer größer die Zahl derer ward, die, weil sie zur Ruhe zu kommen wünschten, mit ihm abzuschließen geneigt waren. Und besonders in dem Kreise, in welchem ich in Jena lebte, galt Göthes Autorität so unbedingt, wie die Bibel bei frommen Christen. Ein jeder Streit, der stattfand, ward für immer beendigt, wenn man sich auf irgend eine Aeußerung Göthes besinnen konnte, und ich ward durch diese, alles eigene Denken ausschließende Herrschaft, zuletzt so empört, daß ich einmal in Verzweiflung ausrief: „Bleibt mir mit dem v. — Göthe vom Leibe.“ Die Heftigkeit, mit der

ich dieses aussprach und das Schrecken, welches mich unmittelbar darauf ergriff, ergötzte die Freunde.

Ich lernte in Jena zuerst einen einst berühmten, deutschen Dichter, Zacharias Werner, kennen. Ich muß gestehen, daß seine Werke mich nie sehr angezogen haben. „Die Söhne des Thales," „das Kreuz an der Ostsee," sprachen mich wenig an; sie schienen mir einem seichten Wasser ähnlich, welches durch eine künstliche Wellenbewegung eine erlogene Tiefe vorzuspiegeln bemüht war. Seine Gestalt hatte etwas unangenehm Auffallendes. Lang, dürr, etwas schlotterig in seinem Gange, ungelenk in allen seinen Bewegungen, erschien sein mageres Gesicht und seine gewaltige Nase fast zurückschreckend. Er war nach Weimar gereist, um einige Dramen dort auf die Bühne zu bringen, und zum Besuche nach Jena gekommen. Er kam eben von Genf, wo er in Coppet einige Zeit mit der Stael=Holstein zugebracht hatte. Mehrere meiner Freunde, der Bildhauer Tieck, Friedrich Schlegel, Oehlenschläger mit Werner und der berühmte Geschichtschreiber Sismondi, hielten sich damals in Coppet auf. Ich habe später oft genug von dem geselligen Leben meiner Freunde dort reden gehört, und was ich jetzt

erfuhr, hatte allerdings für mich ein großes Interesse. Werner erzählte etwas langsam, aber nicht schlecht. Nun aber griff er in die Tasche, hob eine Masse schmutziger zerknitterter Oktavblättchen hervor, welche eine Anzahl Sonette enthielten, die er verfertigt hatte, und die er uns auf eine höchst ungeschickte und falsche Weise vordeklamirte. Ich muß mir die Antipathie gegen ihn als einseitig vorwerfen. Er hatte in der That ein eigenes Talent, welches man anerkennen muß; was ihn verdarb, war, wie ich glaube, der fanatische Traum, der ihn wähnen ließ, er sei eigentlich ein Prophet, zur Verkündigung überschwenglicher Dinge berufen. Nun hatte er aber weder die feste Gesinnung, noch die zuversichtliche Ueberzeugung, die auch dann, wenn sie mit großer Beschränktheit verbunden ist, Bewunderung, ja selbst bei den Besseren Achtung zu erwecken vermag. Unglücklicher Weise war er auch durchaus von dem gegenwärtigen Moment abhängig und buhlte fortdauernd nach dem Beifall der Umgebung.

Göthe war nach Jena gekommen, ich sah ihn nach sieben Jahren zum ersten Male wieder und seine Gegenwart ergriff mich tief. Er begleitete mich nach der

Mineraliensammlung, die noch immer unter der Direktion des Professor Lenz bedeutende Schätze in sich schloß. Ich war für mein Handbuch der Mineralogie dort täglich mehrere Stunden beschäftigt. Göthe war bekanntlich ein geognostischer Dilettant, seine wiederholten Reisen nach Karlsbad verlockten ihn zu mancherlei Untersuchungen, und unsere Unterredung schweifte bald von der Mineralogie nach anderen naturwissenschaftlichen Gegenständen hin. Einige optische Untersuchungen wurden behandelt, seine Ansichten von der Metamorphose der Knochen beschäftigten uns, und er beklagte sich mit Heftigkeit über die Art, wie einige Naturforscher sein Vertrauen mißbraucht, und mitgetheilte Entdeckungen, ohne ihn zu nennen, als eigene bekannt gemacht hatten. Ich war ganz in die frühere schöne Zeit versetzt. Göthe ward immer heiterer, liebenswürdiger, und ich genoß ein Glück, welches mir seit langen Jahren fremd geworden war. Göthe lud mich und meine Frau mit der Frommanschen Familie nach Weimar ein. Wir fanden bei der Tafel, außer Göthes Frau, Meyer und Riemer, nur Werner. Göthe war sehr heiter, das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, und die un-

befangenen geistreichen Aeußerungen des berühmten Wirthes erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er sich auf liebenswürdige Weise zu unterhalten.

Endlich wandte er sich an Werner, der bis jetzt wenig Theil an den Gesprächen genommen hatte. „Nun, Werner,“ sagte er, auf seine ruhige, doch fast gebieterische Weise: „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorlesen können?“ Werner griff eilig in die Tasche, und die zerknitterten schmutzigen Papiere lagen in solcher Menge vor ihm, daß ich erschrak, und diese Aufforderung Göthes, die das unbefangene und interessante Gespräch völlig zu unterdrücken drohte, keinesweges billigte. Werner fing nun an, eine Unzahl von Sonetten uns auf seine abscheuliche Weise vorzudeklamiren. Endlich zog doch eines meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt des Sonetts war der köstliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm. Er verglich ihn mit einer Hostie. Dieser schiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Göthe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte sich an mich. „Nun Steffens,“

fragte er, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen suchte, „was sagen Sie dazu?" „Herr Werner," antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzulesen, in welchem er sich darüber beklagte, daß er zu spät, zu alt nach Italien gekommen wäre, ich glaube einzusehen, daß er Recht hat. Ich bin zu sehr Naturforscher, um eine solche Umtauschung zu wünschen. Das geheimnißvolle Symbol unserer Religion hat eben so viel durch einen solchen falschen Vergleich verloren, wie der Mond." Göthe ließ sich nun völlig gehen, und sprach sich in eine Heftigkeit hinein, wie ich sie nie erlebt hatte. „Ich hasse," rief er, „diese schiefe Religiosität, glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwie unterstützen werde; auf der Bühne soll sie sich, in welcher Gestalt sie auch erscheint, wenigstens hier, nie hören lassen." Nachdem er auf diese Weise sich eine Zeit lang und immer lauter ausgesprochen hatte, beruhigte er sich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben," sagte er ernsthaft, „Sie wissen ja, daß solche Ungereimtheiten mir unausstehlich sind; Sie haben mich verlockt zu vergessen, was ich den Damen schuldig bin." — Er faßte sich nun ganz, wandte sich

entschuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Gespräch an, erhob sich aber bald, entfernte sich und man sahe es ihm wohl an, daß er tief verletzt war, und in der Einsamkeit Beruhigung suchte. Werner war wie vernichtet.

Riemer war, während ich früher mit Göthe lebte, noch nicht mit diesem in Berührung getreten. Er war als Hauslehrer der Kinder von Wilhelm v. Humboldt in Italien gewesen, und seine Verbindung mit Göthe, fing, wenn ich nicht irre, im Jahre 1806 an; ich lernte ihn aber erst jetzt kennen. Kurz nach aufgehobener Tafel trat ich bei Göthe ein, der völlig ruhig und heiter den Auftritt bei der Tafel ganz vergessen zu haben schien und mit belehrender Ausführlichkeit, wie er sie liebte, einige optische Phänomene darstellte und erläuterte. Als ich mich von ihm trennte, wartete Riemer auf mich, er wünschte mich zu sprechen und führte mich in seine Wohnung. Hier fing er nun an, über den von mir erlebten Auftritt zu sprechen. „Was Sie gesehen haben," sagte er, „ist in diesem Hause so selten, daß ich mich kaum erinnere, etwas Aehnliches erlebt zu haben." Ich versicherte ihn, daß ich, eilf Jahre früher, als ich Göthe, der damals noch so viel

jünger war, oft sah, etwas Aehnliches nicht allein nicht gesehen, sondern auch nicht einmal für möglich gehalten hätte." Er fuhr fort: „Sie wissen, wie man sich mit Göthe beschäftiget, wie seine Aeußerungen und Alles, selbst das Kleinste, was man von ihm erfährt, ein Gegenstand der Tagesblätter wird. Ich muß Sie nun recht sehr bitten, ein ähnliches Besprechen der heutigen Begebenheit in solchen Blättern nicht zu veranlassen." Meine erste Empfindung war, ich gestehe es, eine Art von Entrüstung. „Ich darf," sagte ich, „nicht voraussetzen, daß Sie je Etwas von mir erfahren haben; wäre das der Fall gewesen, so würden sie diese Bitte als gänzlich überflüssig betrachten; so wichtig der heutige Tag mir auch persönlich ist, so lieb es mir gewesen ist, erlebt zu haben, in welchen großartigen Zorn der herrliche Mann gerathen kann, wenn er die widerwärtigen geistigen Krankheiten der Zeit entdeckt, so können Sie sich doch völlig beruhigen. Ich habe an dieser fliegenden Literatur nie Theil genommen, ich stehe mit keinem einzigen Blatt in irgend einer Verbindung, aber ich begreife Ihre Furcht und finde sie sehr natürlich."

Ich hatte versprochen, den Nachmittag bei der als

Schriftstellerin bekannten und beliebten Madame Schopenhauer zuzubringen. Ich fand da, außer meiner Frau und der Familie Frommann, einige Herren und Damen aus der Stadt. Der Auftritt bei der Tafel war der einzige Gegenstand unseres Gesprächs. Ein bedeutendes und Gefahr drohendes politisches Ereigniß konnte keine größere Aufregung hervorrufen. Ich glaubte mich an den Hof Ludwig des Vierzehnten versetzt, Göthe's Haus erschien mir als der Palast eines mächtigen Königs, dessen zornige Aeußerung, von den bedeutendsten Folgen, die ganze Umgebung besorgt machte und in heftige Bewegung versetzte. Auch Werner, der unglückliche Gegenstand der großen Ungnade, erschien, und man zeigte ihm die größte, wenngleich mit einiger Scheu und Furcht verbundene Theilnahme.

Es war der letzte Tag im Jahre; in Weimar fand der gewöhnliche Ball, den der Großherzog und seine Gemahlin mit ihrer Gegenwart beehrten, statt. Ich erinnerte mich mit Vergnügen der frühern Neujahrsnacht, die ich mit Göthe erlebt hatte. Diesmal erschien er nicht, wohl aber seine Frau und Werner. Dieser konnte den Mittag nicht vergessen, er war noch immer sichtlich erschüttert,

und ich war nicht wenig erstaunt, als ich erfuhr, welchen Eindruck Göthe's Zorn auf ihn, dessen Neigung zum Katholicismus schon damals Gegenstand des Gesprächs war, gemacht hatte. „Der Alte„, sagte er mir, „hat doch recht, ich werde mich vor ähnlichen Aeußerungen in der Zukunft hüten.„ „Wie," rief ich überrascht, „Sie, der eifrige Christ, können so schnell umgewandelt werden, können den Aeußerungen des alten Heiden irgend eine Bedeutung geben?"

Obgleich nun diese ganze Begebenheit mir etwas Seltsames, ja fast Komisches hatte, so muß ich doch bekennen, daß diese souveräne Gewalt, die ein mächtiger Geist auf seine Umgebung ausübte, mir nicht bloß merkwürdig, sondern auch achtungswürdig und bedeutungsvoll erschien. In der That hinter dem scheinbar Geringen verbarg sich etwas Großes und Feierliches, etwas geschichtlich Mächtiges, was ich wohl zu schätzen wußte.

Jetzt also im Sommer des Jahres 1811 besuchte ich nun wieder Frommann in Jena, meinen theuern Freund, und Göthe in Weimar, mit der Aussicht, künftig in größerer Entfernung von ihnen zu leben. Ich konnte nur einige Tage in beiden Städten zubringen.

Die etwas heftige Scene, die Oehlenschläger hervorrief als er aus Italien kommend, Weimar besuchte, und von Göthe Abschied nahm, hatte kurz vorher stattgefunden. Oehlenschläger war unmittelbar aus Weimar nach Halle gekommen und noch von dem, was er dort erlebt hatte, heftig bewegt. Der ganze Vorfall ist von diesem Dichter selbst in seinem Leben erzählt und von Riemer in seinem bekannten Werke über Göthe fast als ein bedeutendes Ereigniß seines Lebens behandelt. Ich, der ich meinen Freund so genau kannte, fand die Sache höchst natürlich, konnte mir aber auch die Ueberraschung und Verlegenheit des alten Dichters, der gewohnt war, als ein Herrscher, dem man sich nur mit Scheu und Furcht näherte, behandelt zu werden, gar wohl denken. Bei der Erzählung Oehlenschlägers kam mir die Sache sehr lustig vor und ich mußte lachen; jetzt, als ich nach der Tafel mit Göthe in dem kleinen Garten hinter seinem Hause mich unterhielt, sprach er zwar von jener wunderbaren Umarmung und zornigen Aeußerung des leidenschaftlichen Dichters, aber höchst ruhig und milde. Er wußte Oehlenschläger zu schätzen, aber seine Tragödie Correggio, die er vorlesen, Göthe aber nicht hören, sondern

selbst lesen wollte, hatte bekanntlich die Empfindlichkeit des Dichters veranlaßt. Göthe theilte meine Ansicht. Dieses Stück hat einige Zeit hindurch ein großes Aufsehen gemacht; es ist in Wien und Berlin mit stürmischem Applaus aufgeführt worden. Link, der berühmte Naturforscher, versicherte mich, einer solchen Aufführung in Wien beigewohnt zu haben, die an die vergangenen Tage der überschwänglichen Rührung durch Kotzebue's Menschenhaß und Reue, erinnerte.

Ich gestehe, daß einige gelungene Scenen in dieser Tragödie vorkommen, das ganze Drama aber ist doch ein mißlungenes zu nennen, und mein Freund muß mir erlauben, meinen Tadel auszusprechen, obgleich ich weiß, daß es ihm geht, wie oft den Müttern mit geistig oder körperlich verwahrlosten Kindern, die sie nicht selten den rüstigsten und begabtesten vorziehen. Diese Zuneigung beweist, wie der Instinkt mächtiger ist, als die Beurtheilung. Es ist eine innere, tiefversteckte Ueberzeugung von der Schwäche des Gegenstandes. Damit das Gleichgewicht herauskomme, fordert die Natur, die hier mit einer innern Nothwendigkeit herrscht, daß die größere Intensität der Liebe

ersetzen soll, was dem Gegenstande fehlt. Die sentimentale Bekränzungsscene durch Cölestina scheint mir eines Dichters, wie Oehlenschläger, unwürdig, und das Hinsterben des Helden unter der Last des Kupfergeldes, historisch falsch, hätte, selbst wenn sie wahr wäre, nicht in einem Drama benutzt werden sollen. Die Thorheit liegt zu nahe, denn es muß einem Jeden einleuchten, daß der Tod verhindert werden konnte durch eine Umsetzung des Geldes.

Dieses Gespräch mit Göthe dauerte lange. Es berührte frühere Zeiten und mancherlei Gegenstände. Auch an Werner wurde erinnert, und zwar an den großen Mineralogen sowohl, als an den Dichter.

Der „Luther" des Dichters war mir von jeher zuwider; der „23ste Februar" ist dagegen, verglichen mit den Müllnerschen Monstrositäten, die durch dieses Drama veranlaßt wurden, durch die Einfachheit und Macht der Motive höchst lobenswerth. Noch immer war Göthe gegen Werner etwas eingenommen, und es ist nicht zu leugnen, daß, wenn dieser seine Weihe der Kraft als eine Armseligkeit betrachtete, und sich entschloß, die Unkraft zu weihen, und deshalb nicht zu tadeln war, die letztere Weihe wenig-

stens nicht so armselig und unkräftig hätte stattfinden dürfen.

Desto heiterer war die Erinnerung an den herrlichen, in seiner abgeschlossenen Eigenthümlichkeit tiefen und von Hause aus frischen und gesunden zweiten Werner, dem ich so viel verdankte, der mir noch immer als ein Glanzpunkt meines frühern glücklichen Daseins erschien. Göthe liebte und schätzte ihn, er freute sich, ihn so oft in Karlsbad zu treffen, und suchte ihn gegen seine immer mächtiger werdenden Gegner zu vertheidigen. Es war aber auch von vielem Anderem die Rede. Ich erinnere mich mit Freude der Zuneigung, die er für Schelling zeigte. „Ich kann ihm nicht ganz folgen," sagte er, „aber es ist mir klar, er ist bestimmt, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten."

Göthe, diese imponirende Gestalt, jetzt schon im hohen Alter, schien durch seine ruhige gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung seines gewaltigen Daseins in einen mächtigen Moment zusammenzufassen; er war damals 62 Jahr alt. Die bevorstehende Trennung erschütterte mich, aber der ernsthafte Mann gebot Ruhe; mein Schmerz war stumm, ich verneigte

mich und verließ ihn. Er lebte nachher noch fast 20 Jahre, aber ich sah ihn damals zum letzten Mal.

Noch stand mir eine in mancherlei Rücksicht für mich wichtige Reise bevor. Es war nothwendig, daß ich von Halle aus, in den Angelegenheiten meiner neuen Anstellung, nach Berlin reiste. Es war der berühmte heiße Sommer, der noch nicht vergessen, und durch seinen mächtigen Kometen auf eine so merkwürdige Weise verewigt ist. Man kann nicht leugnen, daß fast unwillkürlich, aller astronomischen Aufklärung zum Trotz, sich eine Neigung, dem Kometen eine geschichtliche Bedeutung zuzuschreiben, aufdrängt. Wenn damals der Komet mit seinem mächtigen Schweif auf dem fast immer wolkenlosen, klaren Himmel, durch Größe und Glanz, nächtlich wie ein verhängnißvolles Zeichen aus den unendlichen Räumen des Universums hervortretend, alle übrigen Himmelskörper verdunkelte, schien er wie ein Verkündiger des unerbittlichen Fatums, welches alles sinnliche Dasein schonungslos umklammert, zur Geburt hervorruft, spielend eine Zeitlang

gewähren läßt, um es dann zu vernichten, Schauder zu erregen. Und ich habe, seit ich diesen Kometen monatelang alle Nacht drohend am Himmel sah, nie glauben können, daß das tiefe bange Gefühl, von welchem das Menschengeschlecht, so weit die Erinnerung reicht, ergriffen ward, ein falsches wäre, wenn auch die Wahrheit desselben eine unergründliche, und jede versuchte Deutung als eine kleinliche erscheint. Und doch liegt uns jetzt die Deutung so nahe; waffneten sich doch damals schon die siegreichen Schaaren einer barbarischen Uebercultur, angeführt von dem modernen Dschingiskhan, die, wo sie hinkamen, Völker und Reiche zertraten, in einer, den Völkerzügen des Mittelalters entgegengesetzten Richtung, von Westen nach Osten, um dem züchtigenden Gottesgerichte im fernen Osten zu unterliegen, wie die früheren Schaaren das ihrige in Westen fanden.

Freilich war der Eindruck, den die Erscheinung des Kometen auf das Volk in Halle machte, ein anderer. Halle war durch Reil ein Badeort geworden, die Weimarer Truppe, anstatt wie sonst in Lauchstädt zu spielen, kam nach Halle. Die eben vor dem Kriege eingerichtete Universitätskirche, in welcher ich Schleier=

macher hatte predigen hören, war von den Franzosen als Heumagazin benutzt. Im Sommer 1811 ward sie zum Theater eingerichtet, und ich hatte das große Vergnügen, hier Hamlet durch Wolf dargestellt zu sehen. Es war mir um desto interessanter, weil das Spiel mich lebhaft, ja für die Unbefangenheit und Natürlichkeit der Darstellung nur zu sehr an Wilhelm Meister erinnerte. Unvergeßlich aber ist mir die Aufführung von Göthe's Egmont gewesen. Wolf als Egmont, seine Frau als Klärchen, erinnern mich an das Trefflichste, was ich je auf der Bühne sah. Ich freute mich, die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Künstlerpaars zu machen.

So groß nun auch dieser Genuß war und so sehr ich ihn zu schätzen wußte, so konnte ich doch nicht die Stunden tiefer Andacht, die mir in dieser Kirche geworden waren, vergessen; und ich fand mich allerdings verletzt durch die gegenwärtige Benutzung derselben. Es war ein Gefühl, welches ich mit dem Volke theilte; ich vernahm darüber eine Aeußerung, die seltsam genug war. Die Schauspielergesellschaft hatte Halle verlassen. Während der Theater-Saison drohte der Komet von dem dunkeln heißen Himmel herunter,

blieb aber noch nächtlich sichtbar, während das Theater öde und verschlossen dastand. „Wie ist das?" hörte ich ein Weib zum andern sagen, „die Komödianten sind weg, und der Komödien-Stern ist noch immer da?"

Auf eine Weise von der trockenen Hitze angegriffen, die mir fast die Besinnung zu rauben drohte, kam ich nach Berlin, und wohnte bei Reimer. Wie ganz anders fand ich Berlin jetzt, als fünf Jahre früher in den Tagen der frischen und damals hoffnungsvollen Begeisterung?

Zwar dasjenige Institut, welches mir das nächste war, die Universität, wurde mit Hoffnungen errichtet, die in der That groß waren. In dem glänzendsten Theile der Stadt, ausgezeichnet unter den mächtigen Gebäuden, die sich hier, wie in keiner andern Stadt zusammendrängen, liegt das Gebäude der Universität, als sollte es durch diese Lage die hohe Bedeutung wissenschaftlicher Bildung für den Staat andeuten, der äußerlich dem Druck und der Schmach

unterliegend, dennoch den innersten Kern eines zukünftigen frischen, ja mächtigen Lebens in sich bewahrte. Die naturwissenschaftlichen Institute hatten schon vom Anfange an einen Reichthum und ein Ansehen, welches auf die zukünftige große Bedeutung derselben hinwies. Der botanische Garten vor der Stadt hatte einen großen wissenschaftlichen Ruf, und in den letzteren Jahren war dieser durch Wildenow noch gestiegen. Dr. Gersheim in Dresden, ein vertrauter Freund des berühmten Pallas, besaß eine Sammlung von Korallen, die damals zu den ausgezeichnetsten gehörte. Er bot sie der sächsischen Regierung zum Verkauf an; diese setzte einen so geringen Preis, daß er verdrießlich erklärte: er würde, wenn eine Universität in Berlin errichtet werden sollte, seine Sammlung ihr schenken. Graf Hofmannsegg hielt sich in Berlin auf, und hatte einen Entomologen nach Brasilien gesandt, um für ihn zu sammeln. Durch diesen erhielt er Säugethier- und Vogelbälge, die er ebenfalls schenkte. So lebhaft war das Interesse für die eben begründete Universität, daß Jedermann gern die bedeutendsten Opfer brachte. Auf der Kunstkammer fand man die Fische des verstorbenen Bloch, die

Krebse, die Herbst hinterließ; beide Sammlungen durch die Schriften dieser Männer berühmt. Als Graf Hofmannsegg zum zweitenmale eine bedeutendere Sendung Thierbälge erhielt, glaubte er für dieses Geschenk einige Bedingungen festsetzen zu können. So ward Illiger aus Braunschweig Mitglied der Akademie und Director der Sammlung. Lichtenstein war eben vom Cap zurückgekommen und ward als Gehülfe bei dem Ordnen des anfangenden Museums dem Illiger zugetheilt, und da die schwache Gesundheit des letztern ihn nöthigte, seinem Gehülfen manche Geschäfte zu übertragen, so wuchsen seine Kenntnisse mit den zuströmenden Gegenständen, und seine großen Verdienste als Zoolog standen mit der später unter seinen Händen wachsenden Bedeutung des zoologischen Museums in gleichem Verhältniß. Bekanntlich haben beide eine europäische Celebrität erlangt. Die Mineraliensammlung des Berginstituts war, wenn auch nicht für die Vorträge hinreichend, so doch in vielen Richtungen ungemein reich; Karsten hatte ein nicht unbedeutendes Mineralienkabinet und besonders eine geographisch geordnete Reihefolge von Gebirgsarten der Universität überlassen, und der Ansicht, die als Regel galt, daß die Di-

rectoren der verschiedenen Institute nicht eigene Sammlungen besitzen durften, folgend, hatte man die, besonders für die Krystallographie reiche Sammlung des Professor Weiß, der zugleich berufen wurde, gekauft. Der erste officielle Auftrag, den ich als berufener preußischer Lehrer erhielt, war der, daß ich mich noch von Halle aus nach Leipzig begeben mußte, um dort das Mineralienkabinet des Weiß zu untersuchen und über dessen Werth zu berichten. Es waren mir unvergeßliche Tage, die ich mit diesem meinem Freunde zubrachte, mir auch in wissenschaftlicher Rücksicht höchst wichtig. Werner hatte Weiß für seinen besten Schüler erklärt; er betrachtete ihn als den Fortsetzer und Vollbringer dessen, was er begonnen hatte, und in sofern die geschichtlichen Fortschritte der Wissenschaft es erlaubten, muß man ihn als einen solchen betrachten. In der Geognosie konnte er freilich den mächtigen Umschwung der Wissenschaft, der die Wernersche, doch in mancher Rücksicht beschränkte Theorie verdrängte, nicht ableugnen, er mußte ihm folgen. Er ist der Begründer der schärfern Krystallographie in Deutschland, aber in der Oryktognosie weiß er auch Werners Verdienste zu schätzen, und seine zarteren

Unterschiede, durch eine streng bezeichnete Terminologie unterstützt, mehr als irgend ein anderer Mineralog zu benutzen. Werner vermachte ihm nach seinem Tode den Ring, den er immer getragen hatte, mit einem Diamanten von seltenem Werth geschmückt. Weiß hat Recht, wenn er dieses Geschenk des Sterbenden als einen Orden, den höchsten, den er erhalten konnte, betrachtet.

Die anatomische Präparatensammlung Walthers bildete die Grundlage der jetzt so bedeutenden und für die Wissenschaft wichtigen, die unter Joh. Müller blüht.

Es war nicht bloß darauf abgesehen, dürftige Sammlungen für den Unterricht anzulegen, sie sollten im größten Styl der wissenschaftlichen Entwickelung der Zeit nicht nur fortschreiten, sondern diese fördern. Seminarien für Theologen und Philologen wurden gegründet. Die große Königliche Bibliothek forderte zwar in vielen Richtungen eine bedeutende Erweiterung und Vervollständigung, bot aber jetzt schon den Gelehrten seltene Schätze für die gründlichsten Untersuchungen. Die erste Vorlesung über das Nibelungen-Lied, von Herr v. d. Hagen, ward veranlaßt

durch den Wunsch, den vaterländischen Sinn zu stärken, und bei dieser Gelegenheit für immer in den Kreis der Vorträge preußischer Universitäten hineingezogen.

Am drei und zwanzigsten December 1809 ward die Königliche Kabinetsordre, welche die Errichtung der Universität befahl, unterzeichnet. Den neunten September 1810 ward sie feierlich eröffnet. Männer von großem Ruf glänzten schon bei der ersten Errichtung in allen Fakultäten. Schleiermacher vor Allen in der theologischen. Es gibt keinen, der wie er die Gesinnung der Einwohner hob und regelte, und in allen Klassen eine nationale, eine religiöse, eine tiefere geistige Ansicht verbreitete. Berlin ward durch ihn wie umgewandelt und würde sich nach Verlauf einiger Jahre in seiner frühern Oberflächlichkeit selbst kaum wieder erkannt haben. Was ihm den großen Einfluß verschaffte, war dieses: daß er Christ war im edlen Sinne, fester unerschütterlicher Bürger, in der bedenklichsten Zeit kühn mit den Kühnsten verbunden, rein Mensch in der tiefsten Bedeutung des Worts, und doch als Gelehrter streng, klar, entschieden. Die Kinder strömten zu seinem Unterricht, Frauen und Männer aus

allen Klassen hingen ihm an. Sein Entschluß, sich für das schmachvoll gedrückte Vaterland zu opfern, hatte damals eine ansteckende Gewalt, und unterhielt die kühne Gesinnung, die entschlossen war, nicht bloß bessere Zeiten unthätig zu erwarten, sondern auch, wo sich die Gelegenheit darbot, durch die That herbeizuführen. Sein mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist war einem kühnen Heere gleich in der trübsten Zeit. Denn die Kräfte, die er in Bewegung setzte, waren keine vereinzelten, beschränkter Art, es waren die tiefsten und edelsten des ganzen Menschen in der höchsten, Alle durchdringenden Einheit. So fand ich meinen Freund, als er eine Laufbahn anfing, deren Werth zu schätzen nur derjenige vermag, der sie anzuerkennen weiß.

Savigny, von Landshut nach Berlin berufen, hob die juridische Fakultät. Schon damals der Begründer einer neuen Juristenschule, die trotz aller Angriffe immer mächtiger wurde. Reils Name und Celebrität verschaffte der medicinischen Fakultät einen ausgezeichneten Ruf, und bei einer neu errichteten Universität konnte keine Acquisition glücklicher sein. Unternehmend wie er war fortdauernd mit großen Plänen be-

schäftigt, duldete er in seiner Nähe keine müßige Ruhe, und selbst, wo man ihn heftig bekämpfte, ward der Kampf für die heranwachsende Universität heilsam. Auch durch Hufeland's Verdienste gewann die Fakultät an Glanz.

Unter den Philosophen war Fichte, wenn er auch viele Gegner fand und finden mußte, doch von großem Einfluß. Seine Gesinnung, ja selbst seine abgeschlossene scharfe Eigenthümlichkeit bildete einen festen Haltpunkt, und durch seine rücksichtslose nationale Kühnheit gewann er viele Menschen, von denen er wissenschaftlich getrennt war; ja er hatte schon den Grund gelegt zu einer Ansicht des Lebens, die in einer schwankenden Zeit, wie die damalige, eine große geschichtliche Bedeutung erhielt. Die Verwirrung, in welche die religiöse und wissenschaftliche wie die bürgerliche Existenz gerathen war, mußte einen Jeden zu der Einsicht führen, wie nothwendig es war, sich vor Allem in sich zu fassen und zu bestimmen, und der Mann, welcher berufen war, einen großen, Alles leitenden Gedanken kühn hervorzuheben als den absolut gebietenden, mußte als ein Herrscher anerkannt werden, auch wo er nicht verstanden ward.

Durch ihn ward in der That der Grund gelegt zu einem wunderbaren Entschluß, der davon ausging, wo möglich eine neue, treffliche Generation durch die Erziehung der Kinder hervorzurufen, die durch Pestalozzi schon früher in der Schweiz angefangen hatte und sich unter mancherlei Modificationen in Deutschland ausbreitete, bis sie durch die Jahn'schen Excesse den höchsten Gipfel erreichte. Die Wenigsten freilich ahneten den tiefen leitenden Gedanken, der diese wunderlichen Versuche beherrschte, die doch, wie sich nicht leugnen ließ, und wie ich später, als ich den Kampf mit ihnen zu bestehen hatte, ausführlicher zeigen werde, eine wirklich geschichtliche Bedeutung erhielten.

Fichte's schon lautgewordene Stellung gegen Schelling, die Art, wie er sich über mich und selbst in einem an mich gerichteten Briefe geäußert hatte, die Einsicht, daß wir uns durchaus fremd waren und daß ich mit meinem innigen Naturleben nie von ihm verstanden werden konnte, hielt mich von ihm entfernt. Böckh und Bekker waren als Philologen berufen. Es ist bekannt, wie sehr der letztere durch seine tiefen stillen Studien die Wissenschaft gefördert hat, wie viel der erstere, der schon damals als Philolog einen gro=

ßen Ruf erlangt hatte, indem er das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auffaßte, dazu beitrug, das Studium der alten Welt in ihrer schönsten Blüthe zu beleben und zu fördern. Den 15. October 1810 fingen die ersten Vorlesungen an.

Noch nie war eine Universität gleich von ihrer ersten Stiftung an glanzvoller hervorgetreten, noch nie die Idee der Begründung eines großen wissenschaftlichen Instituts großartiger aufgefaßt. Man hat mit Recht in der Geschichte die Stiftung der Universität Göttingen im Anfange des vorigen Jahrhunderts als die gelungenste Unternehmung ihrer Art genannt, und v. Münchhausen ist nach Verdienst dadurch unsterblich geworden. Aber die Aufgabe war in einer ruhigen, mit sich selber zufriedenen Zeit eine viel einfachere. Die ausgezeichneten Gelehrten waren in anerkanntem und wenig bestrittenem Besitz ihres einmal erworbenen Rufs, die Wahl der Lehrer also weniger schwierig. Ein reiches Land bot in einer im Ganzen friedlichen Zeit ohne Schwierigkeit die Mittel dar, und der König von England, als Herrscher des Landes, stand als der große Beschützer und Gönner im Hintergrunde. In Berlin aber trat ein Institut mit überraschendem

Glanz hervor, als alle Stützen des Staates eingestürzt schienen, und aus einer unsäglichen Armuth floß wunderbarer Weise die reiche Quelle der Bildung derselben. Ich habe nie eine Klage vernommen über die Summen, die so durch eine große Anstrengung errungen und angewandt wurden.

Einen bedeutenden Vortheil hatte die Universität durch ihre Verbindung mit der Akademie. Es wurde gleich festgesetzt, daß die Mitglieder der Akademie als solche zwar nicht die Verpflichtung, wohl aber das Recht hätten, Vorträge zu halten. Dieses Institut ward selbst durch die Universität neu belebt. Der berühmte Niebuhr, nachdem er ein Paar Jahre hindurch auf die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, besonders die finanziellen, einen großen Einfluß gehabt hatte, zog sich unzufrieden zurück und trat als Lehrer bei der Universität auf.

Wie verschieden, ja widerstreitend auch die Ansichten der Lehrer sein mochten, so liegt doch in der Macht des frischen zuversichtlichen Anfanges unter so bedenklichen Verhältnissen eine vereinigende Kraft, die alle Differenzen überwindet. Wie glücklich sich Niebuhr in dem vertraulichen Umgange mit den Gelehrten seines

Fachs fühlte, mit welchem Eifer er sich den Studien zu seinem klassischen Werke über die römische Geschichte nach langer Unterbrechung hingab, weiß man aus seinen interessanten Briefen. Die Philologen, irre ich nicht, durch Schleiermacher dazu veranlaßt, bildeten eine Vereinigung, die zu der späteren durch Oken gestifteten, alle Welt in sich aufnehmenden, in einem merkwürdigen Gegensatze stand. Sie war durchaus freundschaftlicher Art, man beschäftigte sich in den stillen geräuschlosen Zusammenkünften mit einem griechischen Schriftsteller, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß diese ruhigen Zusammenkünfte bedeutender Männer auch für die Wissenschaft Früchte getragen haben. Man würde sich sehr irren, wenn man mir die Absicht zuschriebe, die Versammlung der Naturforscher, die in allen Ländern Europa's Eingang gefunden hat, tadeln zu wollen. In der entgegengesetzten Richtung haben beide ihren eigenthümlichen Werth.

Daß diese Schilderung des Beginnens der Universität günstiger und glänzender ausgefallen ist, als sie sollte, daran zweifle ich keineswegs, aber ich schreibe die Geschichte dessen, was ich erlebte, und also auch, wie ich es erlebte, und daß ich mit meiner ganzen

Seele mich an die Hoffnungen, die mit der Universität zu blühen begannen, anschloß, ist begreiflich, so sehr ich auch bedauerte, an ihrer Thätigkeit nicht theilnehmen zu können. Wenn ich Wolf, Horkel, mit diesen vor Allen Reil und Schleiermacher hier fand, kam ich mir freilich fast wie ein Ausgeschlossener, ja wie ein Verbannter vor, und dennoch war meine Freude rein und meine Hoffnung stark.

Ich bedurfte einer solchen Stütze, denn die Lage des preußischen Staats, seine Verhältnisse nach außen traten mir in grenzenloser Verwirrung entgegen. Gneisenau und Scharnhorst waren nicht in Berlin. Der erstere wurde, wie ich aus seiner Correspondenz schließen muß, eben nach Berlin berufen, während ich mich hier aufhielt. Unter den Freunden und Bekannten, die ich traf, sah ich eine grelle Mischung von Furchtsamen und Tollkühnen, ja die meisten schienen selbst abwechselnd von den ungegründetsten Hoffnungen und von verzweiflungsvoller Angst ergriffen. Bei diesen

allen herrschte dennoch ein gespanntes Leben in schnellen, gewaltsamen Oscillationen. Leider war aber die Zahl derer nicht gering, die mit einer Art stumpfer Resignation sich der Zukunft hingaben, und da eine jede uns vorschwebende Zukunft, wie gering und armselig sie auch sein mag, doch irgend eine Aussicht zur Erhaltung des Daseins in sich schließt, so bildete sich wohl, wenn auch nur unklar, die Hoffnung, uns durch ein Anschließen an die herrschende Gewalt ein besseres Loos vorzubereiten. Wer konnte leugnen, daß dem kalt Reflektirenden alle Hoffnung grundlos und chimärisch erscheinen mußte. Nur eine Fülle keimenden Lebens, die sich ihrer eigenen Kraft bewußt war, nur eine jugendliche Begeisterung, die oft eben da, wo Alles verloren scheint, auch im höheren Alter sich zu entwickeln vermag, und deren ganze Zukunft als eine innerliche Unergründlichkeit erscheint, der sich auf eine nie zu berechnende, ja überraschende Weise die ungünstigsten Umstände fügen müssen, kann die Hoffnung in solchen trüben Zeiten fest halten. Wo diese Begeisterung fehlt, wo alle Zukunft aus der kältesten Reflexion, aus dem Calcül, aus der Vergangenheit, wie sie als eine abgestorbene vor uns liegt, weil solche Menschen

eben keine wahre lebendige Gegenwart besitzen, entspringt, da erscheint jede Hoffnung als eine Thorheit. So bildete sich die Masse der Kritiker und der Spötter, die Menge der Klugen, die allerdings, wenn die damalige Lage zerlegt und so betrachtet wurde, Recht behielten. Die Enthusiasten boten diesen nicht selten Gelegenheit dar, sie entschieden zu besiegen. Mir gestaltete sich die ganze Anzahl derer, mit welchen ich in Berührung kam, als zwei lebendige Individuen; etwa als Osiris und Typhon in Aegypten, als Ormuzd und Ahriman zwischen Iran und Turan. Und dieser Gegensatz hatte so wenig eine persönliche Bedeutung im engeren Sinne, daß dieselbe Person oft schwankend, von jenen größeren Individualitäten beherrscht, bald die eine, bald die andere zu repräsentiren schien. Und in der That, wenn man sich der kalten Reflexion überließ, war wenig Hoffnung da. Die Spannung zwischen Frankreich und Rußland nahm immer mehr zu; es war einem jeden besser Unterrichteten klar, daß es Napoleons Absicht war, den Kaiser Alexander durchaus als ein fügsames Mittel für seine Pläne zu benutzen, daß er ihn, wie die übrigen unterjochten und gedrückten Fürsten, beherrschen wollte. Der Verdacht ge-

gen Rußland äußerte sich immer deutlicher, Alexanders Absicht, durch einen letzten Kampf die völlige Unterwerfung abzuwehren, immer klarer, und daß das, wie es schien, völlig waffenlose Preußen ein rettungsloses Opfer eines solchen Kampfes werden müsse, war nur zu wahrscheinlich, Wo große drohende Ereignisse eine Masse fortdauernd in Spannung halten, da bilden sich unvermeidlich mancherlei, auch lächerliche Gegensätze. Sie sind, im Ganzen betrachtet, keineswegs so trostlos, wie sie scheinen; sie liefern den Beweis, daß wirklich eine mächtige Masse in Bewegung gesetzt ist. Diese beträgt sich ihrer Natur gemäß, und das Lächerliche ist eben das, was oben auf liegt und dem oberflächlichen Kritiker am zugänglichsten ist. Wenn auch diese Thorheit in beiden eben genannten massenhaften Individualitäten zum Vorschein kam, so war sie doch auf der Seite des Ahriman seltener, und in ihren Aeußerungen trat das Lächerliche keineswegs auf eine so pikante Weise hervor, wie auf der Seite der Ormuzd-Diener. Ihre Urtheile waren seicht und albern, und konnten gering geschätzt, aber kaum belacht werden. Anders verhielt es sich mit einer bedeutenden Masse von Enthusiasten. Ein jeder von diesen

wollte den Staat retten, und daß diese Staatsretterei sich meistens höchst komisch ausnahm, ist leicht einzusehen. So war der Keim einer nationalen Kraft, die verborgene zurückgedrängte Energie eines Volkes, die bestimmt war, allen europäischen Verhältnissen eine andere Richtung zu geben, dem besonnenen Kritiker ein willkommener und siegreicher Gegenstand des Spottes. Daß ich zu den Enthusiasten gehörte, versteht sich von selbst.

Dennoch ängstigten mich die widersprechenden Aeußerungen und die Zeichen der Furcht in Berlin mehr als in Halle. Einzelne Gewaltthaten hatten stattgefunden. Hatte mich die Vertreibung des kühnen herrlichen Stein auch, wie ich sie in der Ferne vernahm, erschüttert, so machten einzelne geringere Ereignisse hier einen großen Eindruck; so die, wenigstens vorübergehende, gefahrvolle Inquisition, in deren Gewalt Schmalz gerieth.

Wie allgemein die Hoffnung einer besseren Zukunft des Staates erlahmt war, zeigte sich vor Allem durch den zum Erschrecken herabgesunkenen Werth der Häuser. Hier fand nun ein Fall statt, wo die Enthusiasten als die Klugen erschienen. Den Kritikern erschien ein

Häuserkauf, selbst für einen sehr geringen Preis, eine Thorheit. Viele haben den Grund zu einem bedeutenden Wohlstande durch eine solche vermeintliche Thorheit gelegt; unter diesen mein Freund und Verleger Reimer, der einen Palast kaufte. Was er dadurch erwarb, muß man als einen verdienten Lohn seiner unerschütterlichen und zuversichtlichen Gesinnung betrachten.

Es war eben eine Zeit, in welcher der König entschlossen schien, trotz aller Gefahr, sich an Rußland anzuschließen, wie ich aus der oft erwähnten Gneisenau'schen Correspondenz ersehe. Daß einige meiner Freunde diesen Entschluß kannten, muß ich voraussetzen. Schleiermacher lebte z. B. in dem innigsten Vertrauen mit den bedeutendsten Männern. Es war aber begreiflich, daß ein solcher Entschluß, sollte er irgend einen günstigen Erfolg haben, als ein tiefes Geheimniß bewahrt werden mußte. Erst später, als ich nach Halle zurückkam, erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf mein Leben. Je weniger ich aber von den kriegerischen Verhältnissen, von den geheimen Rüstungen erfuhr, destomehr vernahm ich von der herrschenden Verwirrung der inneren Angelegenheiten; ja

diese erschien mir, wahrscheinlich nach der Art, wie ich von ihr in Kenntniß gesetzt wurde, größer und gefährlicher, als sie in der That war.

Bei der gewaltsamen Auflösung so vieler Verhältnisse, bei der Nothwendigkeit, Manches ganz von neuem mit Beseitigung früherer zum Theil zerstörter Zustände anzufangen, bei der in vielen Richtungen sich hervordrängenden Noth, die schnelle Hülfe forderte, war es zu natürlich, daß man bei den Kundigen Rath suchte. Hardenberg berief Deputirte aus den verschiedenen Provinzen, die eine Art Reichsstände bildeten, um mit ihnen sich zu berathen. Ich hörte die Namen: Graf Dohna, v. Schuckmann, v. Altenstein, Niebuhr, Stägemann, Scharrnweber, v. Bärensprung und viele Andere nennen. Mein Freund, der Regierungsrath v. Raumer, der Bruder meines zukünftigen Schwagers, stand eben damals in der höchsten Gunst bei Hardenberg und erlebte den Blüthepunkt seines in der That mächtigen Einflusses. Was die Verwirrung, wie sie mir erschien, vermehrte, war nun auch die Macht freierer Ansichten, die sich aufdrängten und nicht abzuweisen waren. In diesem Sinne hatte Stein schon Manches gethan, um den

verschiedenen Ständen eine selbständigere Stellung zu verschaffen. Die Städteordnung z. B. entwickelte einen selbständigen Bürgerstand, der die eigenen Angelegenheiten mit einer Freiheit leitete, die man selbst in constitutionellen Staaten, wie in Frankreich, bis zu diesem Augenblicke nicht kennt. Da entstand die Aufgabe, einen freien Bauernstand ebenfalls zu schaffen. Die Ablösung der Bauern ward jetzt eine Nothwendigkeit, die sich nicht mehr abweisen ließ. Daß solche Unternehmung, die man schnell und entschieden einzuführen suchte, wohl auch mit der Hoffnung, dadurch die Bauern selbst für große Opfer und eine entschiedene nationale Gesinnung zu gewinnen, stattfand, ist wenigstens zu vermuthen. Aber die Ausführung solcher Pläne war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, und um diesen Knoten, statt ihn zu lösen, durchzuhauen, hörte man die seltsamsten Vorschläge. So z. B. einen durchschnittlich gleichförmigen Preis, der bei der Ablösung von allen Bauern des Landes zu zahlen wäre. Nun hing aber das wirklich mittlere Maaß dieses Preises durchaus von lokalen Verhältnissen ab. In einer Gegend würde der Gutsbesitzer einen höchst ungerechten Vortheil erlangt haben, in einer

andern durch die Bauern ruinirt worden sein. Solche Vorschläge zogen indessen, wo alle Verhältnisse so schwankend waren, wo so viel Neues entstehen sollte, durch ihre Einfachheit an, und wenn ihre Ausführung auch unmöglich war, so erzeugten sie doch einen gefährlichen Zwiespalt unter den Berathenden, und hemmten die Ausführung zweckmäßiger Pläne, die freilich mühsamer war.

Aus mancherlei Gründen schlugen bedrängte Gutsbesitzer vor, in dieser unglücklichen Zeit die hypothekarischen Gläubiger als Mitbesitzer zu betrachten und deshalb die Zinsen herabzusetzen. Eine Ansicht, gegen welche diese Herren in einer günstigeren Zeit wohl selbst am heftigsten opponiren würden.

Die Aufhebung der Klöster fand in dieser Zeit statt; man konnte voraussetzen, daß dieser Entschluß, dem damaligen Geiste der Zeit gemäß, sehr nahe lag. Er selbst fand nicht allein bei den Katholiken, sondern durch die Art, wie er ausgeführt wurde, auch bei den Protestanten, vielen Widerstand. Man hat die Erfindung dieses Projekts, mit hartem Tadel, bald Diesem, bald Jenem zugeschrieben; aber mit Unrecht. Weder allgemeine Prinzipien der Zeit,

noch der Einfluß irgend eines Mannes veranlaßte die Säcularisation der Klöster, sondern lediglich der Rath Napoleons, der einem Befehle gleich war. Man wollte bedeutende Summen auf eine geheime Ausrüstung verwenden; großartig war die Absicht, in der bedrängtesten Lage zwei neue Universitäten zu errichten, und nun wurden die Millionen, auf welche Napoleon, vermöge des Friedenstraktats Anspruch machte, immer heftiger, ja zuletzt drohend eingefordert. Zwar waren die Summen, die England im Stillen auf die Bewaffnung und Aufregung des Landes verwandte, nicht klein, aber man war um so mehr in einer immer steigenden Verlegenheit, da die verschiedensten Finanzpläne sich durchkreuzten und man zu keinem Entschluß kommen konnte. Vergebens wandte man sich an Napoleon, um eine mögliche Herabsetzung der Summen, oder wenigstens eine Verlängerung der Termine zu erhalten. Beides war durchaus nicht zu erlangen. Traktatwidrig vermehrte er die Zahl der Truppen, die das Land besetzten, nahm eine immer drohendere Stellung gegen Rußland, und eben deshalb eine immer gefährlichere für Preußen an, und hielt fortdauernd Festungen besetzt, die er längst geräumt haben sollte. Aber

so leicht er es mit den eigenen Verpflichtungen nahm, so wenig war es seine Absicht, irgend eine Forderung fallen zu lassen. Offenbar wollte er die Verlegenheit der Regieruug immermehr steigern, er wollte sie, wo möglich, zur Verzweiflung bringen, damit sie sich ihm bei dem bevorstehenden Kriege unbedingt hingeben müsse. Als man ihm nun bei der Lage des Landes die Unmöglichkeit der Aufbringung bedeutender Summen dringend vorstellte, antwortete er mit einer Art von Erstaunen: daß sie ja noch im Besitze einer Menge von Klöstern wären. In seinem eigenen Lande, obgleich es katholisch sei, wären alle Klöster säkularisirt; in den katholischen Ländern Deutschlands fange man an, diese Quelle neuer Einkünfte sich zu eröffnen; um so weniger könne ein protestantisches Land sich bedenken, wenn keine andere Mittel sich darböten. Diesem Wunsche oder vielmehr Befehle des Siegers mußte man sich fügen. Daß bei der Ausführung manches Tadelnswerthe stattfand, kann nicht geleugnet werden. Einmal zur Aufhebung der Klöster entschlossen, wollte man diese Quelle ganz erschöpfen. In andern Ländern wurden wenigstens die Klöster, die sich der Erziehung oder der Krankenpflege widmeten, ge-

schont; jetzt wurde aber sogar vorgeschlagen, das Ursuliner-Nonnenkloster in Breslau, so wie die Klöster der barmherzigen Brüder und Schwestern, aufzuheben. Dieser Vorschlag ging glücklicher Weise nicht durch.

Es ist bekannt, welche Mühe man sich gibt, in unseren Tagen Institute für die Krankenpflege armer Männer und Frauen einzurichten; so sehr man auch die Aufopferung und freiwillige Hingebung, die, von einem erneuerten religiösen Leben aus, zum Vorschein kömmt, loben muß, so ist es doch noch nie gelungen, Institute zu errichten, die sich irgendwie mit den katholischen messen könnten. Die Klöster, die sich der Krankenpflege widmen, haben sich durch Jahrhunderte allmälig entwickelt; sie haben die innere Sicherheit einer geschichtlichen Entwickelung erlangt. Selbst was der Protestant mit Recht tadeln muß, daß die Wohlthätigkeit als ein Werk betrachtet wird, welches unmittelbar und in seiner Vereinzelung zur Seligkeit führt, hat hier das Erstaunenswertheste hervorgebracht. Man muß die bewundernswürdige Hingebung, mit welcher Männer und Frauen sich dem schwierigsten oft widerwärtigsten Geschäfte für das ganze Leben hingeben, preisen. Die ganze Vereinigung der Männer hier, der Frauen dort,

geht in dieser Hinopferung auf; es ist ein Alles assimilirendes Lebensprinzip der Verbündeten geworden, welches jede Bewegung hervorruft, leitet und mit der inneren Sicherheit einer Organisation ordnet. Selbst der protestantische Tadel tritt, diesen Instituten gegenüber, scheu zurück; denn er muß gestehen, daß dieses Werk der Liebe, die ganz für Andere lebt, der Reinheit der Gesinnung, die aus dem lebendigen Glauben hervorgehen soll und allen Protestanten als das Wünschenswertheste erscheinen muß, hier dem Höchsten und Reinsten zu nahe liegt, um abgewiesen werden zu können. Die protestantische Gesinnung, wir müssen es leider bekennen, wie sie aus dem tiefen Grunde des Alles beherrschenden Glaubens mit kindlicher Freiheit entspringen soll, hat noch nicht den festen Boden, die innere Sicherheit erlangt, die nothwendig ist, wenn etwas so Erstaunenswerthes sich erzeugen soll. Wir haben hier eine Erfahrung gemacht, die uns lehrreich erscheinen muß; wir sehen ein, warum Gott erlaubt hat, daß die katholische Kirche sich in ihrer Verirrung noch erhalten hat. Es ziemt sich, zu gestehen, daß sie schon seit Jahrhunderten Etwas erlangt hat, was uns bis dahin unerreichbar war. Denn nicht

bloß in den Klöstern würde eine solche Hingebung ihren Einfluß zeigen, sie würde auch, als ein mahnendes Muster für alle Welt, die Selbstsucht mildern, selbst in den härtesten Gemüthern, und wir müssen gestehen, daß sie in die weitesten, wie in die engsten Kreise, in der Staatsadministration wie in das stille Leben der Familie, mächtig eindringen würde, wenn sie nicht aus den Fesseln des bloßen Werkes, sondern aus der kindlichen Freiheit der gläubigen Gesinnung entspränge. Leugnen dürfen wir aber eben so wenig, daß hier, aus dem Werke, die verborgene Gewalt des Glaubens hervorleuchtet, wenn auch noch in der Werkthätigkeit gebunden, welche die vereinzelnden Schranken des bloßen Gesetzes nicht aufzuheben vermag, weil dem Gesetz die Bestätigung durch die freie Liebe fehlt. Dadurch geschieht es, daß es als ein Geschäft erscheint, das man an die verbündeten Männer und Frauen übertragen kann, dem man sich selbst aber entzieht. Die sich Hinopfernden stehen isolirt da, das Leben wechselseitiger Opferung bildet einen Stand, ein vereinzeltes Geschäft und ist nicht Weltreligion geworden.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, die sich mir unwillkürlich aufdrang.

In geordneten friedlichen Zeiten hat ein Jeder seinen bestimmten Standpunkt, von welchem aus er auf eine gebietende Weise thätig sein kann. Reichen seine Fähigkeiten und Einsichten weiter, und über die Grenzen seines Amtes, so kann er zwar durch heilsame Vorschläge nützlich werden, aber die Annahme, Beurtheilung und Ausführung derselben muß er Andern, höhern Behörden überlassen, und er weiß es. Es ist wohl möglich, daß er durch solche Rathschläge sich selbst den Weg zu einem höheren Wirkungskreise bahnen kann, aber es wird ihm nie einfallen, sich eine größere Gewalt zuzuschreiben oder anzumaßen, als er innerhalb seiner Schranken wirklich besitzt. Anders verhält es sich, wenn im Staate neue durchgreifende Einrichtungen getroffen und diese schnell ausgeführt werden sollen. Für diese passen die bestimmten Grenzen der Stellungen nicht immer; denjenigen, die man für die Fähigeren hält, muß man eine größere Gewalt gestatten; jenseits der niedergerissenen Schranken liegt aber eine Unbestimmtheit, die weder durch die höheren Behörden, noch durch die mächtiger gewordenen Beamten abgegrenzt werden kann. So erzeugt sich unvermeidlich ein Grenzenloses, und ein Jeder, der eine feste

Ueberzeugung erlangt hat, will sie auch in ihrem ganzen Umfange verwirklichen. Das Chaos solcher wechselseitiger Kämpfe lag jetzt vor mir, und die Lage Preußens schien mir bei dieser innern Verwirrung die trostloseste zu sein. Schon bei den geschichtlichen Darstellungen verworrener Epochen werden wir nicht selten in unseren Urtheilen irre geleitet. Innere Streitigkeiten, Niederlagen, Hungersnoth, ansteckende Krankheiten bilden dann in der Erzählung einen solchen grauenhaften Knäuel vernichtender Unglücksfälle, daß man alle Bürger des Staats wie von einer faulenden Gährung ergriffen glaubt. Alles, was erzählt wird, kann wahr sein, aber es wird einseitig in der Darstellung hervorgehoben und zusammengedrängt. Was in verschiedenen Zeiten stattfindet, was in einzelnen Gegenden herrscht, wird in einem Moment der Zeit und in einem engen Raume vereinigt; die lichten Punkte des Lebens, die sich auch in den unglücklichen Zeiten erhalten, werden verdrängt, ja der Geschichtschreiber hält nicht selten sein Werk dann am meisten gelungen, wenn diese gar nicht zum Vorschein kommen. Hat man nun das Glück, einen aus dem Volksleben in allen seinen Richtungen lebendig erzeugten großen

Dichter zu besitzen, so erstaunt man über den grellen Gegensatz seiner Darstellung mit den gründlichsten der Geschichtsforscher der nämlichen Zeit. Man vergleiche die Geschichtsbücher Spaniens aus der Lebensepoche des Cervantes, mit dem allgemeinen Leben in diesem Lande, wie es im Don Quixote dargestellt wird. Während meines Aufenthaltes in Berlin sah ich von außen nur in die Verwirrung hinein. Den Faden eines leitenden Princips, wie er wohl von Hardenberg festgehalten wurde, vermochte ich nicht zu entdecken. Alle Hoffnungen, die mir aus den engeren Schranken des Lebens entgegen traten, droheten zu verschwinden; um so mehr, da nicht allein Diejenigen, die im freieren Sinne die Verhältnisse des Staates auffaßten, an seine Fortdauer und zukünftige wachsende Selbständigkeit glaubten und für diese lebten und thätig waren, sich unter einander bekämpften, sondern auch sich insgesammt angegriffen sahen von einer mächtigen Opposition, die den Staat in seiner alten Form mehr oder weniger festzuhalten bemüht war. Die Ansicht des Staates, die sich jetzt bei mir entwickelte, bildete den schroffsten Gegensatz mit der früheren jugendlichen, die sich den Staats- wie den Naturverhältnissen mit

instinktmäßiger Zuversicht hingab. Wo Zweifel entstehen, ist die eigene geistige Thätigkeit unvermeidlich, und obgleich es mir nie einfiel, mich in das Detail der Geschichte zu verlieren, so konnte ich allgemeinere und umfassendere Betrachtungen über die Verhältnisse der Staaten zu einander und ihre innere Einrichtung nicht mehr vermeiden. So ward ich unwillkürlich durch das Leben zu Untersuchungen hingezogen, die mir bis jetzt fremd waren. Aber eine Einheit des Erkennens war mir zu sehr zum Bedürfniß geworden, und mein naturphilosophisches Studium dehnte sich mit einer Art von innerer Nothwendigkeit über die Geschichte aus. Ich ward Politiker, aber in demselben Sinne, in welchem ich Naturforscher war. War es die Aufgabe meines Lebens geworden, die Geschichte in der ruhenden Natur zu erkennen, so trat mir jetzt das nicht abzuweisende Bedürfniß, ein Beharrliches der Natur in der beweglichen Geschichte zu erkennen, entgegen. Und das neue Studium beruhigte mich völlig, als ich einzusehen anfing, daß es nur eine Erweiterung, und zugleich festere innere Begründung des Alten war.

Durch meinen Freund v. Raumer hatte ich das

Glück, dem Staats-Kanzler Grafen Hardenberg vorgestellt zu werden. Ich ward zur Tafel geladen, und erwähne dieses hier, weil ich ihm später näher treten durfte. Es ist nicht meine Absicht, ein Urtheil über ihn zu fällen, ich besitze die genauen Kenntnisse, die mich dazu berechtigen könnten, keineswegs. Seine Persönlichkeit aber hatte etwas durchaus Anziehendes; er war, wie bekannt, selbst in seinem höheren Alter, ein ausgezeichnet schöner Mann. Unter den höheren Staatsbeamten, deren persönliche Bekanntschaft ich zu machen das Glück gehabt habe, zeichnete er sich durch einen vornehmen Anstand im edelsten Sinne aus. Jene ruhige Sicherheit, die ihn nie, selbst in den bedenklichsten Momenten verließ, die offene, freimüthige, Art seiner Mittheilung, gleich weit von einer unschicklichen Vertraulichkeit und von einer kränkenden Herablassung entfernt, zeichnete ihn aus. Als ich dem Fürsten Metternich vor einigen Jahren persönlich vorgestellt zu werden das Glück hatte, erinnerte er mich auf eine überraschende Weise, durch sein freies sicheres Betragen, wie selbst durch seine Gestalt, an Hardenberg. Ich bin mit diesem später unter bedeutenden Verhältnissen in Berührung gekommen. Er

zeigte mir bei jeder Gelegenheit ein großes Wohlwollen.

Das Diner war merkwürdig. Es hatte bisher eine bedenkliche Spannung zwischen Hardenberg und dem Minister v. Voß stattgefunden. Sie hatten sich ausgesöhnt, und der letztere erschien in Folge dieser Aussöhnung zum ersten Male in der Gesellschaft des Staatskanzlers.

Die mannigfaltigen Kämpfe, die Schwierigkeit, irgend einen heilsamen Entschuß zur Ausführung zu bringen, hatten bei meinem Freunde v. Raumer den Wunsch hervorgerufen, sich so wie früher Niebuhr gethan, ganz von den verworrenen Geschäften loszureißen. In einer langen Reihe von Jahren hatte er Materialien gesammelt zur Geschichte der Hohenstaufen. Es war sein Hauptwunsch, diese Darstellung einer der großartigsten und wichtigsten Epochen der deutschen Geschichte zu vollenden. Die Laufbahn, in welche er jetzt hineingerissen war, drohte, ihn von allen gelehrten Arbeiten abzuhalten. Kaum war daher ein halbes Jahr nach der Errichtung der Universität in Breslau verflossen, als ich ihn dort als meinen Collegen wieder sah. Es muß zwar zugestanden werden, daß die Jahre,

die Raumer in wichtigen Staatsgeschäften zubrachte, ihm als Geschichtschreiber zu gute kamen; auch ist seine Neigung, Gegenstände der Art bei verschiedenen Völkern der gegenwärtigen Zeit in einer größeren Uebersicht geschichtlich zu behandeln, wie bekannt, vorherrschend geblieben, und sie hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen bedeutenden Ruf zu vermehren: aber dennoch muß jeder, der ihn persönlich kennt, gestehen, daß nicht bloß seine Freimüthigkeit und feste Gesinnung, sondern auch die große Klarheit und Sicherheit, mit welcher er vorliegende Gegenstände scharf aufzufassen, ihre Verhältnisse zu durchschauen und eine angemessene Entscheidung herbeizuführen vermag, es sehr bedauern läßt, daß er auf immer eine Laufbahn verließ, die ihm auch in der praktischen Richtung Gelegenheit gegeben hätte, sich große und bedeutende Verdienste zu erwerben.

Letzte verhängnißvolle Ereignisse in Halle.

Ich war in der Mitte des Juli von Berlin nach Halle zurückgekehrt. Gneisenau muß damals eben, und viel-

leicht wenige Tage vorher aus Schlesien nach Berlin gekommen sein. Ich hatte ihn noch nicht kennen gelernt. Alle geheime Unternehmungen schienen aufgegeben zu sein; ich sah erwartungsvoll einer bedeutenden Zukunft entgegen, ohne einzusehen, wie sie sich gestalten konnte. Da erschien v. Boltenstern, ein Offizier der preußischen Garde, mit einem bedeutenden Auftrage bei mir. Alles war in dieser Zeit äußerlich ruhig, und seine Gegenwart in Halle konnte um so weniger Verdacht erregen, da seine Frau die Tochter eines Gutsbesitzers in der Gegend war. Gneisenau hatte ihn gesandt, und ich trat jetzt zum ersten Male, ohne ihn persönlich zu kennen, in Verbindung mit diesem merkwürdigen und ausgezeichneten Manne. Was v. Boltenstern mir mittheilte, setzte mich in die heftigste Bewegung, und ich ward jetzt auf eine viel bedeutendere Weise als bisher zu einer entschiedenen Thätigkeit aufgefordert. Die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege haben die eigenhändigen Briefe Gneisenau's an den Grafen Münster aus dieser Zeit bekannt gemacht. Ich erfuhr durch Boltenstern nur ganz im Allgemeinen, wie gespannt die Stellung Preußens gegen Napoleon in diesem Augenblicke war, daß man sich entschieden über die noch

fortdauernde Besetzung der Festungen, die dem Friedenstraktat zufolge schon längst hätten geräumt sein müssen, beklagte. Zwar hatte Preußen sich verpflichtet, ein Heer von nur 40,000 Mann zu halten, aber durch Scharnhorsts Fürsorge war ein weit größeres Heer kampffertig. Die kampffähigen Männer wurden einexercirt, dann entlassen, ihre Waffen wurden für sie aufbewahrt, und sie waren jederzeit bereit, sich zu stellen. Aus den Lebensbildern sehe ich, daß die Zahl der Männer, die schnell ein kämpfendes Heer gebildet haben würde, 124,000 Mann betrug. Es kam jetzt darauf an, so genaue Nachrichten wie möglich von der Bewegung der französischen Truppen, von ihren Standquartieren, ihrer Anzahl, von den Anführern und Waffengattungen einzuziehen. Dann sollte ich mit großer Vorsicht mich an zuverlässige Freunde wenden, mit diesen ein möglichst vollständiges Verzeichniß solcher Männer verfertigen, die sich mit Wahrscheinlichkeit entschließen würden, in dem entscheidenden Moment für das Vaterland zu kämpfen, und die fähig wären, die eigene Gesinnung in größeren oder geringeren Kreisen zu beleben. Die vorzüglichste Thätigkeit der Freunde wäre endlich beson-

ders darauf zu richten, daß sie sich in Kenntniß setzten von der Menge der Waffen und des Pulvers, die sich im Privatbesitz der Einwohner befänden. Wir müßten dann versuchen, diese zerstreuten Massen ohne Aufsehen an bestimmten zweckmäßigen Orten zu vereinigen. Von England dürften wir zwar bedeutende Lieferungen erwarten, aber die eigene Thätigkeit wäre durchaus nothwendig. Ich stellte Boltenstern vor, wie mir als einem Gelehrten die Fähigkeit fehle, ein so wichtiges Geschäft zu leiten, welches militairische Kenntnisse und bedeutendes praktisches Geschick voraussetzte. Ich schlug Krosigk vor. „Ich bin an Sie geschickt," erwiderte Boltenstern, der als preußischer Offizier gewohnt war, dem gegebenen Auftrage strenge Folge zu leisten. „Was Sie in dieser Sache thun wollen, müssen Sie verantworten." Ich war über das in mich gesetzte Vertrauen erstaunt, aber auch erfreut. Ich konnte nicht behaupten, daß ich bis jetzt irgend Etwas von Bedeutung ausgerichtet hätte. Meine bisherige Theilnahme an den Unternehmungen war in der That meist passiv; ich hatte das Geheimniß sorgfältig bewahrt, hatte die Ausführung einiger thörichter Pläne verhindert, und die Verbindung zwischen

Kassel und Berlin einige Male befördert, das war Alles. Ich vereinigte mich nun mit Blanc und mit einem jungen Manne B., auf dessen redliche Gesinnung wir uns verlassen konnten; besonders aber stimmten Alle in meinen Vorschlag überein, Krosigk zu gewinnen, und ihm die obere Leitung des Ganzen anzuvertrauen.

Zu den wichtigsten Verbündeten gehörte aber v. Harthausen, der auf die umsichtigste Weise thätig war, die Gesinnung der Bauern und der Bürger zu erforschen wußte, und durch wenige junge Männer, besonders durch den jüngern Meckel auf die Studirenden einwirkte.

Harthausen hatte schon früher eine Gesellschaft gebildet, die sich ein paar Mal wöchentlich versammelte, um Schießübungen anzustellen; besonders übten wir uns im Pistolenschießen. Acht Männer waren in eine kleine Stube zusammengedrängt. Aus dem Fenster, welches nach einem einsamen Garten ging, wurde nach der Scheibe geschossen; alle Vorsichtsmaaßregeln, damit kein Unglück geschehen konnte, waren sorgfältig getroffen; Strafen wurden strenge bei einer jeden Vernachlässigung eingetrieben, und dennoch geschah es, daß

unser Lehrer v. Harthausen selbst uns alle in Schrekken setzte. Er hatte Pulver auf das Schloß seines, wie er glaubte, ungeladenen Pistols gestreut, um es abzublitzen; plötzlich ging ein Schuß los, die Kugel flog dicht vor dem Gesicht eines etwas korpulenten Edelmannes vorbei und durch die Decke der Stube.

Diese Uebungen hatten schon seit fast einem Jahre stattgefunden, und damit sie eine weitere Ausdehnung erhielten, schlossen wir uns an die Jagdgesellschaften der Umgegend an. Eine kurze Zeit hindurch machte mir die Jagd Freude, nur die Hasenhetze ward mir bald zuwider; das stille Liegen und Lauern an einem Orte zerstreute mich, und ich war nicht im Stande, die angestrengte Aufmerksamkeit auf das zu erwartende Thier fest zu halten; dahingegen erfreuete es mich sehr, mit Harthausen, von ein Paar Jagdhunden begleitet, aus den Gebüschen und Sümpfen Rebhühner oder Enten hervorzujagen; doch mußte ich bald inne werden, daß die Zeit, die mir auf solche Weise verloren ging, zu bedeutend war. Mein in die Ferne sehendes Auge und ein sicherer Blick machten mich zu einem nicht schlechten Schützen. Diese Uebungen und unsere Verbindungen mit einigen eifrigen Jägern ka-

men uns jetzt zu statten. Einige bedeutende Gutsbesitzer und reiche Pächter in der Umgegend waren theils durch ihre Gesinnung uns bekannt geworden, theils konnten wir sie jetzt gewinnen, und diese Verbindungen waren uns um desto wichtiger, weil ihr Einfluß auf das Landvolk ein entschiedener war. In der That waren diese Unternehmungen im Stillen schon ziemlich weit gediehen; alles Unruhige und Leidenschaftliche der früheren war verschwunden. In Halle war der persönliche Einfluß Harthausens besonders wichtig; in der Umgegend die umsichtige Thätigkeit Krosigks. v. Harthausen unterhielt von Halle aus beständige Verbindungen mit Westphalen. In dem ganzen Umfange dieses Königreichs wurden die genauesten Nachrichten von den Bewegungen der französischen Truppen eingesammelt und nach Berlin geschickt, und wir konnten uns um so leichter der Aufmerksamkeit der Feinde entziehen, da Alles völlig ruhig blieb, und keine thörichten Pläne wilder Art, wie früher, die unsrigen durchkreuzten.

Gneisenau's Correspondenz mit dem Grafen Münster, wie sie öffentlich bekannt geworden ist, insofern sie die feindliche Stimmung des preußischen Hofes, die

auch uns in Thätigkeit setzte, betraf, reicht bis in den November 1811. Auffallend ist mir die Hoffnung gewesen, daß die Stimmung des Hofes nicht wanken würde; offenbar hat Gneisenau mehr seine Hoffnungen und die feste Gesinnung seiner Freunde, als die wirkliche Lage der Verhältnisse dem Minister mitgetheilt. Er befürchtete wohl, die Bemühungen der Engländer, deren mächtige und schnelle Beihülfe so nothwendig war, dadurch zu hemmen. Uns ward wenigstens schon gegen Ende August gerathen, Alles vorläufig ruhen zu lassen. Die Differenzen, wurde uns gemeldet, die zwischen dem preußischen und französischen Hofe stattfanden, wären ausgeglichen, und wenn unsere Thätigkeit für die Zukunft nöthig sein sollte, würden wir es erfahren. Ich hatte als Vorläufer eines jeden öffentlichen Aufstandes, theils die Gegenwart eines, wenn auch geringen Truppencorps, um welches, als einen festen Kern, sich der Aufstand ordnen könnte, theils eine königliche Erklärung, welche den dem Königreich Westphalen geleisteten Eid aufhob, als durchaus nothwendig hervorgehoben; bis diese Bedingung erfüllt war, fühlten wir Verbündeten uns verpflichtet, den äußerlichen Frieden aufrecht zu erhalten und jede laute

Aeußerung der Unzufriedenheit nicht zu nähren, vielmehr so viel wie möglich zu unterdrücken.

Als ich in den ersten Tagen des Septembers Anstalten traf, mit meiner Familie meiner neuen Bestimmung entgegen zu gehen, trat ein Ereigniß hervor, welches ich freilich lange geahnet hatte und wodurch ich, wie meine Freunde, großen Gefahren ausgesetzt wurde. Ich entging diesen, desto härter aber trafen sie die Freunde.

v. Schele war Präfekt in Hannover geworden. Ein Palast wurde dort zu seiner Wohnung eingerichtet, Alles seiner ansehnlichen Stellung gemäß zu seiner nahe bevorstehenden Hochzeit vorbereitet. Da ergriff ihn die Lust, noch vorher mit seiner Braut und ihrem Vater Reil sich zu besprechen. Es mochten auch wichtige Privatangelegenheiten sein, die sich leichter mündlich als schriftlich behandeln ließen, die ihn bewogen, diesen unglücklichen Entschluß zu fassen. Verkleidet und ganz im Geheim verließ er Hannover, schlüpfte ohne Paß über die Grenze und brachte einen Tag etwa in Berlin zu. Hier war er nicht vorsich-

tig genug. Reil war selbst als ein Verdächtiger bekannt, und die geheime französische Polizei, der er ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit war, erfuhr bald, daß sein Schwiegersohn, der westphälische Präfekt in Hannover, sich im Stillen über die Grenze geschlichen hatte, um ihn zu besuchen. v. Schele kam wirklich nach einer Abwesenheit von 4 bis 5 Tagen unbemerkt nach Hannover zurück. Die französische geheime Polizei in Berlin war indeß schneller gewesen als er. Kurz nach seiner Zurückkunft erhielt er eine Aufforderung, sich in Kassel zu stellen, die so lautete, daß er nichts Gutes ahnen konnte. Als er erschien ward ihm das eben ertheilte bedeutende Amt genommen und er aus dem westphälischen Dienste entlassen. Alle seine Versicherungen, daß seine Reise nur durch Familienangelegenheit veranlaßt war, halfen ihm nichts. Ueberrascht durch diese plötzliche Umwandlung seiner Verhältnisse unter Umständen, die nicht bloß kränkend waren, sondern auch auf die unglücklichste Weise seine Lage zerstörten, als sie sich am heitersten zu gestalten schien, ward er von einer heftigen Krankheit ergriffen, eilte nach Halle und bekam bei Reils Schwester, meiner Wirthin, in denselben Räumen, die Wilhelm

Grimm früher bewohnt hatte, ein heftiges Nervenfieber. So sah ich meinen unglücklichen Freund wieder, nachdem ich kurz vorher von ihm Berichte über seine bevorstehende Hochzeit erhalten hatte. Ich pflegte und tröstete ihn, aber eine Ahnung von der dunklen Hand, die drohend gegen uns alle ausgestreckt war, trat mir entgegen, und sie war wirklich gegen uns bewaffnet, wie die späteren Ereignisse zeigen. Mein Freund Stelzer, der Bruder meines Schwagers, der in dem Präfektur-Bureau in Halle gearbeitet hatte, folgte v. Schele nach Hannover und verließ den westphälischen Dienst mit diesem. Ohne allen Zweifel würde der Schlag ihn noch härter getroffen haben, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß in der That nur Privatverhältnisse den kurzen geheimen Ausflug nach Berlin veranlaßt hätten, nicht zu nahe lag, wenn man irgend einen Beweis von anderen versteckten Absichten aufzubringen vermocht hätte. Nachdem er wieder hergestellt war, eilte er nach Berlin, wo er wohl aufgenommen und als Geheimer Rath fürs Erste zur Disposition gestellt wurde. Hier fand nun, in einer ganz anderen Lage, als die früher erwartete, die Hochzeit statt; und so hart der Schlag auch meinen Freund

traf und so unglücklich er sich dünkte, so muß man doch gestehen, daß ein Verhängniß, welches ihn kurz vor der großen geschichtlichen Katastrophe, die das ganze neu entstandene, noch kaum in sich begründete Königreich zertrümmerte, aus dem westphälischen Dienste herausriß, ein glückliches genannt werden muß. Wie entsetzlich würde seine Lage ihm geschienen haben, wenn die siegenden Feinde, mit welchen er durch Geburt, durch Gesinnung innig verbündet war, ihn in seiner Stellung als westphälischer Präfekt in Hannover überrascht hätten. Sein Bruder spielt, wie allgemein bekannt, jetzt in derselben Stadt eine bedeutende Rolle.

v. Schele hatte uns verlassen, unsere geheimen Unternehmungen wurden im Stillen und geräuschlos fortgesetzt. Ein jüngeres Mitglied des Bundes, der in den Geschäften desselben thätig war, unser völliges Vertrauen besaß und verdiente, traf einen alten Schulfreund, sein Name war Mertens. Dieser verstand es, das alte vertrauliche Verhältniß geltend zu machen. Wir waren untereinander durch Gesinnung verbündet. Eide schienen mir deshalb überflüssig; aber die heiligste Verpflichtung, die auf uns allen ruhte, war die größte, ja peinlichste Vorsicht in der Wahl der Vertrauten.

Unser junger Freund glaubte nicht gegen diese Verpflichtung zu handeln, wenn er sich einem Manne hingab, den er von Kindheit an kannte. Er kam von seiner Untersuchungsreise zurück, und voll Freude erzählte er uns, welche schöne wichtige Acquisition er für unser Bündniß gemacht hatte. „Stellt euch vor, sagte er, welche herrliche Gesinnung den Mann beherrscht, der es nicht verschmäht hat, eine Schmach auf sich zu laden, um desto sicherer in die geheimen Rathschlüsse der Feinde einzudringen. Wir können jetzt viel ruhiger sein als bisher; jeder Verdacht, der gegen uns entsteht, selbst der leiseste, wird uns sogleich bekannt, unsere Feinde werden durch meinen Jugendfreund, der ihr volles Vertrauen besitzt, auf eine schlaue Weise irre geführt werden; denn — Mertens ist westphälischer Polizei-Kommissar." — „Wir sind verrathen, rief ich aus; Alles wird der wahrhaft deutsch Gesinnte wagen für die Sache, die ihm heilig ist, die Ehre nie!" Der junge Verbündete aber blieb ruhig; er hielt sich für verpflichtet, unseren Verdacht als einen nicht bloß ungegründeten, sondern selbst beleidigenden abzuweisen. „Ich kenne ihn von Kindheit an, rief er tief gekränkt, er ist einer Ruchlosigkeit, wie Ihr sie voraussetzt, völ-

lig unfähig; es ist meine Pflicht, nicht allein mein Vertrauen zu rechtfertigen, sondern auch einen Verdacht von ihm abzuwälzen, den er nicht verdient und den ich nicht dulden darf.“

Wir schwiegen, denn was geschehen war, ließ sich nicht mehr ändern, und wir mußten die Folgen abwarten. Das Einzige, wozu der unglückliche Verbündete sich verpflichten mußte, war, daß er seine Correspondenz mit Mertens uns mittheilen sollte. Es kam darauf an, das Vertrauen einigermaßen zu erhalten und ihn dennoch irre zu führen. Da eben in dieser Zeit aus Berlin die Aufforderung an uns erging, wie oben erwähnt wurde, die Unternehmungen zwar nicht fallen, aber doch fürs Erste ruhen zu lassen, so versuchten wir den westphälischen Polizei-Kommissar, den wir leider jetzt als ein Mitglied unseres Bundes behandeln mußten, dahin zu bringen, daß er glauben sollte, die Unternehmung sei völlig aufgehoben. Ich sah voraus, daß dieser Versuch nicht gelingen würde. Denn wenn die französische Polizei, was sie erfahren, mit bedeutenderen Entdeckungen, die sie ohne Zweifel gemacht hatte, verknüpfte; wenn, wie ich vermuthete, sie selbst verborgene Umstände kannte, die uns unbe-

kannt waren: so konnte sie leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß wir versuchen wollten, sie irre zu führen. Dieses zeigte sich nun auch bald, und für mich auf eine entschiedene Weise. Der junge Mann erhielt von dem Polizei-Kommissar einen mit vieler Wärme und nicht ganz ungeschickt geschriebenen Brief. In diesem schrieb Mertens, wie er meine kleine Schrift „über die Idee der Universitäten" eben gelesen habe. Sie habe, versicherte er, einen lebhaften tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er habe seitdem keine Ruhe, bis es ihm gelänge, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er hätte, um diesen Wunsch erfüllt zu sehen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, endlich wäre es ihm gelungen, Urlaub zu erhalten, und in wenigen Tagen würde er in Halle ankommen. Der junge Mann theilte uns diesen Brief triumphirend mit. Ich will bekennen, daß ich heftig erschrak. Ich fing schon an zu befürchten, daß, so nahe auch meine Abreise nach Breslau bevorstand, das Unglück, welches über meinem Kopfe schwebte, doch noch hier losbrechen werde. Mir war eine Summe versprochen, um die Reisekosten zu decken. Einen Theil derselben mußte ich erhalten, bevor ich im Stande war, Halle zu ver-

lassen. Durch einen Freund, der nach Berlin reiste, gelang es mir, Schleiermacher mit meiner gefährlichen Lage bekannt zu machen. Er stellte v. Schuckmann diese vor, und nach wenigen Tagen war ich im Besitz des Reisegeldes. Aber die kurze Zeit, die noch bis zur Abreise verfloß, war an bedeutenden Ereignissen reich.

Ein Billet ward mir gebracht, worin Mertens seine Ankunft meldete, bedauerte, daß eine Unpäßlichkeit ihn verhindere, mich sogleich zu besuchen, und versicherte, daß er keine Ruhe habe, bis er meine persönliche Bekanntschaft gemacht, daß er mir Wichtiges mitzutheilen habe. Er bat mich daher dringend um einen schleunigen Besuch. Ich gestehe, ich fand diese Forderung etwas unverschämt und war schon entschlossen, sie abzuweisen. Ich dachte aber, wie wichtig es mir war, ihn kennen zu lernen. Die Eile, die er zeigte, schien mir gefährlich. Ich besuchte ihn. Es war ein kleiner breitschultriger Mann, mit einem etwas platten, aber doch beweglichen Gesichte, kleinen blinzelnden, lauernden Augen; seine Gestalt erkannte ich später in einem Manne wieder, der unter uns eine bedeutende, aber nicht allgemein beliebte Rolle spielte;

nur war Mertens widerwärtiger und breiter. Es ist wohl möglich, daß die Vorstellung, die ich von ihm hatte, mir ihn unangenehmer erscheinen ließ, als es sonst der Fall gewesen wäre. Das Gespräch ward zuerst von seiner Seite durch eine Lobpreisung meiner Schrift eingeleitet; diese erschien aber so inhaltsleer, daß ich der Lust, ihn davon zu überzeugen, daß er von mir durchschaut werde, nicht widerstehen konnte. Es war mir leicht, indem ich den Gegenstand seiner Lobpreisung verfolgte, ihn dahin zu bringen, daß ihm seine Unfähigkeit, die Schrift zu verstehen, selbst völlig klar werden mußte. Ich bewunderte seine *Haltung*. Wir blieben beide höflich, und er fing an, von unseren Unternehmungen als ein Vertrauter zu reden. Ich erwartete diese Wendung des Gesprächs und war darauf völlig vorbereitet. Ich leugnete sie nicht ab; denn wozu würde dies gedient haben? behandelte sie aber von oben herab mit kalter Geringschätzung. Es sei, sagte ich, eine solche Thätigkeit ein armseliges und nutzloses Thun, man müsse, um für Deutschland auf eine erfolgreiche Weise thätig zu sein, im großen Sinne verständig handeln, man müsse im Hintergrunde eine mächtige Stütze finden, und weil ich die Thorheit

solches Getreibes gefunden und erkannt, so habe ich mich dem Bündnisse angeschlossen, mehr, weil ich versuchen wollte, weitere Thorheiten zu verhindern, als aus irgend einem andern Grunde. „Ihre Gesinnung, Herr Mertens, sagte ich, muß ich ehren, aber daß Sie sich, ohne dazu von einer mächtigen Hand geleitet zu sein, auch aus der besten Absicht entschließen konnten, eine so zweideutige Rolle zu übernehmen, die sich doch kaum unter den günstigsten Verhältnissen vertheidigen ließe, muß ich im höchsten Grade tadeln." Ich nahm eine kalte, streng und entschieden hervortretende und schonungslos richtende Haltung an, die mir freilich sonst nicht natürlich ist. Die Gefahr des Moments gab mir die Fähigkeit. Er schien überrascht und hatte mich offenbar ganz anders zu finden geglaubt. Daß er durchschaut war, daß er durch mich nichts erfahren würde, mußte ihm klar sein.

Während ich nun auf eine solche Weise täglich von der geheimen Polizei aufgehoben zu werden erwartete, traf aus Kassel Leist, Müllers Nachfolger, ein. Dieser war ein lebhafter, beweglicher Mann, mittheilsam und freundlich; er schien sich in seiner Würde sehr zu gefallen, und, seltsam genug, an mich

schloß er sich am meisten an; über die Verhältnisse der Universität, wo er nur glaubte, daß ich irgend eine Kunde davon besäße, unterhielt er sich ausführlich. Er ließ sich mit mir den ganzen Tag hindurch nach den verschiedenen Instituten hinführen und erschien fast immer von mir begleitet. Ich suchte, so viel ich vermochte, ihm Auskunft zu geben. Nur konnte ich mich von den mir nicht vollständig bekannten Bedürfnissen der Universität und von den Wünschen meiner Collegen nicht hinlänglich unterrichten; denn er trennte sich, glaube ich, deswegen so wenig von mir, um mich von den übrigen Professoren entfernt zu halten, um mich zu nöthigen, alle meine Urtheile unbefangener und ohne fremden Einfluß zu äußern. Er mochte glauben, daß ich, da ich die Universität zu verlassen im Begriff stand, unparteiisch sein würde; auch hatte man ihn versichert, daß ich ihm sehr ähnlich sehe. In wiefern dieser letzte Umstand dazu beigetragen hat, mir sein Zutrauen zu erwerben, weiß ich nicht. Er war, so viel scheint gewiß, von der Gefahr, die mir drohete, gar nicht unterrichtet. Diese Gunst der höchsten Behörde setzte alle Welt in Erstaunen, und Viele mochten mich um eine Auszeichnung beneiden, die für

mich keinen Werth hatte, außer in sofern ich etwas Nützliches für die Universität, die ich verließ, auszurichten vermochte. In der That gelang es mir, einige Anstellungen zu bewirken, die nach meinen Vorschlägen stattfanden.

Indessen näherte sich der Tag meiner Abreise und mit dieser, wie ich glauben mußte, die Gefahr, die mir über dem Kopfe schwebte; und ich konnte die Gunst des Staatsraths Leist um so weniger als ein angenehmes Ereigniß betrachten, je vollkommener ich überzeugt war, daß mich die geheime Polizei für einen Verbrecher ansah und aufzuheben trachtete. Diese Furcht suchte ich nun, so viel ich konnte, zu verbergen. Der seltsame Gegensatz zwischen einer erfolglosen Gunst, um die man mich beneidete, und der bevorstehenden Gefahr, als Verräther verhaftet zu werden, die mir von den verschiedenen Behörden desselben Staats zu derselben Zeit entgegentrat, schien mir seltsam, ja zuweilen lustig, daß ich, wenn ich an der Seite des Staatsraths in der Stadt erschien, ein geheimes ironisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

Mein Schwiegervater war kurz vorher in Giebichenstein angekommen. In dem wüsten, von allen

Meubeln entblößten Hause, zwischen dem Gepäck, welches von den Fuhrleuten abgeholt werden sollte, saßen wir, von der Familie meiner Frau und von einigen Freunden umgeben. Es war spät Abends, den folgenden Tag in der Frühe wollte ich abreisen. Der Schmerz der bevorstehenden Trennung erschütterte uns alle. Die Angst, die mich in immer steigendem Maaße ergriff, vermehrte das Schmerzhafte des Scheidens. Es gab Augenblicke, wo ich fast mit Sicherheit glaubte, die Nacht würde das drohende Ereigniß herbeiführen und Frau und Kind, Familie und Freunde in großen Jammer versetzen. Da erschien der Polizei-Kommissar und konnte um so weniger abgewiesen werden, da in der Verwirrung und für die abschiednehmenden Freunde die Thüren offen standen. Wie ein böser Geist saß er in unserer Mitte und zeigte uns die größte Theilnahme. Ich gestehe, ich bewunderte fast die Consequenz, mit welcher er seine Rolle mir gegenüber festzuhalten suchte. Er würde vielleicht einen Andern irre gemacht haben, aber bei mir hatte sich die Ueberzeugung, daß wir verrathen waren, zu entschieden ausgebildet, und so wie ich ihn nur sah, verschwand ein jeder Zweifel zu seinen Gunsten. Vermuthlich schie-

nen die Mittheilungen, die er durch den irre geleiteten Freund erhalten hatte, der polizeilichen Behörde zu unvollständig. Man wollte, bevor man zu gewaltsamen Maaßregeln seine Zuflucht nahm, den ganzen Umfang der geheimen Unternehmungen durchschauen, die Verbündeten erst benutzen und dann strafen. Der Polizei-Kommissar hatte wahrscheinlich von dem Vertrauen, in welches er sich hineingeschlichen hatte, seinen Behörden übertriebene Vorstellungen gemacht, und befand sich jetzt in großer Verlegenheit. Hoffte er nun etwa noch in dem letzten Augenblicke der Trennung irgend eine unvorsichtige Aeußerung zu erhaschen? — Ich weiß es nicht. — Ich brachte die Nacht schlaflos zu.

Alles war ruhig geblieben, und wir verließen Halle. Während der ganzen letzten Zeit fürchtete ich nun nicht allein für mich, sondern auch für die zurückbleibenden Freunde. Mit großer Aengstlichkeit suchte ich sie auf die Gefahr, in welche sie gerathen waren, aufmerksam zu machen. Ich hatte im Geheimen mich mit ein Paar geladenen Pistolen versehen, Harthausen begleitete uns bis zur sächsischen Grenze, und als ich mich außer Gefahr sah, verließ mich die Angst nicht,

sie warf sich nun von meiner Person allein auf die meiner Freunde, deren Lage mir immer drohender erschien.

Als ich in Breslau angekommen war, verschwand diese Besorgniß nach und nach: Alles blieb, wie ich erfuhr, in Halle ruhig; ja ich fing an, mit einer Art von Beschämung zu glauben, daß ich mich einer nutzlosen Besorgniß muthlos preisgegeben hätte. Im September 1811 verließ ich Halle. Im December desselben Jahres erhielt aber meine Frau von den Schwestern in Giebichenstein Briefe, die nur zu sehr die Richtigkeit meiner Vermuthungen bestätigten. In Halle hatte bis dahin keine polizeiliche Execution stattgefunden, man kannte die Gefahr dieser geheimen Gewalt nur aus Berichten und Erzählungen. Mitten in der Nacht wurden nun Blanc, der irre geleitete junge Mann, und der Buchhändler Schimmelpennig, so wie in Poplitz Krosigk aufgehoben und vorerst nach Magdeburg abgeführt. Des Morgens, als man in Halle diese nächtlichen Verhaftungen erfuhr, ward die ganze Stadt von Entsetzen ergriffen. Blanc war in der gan-

zen Stadt geachtet, auch Schimmelpennig gehörte zu den geachtetsten Bürgern der Stadt, der junge Mann war allgemein beliebt. Als man die nächtliche Abführung eines so angesehenen Edelmannes, wie Krosigk, erfuhr, erschrak man noch heftiger. Man fürchtete die Auftritte in Marburg, Hinrichtungen, wie die von Professor Sternberg und Emmerich, zu erleben. Man kann sich denken, in welche Stimmung mich diese so entsetzliche Nachricht versetzte; oft wurde ich im Innern von Vorwürfen gequält. Zwar wäre es eine lächerliche Anmaßung gewesen, wenn ich mir vorwerfen wollte, ich hätte Männer von so entschiedener Gesinnung verlockt, als wäre, was sie unternahmen, nicht aus dem eigenen wohlüberlegten Entschluß entstanden: aber dennoch wurde ich dadurch keineswegs beruhigt; die erste Veranlassung zu einer so gefährlichen Verbindung war doch von mir ausgegangen, und es erschien mir fast unwürdig, daß ich in Breslau sicher und ohne Gefahr lebte, während meine Freunde in eine gefährliche Untersuchung verwickelt waren. Es war eben in der verhängnißvollen Zeit, die so große Hoffnungen erzeugte, und je mehr ich zu ahnden anfing, daß die Geschichte selbst in ihrem geheimnißvollen

göttlichen Fortschreiten großartig den Moment herbeiführen würde, den wir durch kleinliche Mittel voreilig zu erzeugen gestrebt hatten, desto tiefer warf sich eine vorwurfsvolle Betrachtung über die frühere, doch, wie ich gestehen mußte, zweideutige That, die jetzt das Leben meiner Freunde bedrohte. Kurz nachher ward ein anderer Freund auf eine in der That überraschende und unerwartete Weise gefangen genommen. v. Willisen hatte als österreichischer Offizier an der Schlacht von Wagram Theil genommen. Er stand eine Zeitlang als Kavallerie-Offizier in Ungarn und ward später nach Wien versetzt; anderthalb Jahre waren verflossen, seit er an dem Gefechte bei Dodendorf Theil genommen. Mit den späteren Unternehmungen war er völlig unbekannt. Schills Zug glaubte er vergessen und sich um so weniger gefährdet, da er sich doch von ihm getrennt hatte; auch vertraute er auf seine Anstellung in der österreichischen Armee. So wagte er es, einen Besuch bei seinen Verwandten in der Gegend von Halle abzustatten. Er hatte sich geirrt. Er ward eben so, wie meine übrigen Freunde, gefangen genommen und nach Kassel geführt.

Eines Tages fand ich, als ich in meine Stube

trat, meine Frau in großer Bestürzung. Ein Brief lag da, die Adresse zeigte Reichardts wohlbekannte Handschrift; das Postzeichen war Mayence. Ich wagte kaum den Brief zu erbrechen. Mein Schwiegervater, kränklich wie er war, nahm zwar den innigsten Antheil an dem Schicksale des Landes, aber äußerlich hatte er sich von aller politischen Thätigkeit zurückgezogen. Wer würde den kranken, fast 60jährigen Mann durch unbesonnene Aufforderungen compromittiren? Aber dennoch entstand in mir die Furcht, daß man den früheren Verdacht, die alte feindselige Gesinnung erneuert, ihn von seiner Familie losgerissen und nach Frankreich geschleppt habe. Mit zitternder Hand erbrach ich den Brief, und war schon beruhigt, als ich eine ganz fremde Handschrift erkannte; es waren nur einige Zeilen in französischer Sprache. Sein Sie vorsichtig, schrieb der ungenannte Briefsteller, sprechen Sie nie von Politik und verbergen Sie sich; selbst in Breslau sind Sie nicht sicher.

Ich war über diese Warnung mehr erstaunt als erschrocken. Der Inhalt beruhigte mich, denn ich wußte jetzt meinen Schwiegervater außer Gefahr. Daß ich in Breslau irgend einer Gefahr ausgesetzt sei, glaubte

ich keineswegs. Daß man in einer preußischen Provinz, etwa durch Truppen aus der von Franzosen besetzten schlesischen Festung Glogau, einen preußischen Beamten gewaltsam ergreifen sollte, war mir durchaus nicht wahrscheinlich. Man würde sich, dachte ich mir, vielleicht an die preußische Regierung wenden; wie mir die damalige Gesinnung bekannt war, würde diese mich nicht ausliefern; vielleicht mich in irgend einer Festung gefangen halten, aber eben dadurch sicher stellen. Auf eine solche, doch eigentlich ehrenvolle Weise, eine Zeitlang ein Gefangener zu sein, schien mir als ein ungewöhnliches Ereigniß keineswegs unangenehm, und ich dachte mit einer Art von Freude an die schöne Muße, die ich dort für meine Studien finden würde.

Aber wer war der Verfasser des Briefes? wie kam er mit der Aufschrift meines Schwiegervaters und mit dem Postzeichen einer so weit entfernten Stadt in meine Hände? Meine Frau errieth es gleich — d'A..., rief sie. — Dieser französische Graf war Etappenkommandant in Halle; ich hatte zufällig seine Bekanntschaft gemacht und ihn im höchsten Grade lieb gewonnen. Er war einer jener liebenswürdigen Fran-

zosen, welche die Zuneigung eines jeden Menschen nothwendig erwerben müssen. Er hatte, wie man erzählte, Ungeheures erlebt, hatte, als er in der blühendsten Zeit der Revolution zu fliehen genöthigt war, sich zum Scheine von seiner Frau scheiden lassen; sie sollte die Citoyenne spielen, und so wo möglich den ganzen Besitz oder einen Theil desselben retten. Er floh nach Nordamerika, wo er lange in großer Dürftigkeit lebte. Als unter Napoleon, die Erlaubniß der Emigranten, nach Frankreich zurückzukehren, bekannt ward, erschien er dort, suchte in der bekannten Straße seinen Pallast auf, und fand seine Frau nur zu sehr als die Citoyenne, die sie vorstellen sollte. Sie hatte einen Citoyen geheirathet! Der Graf fand sich in Paris eben so arm, eben so verlassen, wie in Nordamerika, und auf eine vernichtende Weise im Innersten verletzt. Er mußte eine jede Stellung annehmen, die sich darbot, und so kam er nach Halle. Ein tiefer Ernst lag auf seinem Gesicht. Er mochte einige funfzig Jahre alt sein, aber er erschien als ein Greis, seine Haare waren völlig gebleicht, seine schönen Züge — er war einer der schönsten Greise, die ich je sah — waren von tiefen Runzeln durchfurcht, aber nicht

entstellt. Obgleich wir uns nur mit Mühe wechselseitig verständigten, schien er doch große Liebe für mich zu hegen, und ich schloß mich ihm mit ganzer Seele an. Zwischen den Ruinen der Moritzburg hatte sich auf eine recht interessante Weise in der langen Reihe von Jahren, in der Höhe des zweiten oder dritten Stockwerks, durch Anhäufung von Dammerde ein ebener Platz gebildet, auf welchem einige ziemlich große Bäume hervorgewachsen waren. Dieser Platz ward von dem Kommandanten zu einem kleinen Garten benutzt, den er auf die anmuthigste und zierlichste Weise ausgeschmückt hatte. Er konnte jeden Augenblick erwarten, abgerufen zu werden. Von jeher habe ich den heitern Sinn der Franzosen bewundert, mit welchem sie selbst den kurzen Besitz auf eine zierliche Weise auszuschmücken suchen. Hier erschien der tief gekränkte Greis höchst liebenswürdig. Er hatte gewußt, die Liebe und Zuneigung selbst der entschiedensten Franzosenfeinde zu erwerben, und konnte sich so ganz in den stillen Genuß einer scheinbar unbedeutenden Gegenwart, eines kleinen, schnell verschwindenden Besitzes verlieren, als hätte die grauenhafte Vergangenheit, die hinter ihm lag, alle Gewalt, die dunkle

Zukunft, die ihm vorschwebte, alles Drohende verloren. Mit tiefer Rührung betrachtete ich den edlen Greis, der in einem solchen Augenblick in dem Garten und mit dem Garten wie ein heiteres Kind spielte.

Ich hatte kurz vorher durch meinen Schwiegervater erfahren, daß d'A... nach Frankreich zurückberufen war. Er war ohne allen Zweifel von der Gefahr, die meinen Freunden, und, wie er wohl glaubte, auch mir drohte, unterrichtet. Aber vorsichtig, wie er war, wagte er es nicht, mich durch ein Schreiben unmittelbar zu warnen. Der Brief mit der Aufschrift von Reichardt ward bis nach Mainz bewahrt. Hier durfte er voraussetzen, daß ich und meine Verhältnisse völlig unbekannt waren, und wagte es jetzt erst, den Brief auf die Post zu geben. Eine lange und traurige Erfahrung hatte ihn vorsichtig gemacht.

Es sei mir erlaubt, hier das fernere Schicksal der gefangenen Freunde zu berühren. Schimmelpennig ward nach kurzer Zeit entlassen. Krosigk blieb neun Monate gefangen. Er ist wahrscheinlich derjenige gewesen, der sich mit der größten Vorsicht und Besonnenheit benahm, und ward durch die angestellte Untersuchung wohl am wenigsten compromittirt. Sein bedeutender Grundbesitz kam ihm zu Statten; er mußte mit seinem ganzen Vermögen Sicherheit stellen, und lebte unter polizeilicher Aufsicht auf seinem Gute, das er nicht verlassen durfte. Als der große Krieg begann, gab er sein Gut dem Feinde preis, und gehörte zu den ersten Kriegern, die sich in Breslau einfanden. Hier sah ich ihn. Er kommandirte in der blutigen Schlacht von Möckern, durch welche der Sieg von Leipzig entschieden eingeleitet und vorbereitet wurde, ein Bataillon; er stürzte sich mit diesem in die Mitte der Feinde, und würde als ein lacedämonischer Held erschienen sein, wenn es möglich gewesen wäre, sich unter der Menge der dort tapfer Kämpfenden auszuzeichnen. Er blieb.

Durch ihn hatte ich den Gang der Untersuchung erfahren. Lange dauerte es, bevor es gelang, irgend

eine den Gefangenen gefährliche Entdeckung zu machen; aber der unglückliche junge, durch seinen Freund getäuschte, Mann war ebenfalls gefangen. Einst, als er traurig in seinem Gefängniß saß, die Folgen seiner Uebereilung erwägend, vernahm er ein lautes Wehklagen. Ein neben ihm sitzender Gefangener, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, schien sich ganz der Verzweiflung hinzugeben. Er horchte auf die laute Klage, ward von einer tiefen Theilnahme, die ihn den eigenen Kummer vergessen ließ, ergriffen, und erkannte zuletzt, fast mit Freude, die Stimme. Es war Mertens. Ein Gespräch fing an, welches immer vertrauter ward. Unser Freund erzählte nun, wie die Verbündeten ihn als den Verräther betrachteten, wie er ihn immer vertheidigt hätte, und eine solche schwarze Treulosigkeit von einem Freunde seiner Kindheit und Jugend, dem er unbedingt sein Vertrauen geschenkt, sich nie habe denken können; wie er, als er und die Freunde gefangen wurden, erst zu zweifeln anfing; wie ihm seine eigene Gefangenschaft nur ein geringes Uebel zu sein schien, wenn er sich vorwerfen müßte, daß er so treffliche Männer ins Unglück gestürzt habe, wenn er erwog, daß er das Opfer einer

satanischen Gesinnung gewesen war, welche die letzte Wurzel des Vertrauens aus seinem Innern herausriß. „Als ich Deine klagende Stimme erkannte, sagte er, durchdrang mich, ich gestehe es, das erste leise freudige Gefühl. Du bist also doch der treue Freund gewesen; wir sind alle, und Du mit, die Opfer eines uns unbekannten Verräthers, und ich hatte recht, als ich Dich vertheidigte. Die große Schuld, die mir entsetzlicher schien, als das Gefängniß und seine gefährlichen Folgen, ist von mir abgewälzt." Der Polizei-Kommissar setzte jetzt seine Klagen fort. „Ich bin, rief er, schuldiger als Ihr Alle, ich war ein Beamter, ich war verpflichtet, was ich erfuhr, meinen Behörden mitzutheilen; ich kann der Todesstrafe nicht entgehen. Ich liebe, wie Dir bekannt ist, ein Mädchen, binnen kurzer Zeit hoffte ich sie zu besitzen: ich sterbe, und mein grauenhafter Tod wird sie auf immer unglücklich machen." Seine Klagen wurden immer verzweiflungsvoller, und der Freund vergaß sein eigenes Schicksal und das der Freunde, und bereuete tief, daß er ihn, den Beamten der feindlichen Macht, ins Unglück gestürzt hatte. So ward nun ein Gespräch eingeleitet, in welchem alle Punkte der Unternehmung berührt,

die Theilnahme eines jeden Einzelnen der Verbündeten an den geheimen Plänen, was der junge Mann von dem Zusammenhange derselben mit einem geheimen Berliner Comité wußte, ausführlich erzählt wurde. Der Leser wird ohne allen Zweifel schon eingesehen haben, daß hier ein bekanntes Mittel der geheimen Polizei angewandt wurde. Die Inquisitoren saßen neben dem Polizei-Kommissar, und es gelang ihnen, das ganze Gewebe der geheimen Pläne zu durchschauen.

Wie v. Krosigk mich versicherte, ward ich durch diesen Gang der Untersuchung vorzüglich compromittirt. Gelänge es der westphälischen Regierung, mich in ihre Gewalt zu erhalten, so wäre meine Hinrichtung entschieden; theils weil wirklich die Häupter des Berliner Comités sich am unmittelbarsten an mich gewandt hatten, theils weil der gefangene Freund mich in Sicherheit wußte, und selbst der Polizei-Kommissar durch einen Rest von menschlichem Gefühl geleitet ward, erschien ich als der Schuldigste. Die Untersuchung gegen die Verbündeten nahm von jetzt an eine gefährlichere Wendung. Sie waren erstaunt, als sie entdeckten, wie genau die Inquisitoren von Allem unter-

richtet waren; ließen sich aber dennoch zu keinem Geständniß verleiten.

In Paris besuchte ich nach der Einnahme dieser Hauptstadt häufig den früher oft erwähnten französischen Grafen Reinhardt. Auch Wolfram, der westphälischer Minister gewesen war, fand ich da. Wie ich erfahren habe, soll er besonders sich bemüht haben, meiner habhaft zu werden. „Ich freue mich," sagte ich, als ich ihm vorgestellt wurde, „daß ich die Ehre habe, Ihre mir so wünschenswerthe Bekanntschaft auf eine für uns beide so angenehme Weise zu machen. Sie haben, wie ich erfuhr, sich viele Mühe gegeben, mich, wenn auch nicht zu sehen, doch in Ihre Nähe zu bringen." Ich gestehe, daß mich die Ironie des Schicksals ergötzte. Ich konnte mich dem freudigen Gefühl desto reiner hingeben, da ich alle meine Freunde gerettet wußte.

Ich hatte kurze Zeit nach dem Kriege, wie früher erwähnt, dem v. Krosigk in den Zeitgenossen ein Denkmal gesetzt, und bei dieser Gelegenheit, von dem Gefühle des Ingrimms und des Abscheues ergriffen, den schwarzen Verrath des Polizei-Kommissars erzählt. Da nach dem Kriege eben die Verräther sich schnell

in eifrige Patrioten umwandelten und nicht selten sich Vortheile zu verschaffen wußten, welche die still sich Opfernden nie zu erlangen vermochten, so hatte ich seine Person so deutlich, wie ich es vermochte, bezeichnet, und vor ihm gewarnt; Kotzebue gab damals die Relationen über die deutsche Literatur, die, wie behauptet wurde, für den Kaiser Alexander bestimmt waren, heraus, und es ist bekannt, wieviel Aufsehen sie machten, welche heftige Angriffe erfolgten, wie sie vorzüglich Sand's unglückliche That, Kotzebue's Ermordung veranlaßten. Er berührte in diesen Relationen meinen kleinen Aufsatz und den Verrath. „Wir wollen," sagte der Vortreffliche bei dieser Gelegenheit, „zur Ehre der Menschheit hoffen, daß Herr Steffens gelogen hat."

---

v. Willisen hatte zwar an den Unternehmungen keinen Antheil, aber seine Lage war dennoch die gefährlichste. Es ist bekannt, daß ein Theil der bei Dodendorf gefangenen Offiziere in Wesel erschossen wurden, einer wenigstens mehrere Jahre auf den Galeeren zubringen mußte. Willisen faßte einen Ent-

schluß, den ich in der That bewundernswerth finde. Es war ihm erlaubt, sich Bücher zu verschaffen, und er wählte keineswegs eine leichte Lektüre, die ihn betäuben sollte. Er hatte unter Bekkers Anleitung angefangen, die griechische Sprache zu studiren. Länger als ein Jahr brachte er im Gefängniß zu; hier kaufte er eine griechische Grammatik, ein griechisches Lexikon und den Homer, und brachte die gefährliche Zeit in dieses Studium vertieft, zu.

v. Willisen war, wie seine Sache, von den übrigen Gefangenen getrennt. Daß man sorgfältig vermied, die Gefangenen mit den Erfolgen des großen Krieges bekannt zu machen, ist leicht einzusehen; aber ganz ließen sich diese doch nicht verbergen. v. Willisen erfuhr genug, um mit Ernst an seine Entweichung zu denken. Er ward, im Ganzen genommen, gut behandelt, und erhielt, seiner Gesundheit wegen, die Erlaubniß, im Hofe des Gefängnisses einer hohen Mauer entlang, auf und niederzugehen. Eine Zeit lang setzte er diese Spaziergänge fort auf eine so unverdächtige Weise, daß man weniger aufmerksam auf ihn ward. Da er das Tageslicht für die Studien benutzte, konnte es nicht auffallen, daß er die Dämme-

rung für seine Promenade wählte. Einst entdeckte er ein Gerüst an der Mauer, weil ein Theil derselben ausgebessert werden sollte. Er ging diesem einige Mal gleichgültig vorüber, bis es dunkel zu werden anfing, und er sich nicht beobachtet sah. Jetzt bestieg er entschlossen das Gerüst, es gelang ihm, die Höhe der Mauer zu erreichen, und er sprang auf der entgegengesetzten Seite herunter. Der hohe Sprung erschütterte, ja betäubte ihn. Als er zu sich kam, fand er zu seinem Erstaunen, daß er unverletzt war; wo er hingerathen, wußte er nicht. Er blickte um sich, fand sich in einem Hofe, und entdeckte ein Haus das vor ihm lag. Er trat in einen langen dunklen Gang hinein, eröffnete eine Thür und fand sich in einem erleuchteten Kramladen. Er sah die Ladendiener beschäftigt, an Männer und Frauen gekaufte Sachen zu vertheilen, schritt ruhig durch die Menge hindurch, begrüßte sie und ehe noch die Anwesenden sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, war er verschwunden. Auf eine höchst abenteuerliche Weise, oft als ein Entflohener erkannt, erreichte er Leipzig. Hier hielt er sich eine kurze Zeit bei einem Freunde verborgen auf, und kam über Böhmen zur preußischen Armee. Er ward

im Generalstabe des General York angestellt, und nach seiner Entweichung sah ich ihn zuerst während der Winter-Campagne in Frankreich.

Auf eine andere Weise wurden die beiden verbündeten Freunde gerettet. General Czernitscheff überfiel, wie bekannt, nach der Schlacht von Lützen, Kassel; er drang in die Stadt hinein; ein Gefühl der nahe bevorstehenden Vernichtung des kaum begründeten Königreiches ergriff die ganze Stadt. Die Angst der westphälischen Truppen und der Behörden ward auch in Kassel vernommen. Durch verschiedene Aeußerungen entstand die Vermuthung, daß die Stadt von feindlichen Truppen eingenommen zu werden in Gefahr wäre. Mein Freund Blanc hatte sich mit den verschiedenen Clausuren bekannt gemacht. Mehrere politische Gefangene saßen da, es gelang ihnen mit einigen andern die Gefängnisse zu öffnen, man überwältigte die Gefangenwärter, ließ die Fallbrücke herunter, und entwich. Als die Entflohenen nun aber die Straßen betraten, entdeckten sie zu ihrem Schrecken, daß Czernitscheff die Stadt verlassen hatte. Die westphälischen Truppen durchzogen die Straßen; es war spät Abends; in der Dunkelheit kamen sie

durch kleinere Straßen. Die Verwirrung war noch so groß, daß gegen die Entweichung der Gefangenen keine Anstalten getroffen wurden; durch wechselseitige Unterstützung gelang es ihnen, die Stadtmauer zu erklettern, und sie erreichten die russischen Truppen, indem sie die Wachtfeuer derselben noch immer in der Nähe der Stadt entdeckten.

Blanc ward als Feldprediger in die Armee aufgenommen. Bis er aber eine bestimmte Anstellung erhalten konnte, begleitete er das Blüchersche Hauptquartier, bewaffnet wie die Uebrigen. So machte er den ganzen Krieg mit, und ich traf ihn in der Winter-Campagne in Frankreich, und konnte den offenen Kampf mit ihm theilen, wie früher die geheimen Unternehmungen.

So war ich nun über das Schicksal aller meiner Freunde beruhigt.

---

v. Harthausen hatte früher Halle verlassen. Er war freilich unter allen Verbündeten einer der thätigsten; er unterhielt nicht bloß in Halle, sondern auch in mehreren Gegenden, besonders in Westphalen Verbindungen. Es ward, als er entflohen war, ein Preis

auf seinen Kopf gesetzt. Unter vielen Gefahren gelang es ihm, über Schweden London zu erreichen.

Er hatte früher den Entschluß gefaßt, eine orientalische Reise zu unternehmen. Daher studirte er mit Eifer, unter Professor Wahls Anleitung, die arabische und persische Sprache; er fand es besonders zweckmäßig, auf dieser großen Reise als Arzt zu erscheinen, und beschäftigte sich daher mit der Heilkunde. Dieses Studium kam ihm in London zu statten. Da die westphälische Regierung sich seines Vermögens und der Einkünfte einer Präbende bemächtigt hatte, besaß er freilich nicht die Mittel, die nothwendig waren, um die beabsichtigte große asiatische Reise zu unternehmen. Er ward in London als Unterarzt bei einem Marine-Hospital angestellt, und hielt hier Vorträge über die Naturphilosophie nach meinen Grundzügen. Die Zuhörer waren dort lebende Deutsche; doch waren auch, wenn ich mich nicht irre, ein paar englische Gelehrte darunter. Meine Freunde, der in London noch lebende Handelsherr Sieweking und der Senator Hudtwalcker in Hamburg, erinnerten sich noch mit großer Freude jener Vorlesungen, die, nach ihrer Versicherung großen Beifall fanden.

Ich traf meinen Freund zuerst als englischen Offizier in Paris wieder. Er war sodann einige Jahre hindurch preußischer Geheimer Regierungsrath, zog sich später auf seine Güter zurück, und erregte durch eine politische Schrift: „über die Grundlagen unserer Verfassung," die, als die westphälischen Stände sich im Jahre 1833 versammelten, als Manuscript gedruckt wurde, großes Aufsehen. Viel Gegründetes und Wahres, sehr geistreich aufgefaßt und vorgetragen, kömmt in dieser Schrift vor; doch kann ich in vielem die Ansichten meines Freundes nicht theilen, besonders den Versuch, den Staat naturphilosophisch zu construiren, zu eng an meine früheren gewagten Entwürfe angeschlossen, nicht billigen.

Jetzt lebt v. Harthausen, durch den König von Baiern in den Grafenstand erhoben, auf seinem neu acquirirten Gute in der Nähe von Kissingen, und bewohnt dort das uralte Schloß Salzburg. Es ward oft von Karl dem Großen bewohnt, wenn er im nahen Salzforste jagte.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler des fünften Bandes.

Seite 11, Zeile 1 von unten, statt: anschloß, lies: anschlossen.
= 15, = 6 = = = = = unangenehm, lies: ihm unangenehm.
= 107, = 7 = = = = = Streben, lies: Sterben.
= 347, = 2 = = = = = treten, lies: tritt.

Druckfehler des sechsten Bandes.

Seite 8, Zeile 9 von oben, statt: sie, lies: ihn.
= 95, = 3 = unten = ein schmerzlicher Genuß, l.: einen schmerzlichen Genuß.
= 197, = 9 = = = = Kattke, lies: Kätte.
= 261, = 9 = = = = 23ste, lies: 24ste.







